DEUTSCHE VIERTELJAHRS SCHRIFT

FÜR

LITERATURWISSENSCHAFT

UND

GEISTESGESCHICHTE

33. JAHRGANG 1959 H. 3/SEPTEMBER

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

STUTTGART

POSTVERLAGSORT STUTTGART

DEUTSCHE VIERTELJAHRSSCHRIFT
FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND GEISTESGESCHICHTE

Begründet von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker

Herausgegeben von Prof. Dr. Hugo Kuhn, München 22, Veterinärstraße 2 und Prof. Dr. Friedrich Sengle, Ziegelhausen über Heidelberg, Moselbrunnenweg 25a
Schriftleiter: Dr. Richard Brinkmann, Tübingen, Im Rotbad 30

INHALT HEFT 3/1959

Friedrich von der Leyen (München), Mythus und Märchen 343

Judy Mendels (Lockport-Ill., USA) und Linus Spuler (Luzern), Landgraf Hermann von Thüringen und seine Dichterschule 361

Olive Sayce (Oxford), Der Begriff 'edelez herze' im Tristan Gottfrieds von Straßburg 389

Christoph Petzsch (München), Hofweisen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liederjahrhunderts 414

Hans Fromm (München), Bibliographie und deutsche Philologie 446

Eingesandte Bücher 503

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beilag. Der Abdruck von Dissertationen oder Teilen von solchen ist grundsätzlich ausgeschlossen.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag 20 unberechnete Sonderdrucke, weitere 30 Sonderdrucke können auf Wunsch gegen Berechnung geliefert werden.

Neu erschienene Bücher aus dem Aufgabenkreis der Deutschen Vierteljahrsschrift und Sonderdrucke sind an die J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Kernerstraße 43, zu senden. Sie werden in der Rubrik „Eingesandte Bücher" im jeweils nächsten Heft aufgeführt und, soweit dazu geeignet, in einem der Sammelreferate besprochen. Eine Verpflichtung zur Besprechung besteht nicht.

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Kernerstraße 43, Ruf 29 25 18. Satz und Druck von H. Laupp jr in Tübingen. Erscheint jährlich in 4 Heften von etwa je 10 Bogen. Der Abonnementspreis beträgt je Heft DM 10.50, der Einzelpreis DM 14.—. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Alle Rechte gemäß § 42 des Gesetzes über das Verlagsrecht vom 19. 6. 1901 sowie das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, diese Zeitschrift oder Teile derselben auf dem Wege des photomechanischen Nachdrucks, der Fotokopie oder der Mikroverfilmung zu vervielfältigen. Printed in Germany.

Mythus und Märchen

von Friedrich von der Leyen (München)

I.

Das Wesen und das Wirken der Götter, ihr Schicksal, ihre Macht und ihre Ohnmacht, ihre Taten, ihr Umgang mit den Sterblichen, die immer sich wiederholende und immer neue Verehrung, die ihnen gilt, das alles schließt der Mythus in sich. Er führt uns zu den großen und hohen Göttern und dann zu den Riesen und Zwergen, zu den Herren des Windes, des Wetters und der Gewässer, den Geistern von Wald und Feld und zu zaubermächtigen Wesen. Auch die Heroen und Ahnen leben in seinem Bann.

Hören wir von Märchen, so fühlen wir uns in das Reich der Wunder und der Abenteuer versetzt, in das Reich des seltsamen und überraschenden Erlebens.

Mythus und Märchen sind sehr alt, und beide bedecken die ganze Erde. Die frühesten Überlieferungen der Kulturvölker aus dem 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausend stehen unter dem Zeichen von Mythus und Märchen. Ihre Macht reicht noch weiter zurück in die Zeiten der Jäger und Hirten, in die Jahrtausende der Vorgeschichte. Mythus und Märchen leben noch heute in der alten Kraft und Fülle bei einigen primitiven Völkern, und dort harren noch manche Schätze der Entdeckung. Bei den westlichen Kulturvölkern unserer Tage ist der hohe Mythus erstorben. Die Wesen des niederen Mythus, die Zwerge, die Wichte, die Kobolde und ihre Sippen sind vertrieben und leben nur im Geheimen fort. Die Märchen sind verkümmert oder haben sich versteckt. Als Ersatz gewissermaßen, seit der Zeit der Romantik und ihrer Vorläufer, hat sich die Wissenschaft des Mythus und des Märchens bemächtigt. Ihrem unermüdlichen und weltweiten Sammeln und Forschen ist es trotz vieler Abirrungen gelungen oder will es gelingen, das Wesen dieser Welt zu ergründen und die Gewalten zu erkennen, die ihr das schöpferische »Werde« zuriefen und ihr das schöpferische Verharren schenkten.

Abgrenzungen, die wir bestimmen – Mythus – Märchen – Sage – Heldendichtung – kennt die früheste Zeit nicht. Noch weniger kennt sie die Unter-

scheidung von Tiermärchen, Zaubermärchen, Rätselmärchen, Schwankmärchen u. dgl. In den alten Kulturen des Orients, etwa im Epos vom Gilgamesch oder in den Überlieferungen der Ägypter ist es nicht viel anders. In den großen Märchensammlungen Indiens, in den Geschichten von den 550 Existenzen Buddhas, den sogenannten Dschâtakâs, im Pantschatantra, in der Bṛhatkathâ (der großen Erzählung) von Gunâdhja (etwa im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) und auch in seiner Umdichtung, in dem Ozean der Märchenströme, dem Kathâsaritsâgara des Somadewa (ungefähr im 11. Jahrhundert n. Chr.) stehen Märchen neben Fabeln, Legenden, Novellen, Romanen, Schwänken und neben Göttergeschichten. 1001 Nacht sind eine Fundgrube, nicht nur für Märchen, auch für Seefahrergeschichten, Novellen, Schwänke, Romane, Anekdoten, Fabeln. Noch die Brüder Grimm haben ihren Kinder- und Hausmärchen einige Sagen, Schwänke, Legenden, Rätsel und Stücke mythischer Herkunft zugesellt, und ihrem Beispiel sind spätere Märchensammler und -herausgeber gern gefolgt.

Dem Primitiven ist Märchen wie Mythus heiliger Besitz, die Geister und Ahnen bewachen, die Götter behüten ihn. Bei den Ainu, den Bewohnern der Inseln Sachalin und Hokaida, lieben die Dämonen die Wiedererzählung von Märchen gar nicht, sie wachen streng darüber, daß der Erzähler sie wahrheitsgemäß vorträgt. Nur wenige Männer und Frauen dürfen daher Märchen erzählen und diese nur zu bestimmten Zeiten, im Sommer gar nicht, und bei der Ernte sind Geschichten von Sonne und Mond verboten[1]). – Frau Kösler-Ilg, die als Frau eines Arztes 35 Jahre in den Kordilleren Südamerikas unter den Araukanern lebte, wollte von einem Patienten ihres Mannes, einem Araukaner aus Chile, eine Geschichte seines Stammes hören. Er sagte zögernd zu, er wolle sich besinnen, saß dann verlegen im Garten, aber die Geschichte wollte nicht kommen. Da kreiste eine große blaue Brummfliege um ihn herum und ließ sich in der Nähe auf der Rinde eines Baumstammes nieder. Diese Fliege ist bei den Araukanern ein hochgeehrtes Insekt, in dem der Geist der Ahnen weiterlebt. Die Züge des Araukaners entspannten sich, er begrüßte ehrerbietig den Ahn; nun hatte er seine Zustimmung, und nun erzählte er seine Geschichte von den Inseln der Riesen und von der zweiten Geburt des Ollal. – Ein anderer Erzähler kletterte noch am späten Abend einen Berg hinunter, um ein Wort der Erzählung zu berichtigen, damit die Überlieferung nicht unrein würde. Ein dritter erklärte: »Alles, was man heute noch findet von den Geschichten unserer Voreltern, ist mehr wert als die Schätze, die Perlen und das rote Gold, die von den Huinka (den Weißen, eigentlich den Räubern) allzugierig begehrt werden. Wir müssen sie vor ihnen ebenso

[1]) Vf. Die Welt der Märchen (WdM) I, 57 f.

schützen, wie unsere Ahnen die Schätze vor den Eindringlingen bewahrt haben«[2]). – Frau Elsa Sophia v. Kamphoevener, die in ihrer Jugend als Junge verkleidet mit den Karawanen wanderte, berichtet in ihrem Märchenbuch 'An den Nachtfeuern des Karawanenserails' daß einzelne Erzählungen der Besitz einzelner Familien sind. Wenn jemand eine Geschichte erzählt, die einer anderen Familie gehört, so gilt das als schwerer Diebstahl und wird wie niedriger Pferdediebstahl beurteilt. Der Dieb bekommt weder Brot noch Wasser und kann nur auswandern, dorthin, wo niemand ihn kennt[3]). – Welch eine unwiderstehliche Anziehungskraft vom Märchen ausgeht, daß die Märchen vor jedem Unheil schützen, daß sie dauerndes Glück verheißen, daß man sie nie vergessen darf, daß man ihre Lehren für immer sich einprägen soll, das hören wir oft, sowohl im indischen Ozean der Märchenströme wie in 1001 Nacht. In frühen Zeiten hat der Traumdeuter, der Wahrsager, der Zauberer, der Medizinmann auch die Märchen hergesagt. In die Geschichten der Inder, der Juden, der Araber sind Weisheitssprüche über Weisheitssprüche eingefügt. Gerade um dieser Sprüche willen scheinen die Märchen erzählt, als Mahnung und Warnung, vor allem für den Regenten, und auch zur Freude. Später, noch in unserer Zeit in Indien, waren die Märchen Schul- und Lesebücher. Für die Tausende, die weder lesen noch schreiben konnten, waren sie Unterhaltung, Erziehung, Unterricht zugleich. Bei den Buddhisten in Indien[4]), bei den Predigern des Mittelalters und des Barock[5]) dienten die Predigtmärlein als fromme, als zugleich ernste und heitere Unterhaltung.

Die frühesten Märchen wurden in feierlicher, gehobener Sprache, auch in dunklen, geheimnisvollen Andeutungen, in der Sprache der Geister vorgetragen, so etwa bei den Ainu. In den Mythen und Märchen der Buddhisten sind die Verse das Ältere. Ihre Sprache ist heilig und überdauerte die Jahrhunderte; die ungebundene Prosa gab die Erklärung. Ähnlich ist es in den Göttergeschichten des Rigveda, etwa in dem Märchen von Pururavas und Urvaçî. Noch in den irischen Märchen unserer Tage sind die Verse und Strophen das Gehobene, das Ältere; sie zeigen, daß die Märchen einmal an den Hof der Könige gehörten. Merkmale alter germanischer Verskunst in alten Zaubersprüchen bewahren uns die Märchen der Brüder Grimm[6]). Im 10. und 11. Jahrhundert trugen die Spielleute ihre Schwänke und Märchen den hohen geistlichen Herren in den Strophen der kirchlichen Sequenzen und modi vor. Ost und West haben den Märchen die hohe Kunst der dichterischen rhetorischen Sprache geschenkt,

[2]) Indianermärchen aus den Kordilleren, 1955, 5 ff.
[3]) Vf. und Kurt Schier, Das Märchen[4], 1957, 109.
[4]) Buddhistische Märchen, Jena 1921, V.
[5]) Elfriede Moser-Roth, Fabula II (1958), 1 ff.
[6]) v. d. L./Schier, a.a.O. 172 ff.

in Tausendundeine Nacht, im Ozean der Märchenströme, auch bei den Persern und Türken, auch im Märchen von Amor und Psyche des Apulejus und noch im Pentamerone des Basile.

Jeder Märchensammler weiß, welches Vertrauen er sich bei den Männern und Frauen des Volkes erwerben, welches Mißtrauen er überwinden muß, bis endlich die Märchen, die sie wissen, erzählt werden.

Das rührendste Zeugnis aus jüngster Zeit für die als Heiligtum bewahrten Märchen stammt aus Irland. Wir meinen die dem Professor Duilearga 1925–1938 diktierten 200 Märchen eines Bauern und Fischers, der, des Lesens und Schreibens unkundig, nur in seiner Heimat gelebt hatte[7]).

II.

Unter den Märchen scheinen die Tiermärchen, unter den Mythen die Tiermythen die verbreitetsten; Zeugnisse einer sehr frühen Welt. Der Königsgeier der Indianer Südamerikas ist mächtiger als die Sonne und der eigentliche Herr des Himmels. Für die alten Ägypter ist die Sonne ein Falke, der mit glühenden Augen über den Himmel fliegt. Andere Völker geben dem Adler die Herrschaft über das große Himmelsgestirn. Der Kopfputz aus Papageienfedern, der silberne Hut, der Ohrenschmuck aus glänzenden Käferflügeln schaffen die leuchtende Herrlichkeit der Sonne, und nur wenn sie diese Herrlichkeiten trägt, kann sie scheinen. So sagen wieder die Indianer Südamerikas. Oder es heißt, Käfer und Mücken locken durch ihren Tanz, ihren Flug die Sonne an den Himmel. Vögel, auch der Hase und anderes Getier, weisen der Sonne und anderen Gestirnen ihre rechte Bahn. Oder diese Tiere behaupten, die Sonne hätte immer scheinen wollen und die Erde versengen, da hätten sie vom Feuer der Gestirne etwas geholt und daraus den Mond geschaffen, so daß beide Gestirne so leuchten, wie es die Menschen bedürfen. Den Tieren schreibt man auch den Ausgleich von Tag und Nacht zu: Die Araukaner wissen, daß die Sonne nicht immer hätte scheinen mögen und sich versteckt habe. Nach manchen vergeblichen Versuchen hätten wieder die Vögel sie aus ihrem Versteck geholt, damit sie ihres Amtes weiter walte[8]).

Gemeinsam ist diesen Berichten, die für manche andere stehen, daß sie die Macht der Tiere über die Macht der Sonne und auch über die Macht der anderen Gestirne erheben, daß sie als Anfang der Welt das Chaos, die Willkür, und daß sie die Tiere als Schöpfer der Ordnung sehen, einer Ordnung, die dauernd durch ordnungsfeindliche Mächte bedroht wird.

Auch die Menschen stehen unter der Herrschaft der Tiere. Sie werden von Tieren geschaffen oder von ihnen genährt. Auf mächtige Tiere als

---

[7]) WdM II, 285.

[8]) WdM I, 15 ff.; Kordilleren-Märchen 119 ff.

auf ihre Ahnen führen berühmte Helden ihr Geschlecht zurück, oder es wird erzählt, sie seien in ihrer Kindheit von Bären oder Wölfen gesäugt worden; oder zauberstarke Tiere beschützen Sippen- oder Stammesverbände, dann sind diese Tiere unverletzlich und unberührbar. Ehen eines Mannes mit einer Tierfrau nehmen durch die Schuld des Mannes oder durch seine Sorglosigkeit eigentlich nie ein gutes Ende. Dann treibt es die Tierfrau unwiderstehlich in ihre Welt zurück; sie ist die Stärkere.

Wasser, Schlaf, Nahrung, alles ist im Besitz der Tiere. Der Schlaf gehört der immer schlafenden Eidechse, das Wasser den Tieren, die im Wasser leben. Gutwillig geben sie es nicht her. Man muß es ihnen ablisten oder rauben. Tiere lehren auch den Menschen den Bau seiner Wohnungen und die Herstellung seiner Geräte. Sie bringen ihm sogar in höherem Auftrag seine Nahrung. – Bestimmte Tiere haben bestimmte Kräfte: bei den Indianern Amerikas ist es der Hase, das Kaninchen Männebusch, der Fuchs, der Coyote. Sie schaffen die Welt; desgleichen der Rabe. Er ist der Vogel Apolls, er holt noch in vielen Märchen das Wasser des Lebens. Seinen beiden Raben verdankt Odin seine Weisheit – noch heute erzählt das Märchen gern von wahrsagenden und wissenden Vögeln. – Die Schlange ist seit undenklichen Zeiten das wissendste Tier. Sie besitzt das Kraut der Unsterblichkeit. Sie kennt die Sprache der Tiere und lehrt sie den Menschen.

Die Tiere selbst fühlen sich als große Familie. Sie nennen sich Bruder, sie schließen die seltsamsten und verwunderlichsten Ehen. Sie helfen sich, wie sie auch den Menschen helfen, und wiederum, sie schließen sich gegen die Menschen zusammen. Das geschieht nicht ohne Überlistung, Betrug und Verrat, nicht ohne Lüge und Grausamkeit. Ohne Gewissensbisse fressen sie sich auf. Besonders gern hören sie, wie das kleine kluge Tier das große und oft das dumme Tier überlistet. Beim Kampf der Menschen gegen Tiere und gegen Unholde und Riesen begibt sich das gleiche. Der kleine listige Schneider überwindet den großen plumpen Riesen, der kleine David den großen Goliath. – Die Berichte über Weltschöpfung und Weltordnung freuen sich am Schabernack, an List und Spiel; Mitleid und gütige Herzen sind noch nicht da[9]).

Wie die Tiere sind die Gestirne eine Familie, und sie sind ebenso nichtsnutzig, sie verfolgen einander, sie schließen Verträge, die sie nicht halten, sie müssen zu ihren Aufgaben gewaltsam angehalten werden[10]). Wenn die Sonne – so heißt es noch in späten Märchen[11]) – ein schönes Mädchen sieht, so vergißt sie, daß sie doch die Welt erleuchten und erwärmen soll. Die Sonne ist aber auch bei den Primitiven der Beherrscher der Welt. Sie

[9]) WdM I, 89 ff.
[10]) WdM I, 94.
[11]) Russische Märchen 1955, 267 ff.

entscheidet über Not und Glück, über Tod und Leben. Und der Zeus des Homer, entrinnt er nicht auch gern den strengen Geboten seines höchsten Amtes? Erfreut er sich nicht am Anblick und am Genuß schöner Frauen?

Wenn ein Kind das Sprechen gelernt hat und mit offenen Augen in die Welt sieht, so will es plötzlich alles wissen und fragt und fragt die Eltern oder die sonst in der Nähe sind, warum es schneit, warum die Sonne scheint, warum die Rosen duften und warum die Hunde bellen, warum die Katze einen langen Schwanz hat und warum der Hahn kräht und nicht die Henne – und so geht es weiter, bis die armen Ausgefragten kapitulieren[12]). Der Primitive fragt ebenso – und er weiß die Antwort. So erzählt er, wie die Tiere aussehen und warum sie so aussehen, was ihre Gewohnheiten sind, was ihre Stimme bedeutet und durch welche Kräfte, durch welche Taten und Besonderheiten sie auffallen. Das gleiche weiß und erzählt er von der Sonne und den Gestirnen, von den Bergen und Felsen, von den Bäumen und von den Blumen, von den Strömen und vom Meer, von Himmel und Erde, von Anfang und Ende des Lebens.

Unter diesen ätiologischen Geschichten sind die Tiergeschichten wieder die vielfältigsten und lustigsten, vom Gilgamesch-Epos und vom griechischen Altertum an bis heute. Sie sind und bleiben unerschöpflich. Für die primitiven Völker bedeuten diese Geschichten noch mehr. Sie wollen mit ihrer Hilfe die Tiere kennenlernen, damit sie mit ihnen umgehen und sie auch beherrschen können (Kurt Schier)[13]).

Diese ätiologischen Geschichten sind ein Anfang des Tiermärchens und der Tierfabel, ein Anfang auch der Mythologie. Die Metamorphosen des Ovid sind davon das weltbekannteste Zeugnis. Die Kirche des späten Altertums hat die gleichen Geschichten geistlich umgedeutet, ihre Deutung hat das berühmteste aller mittelalterlichen Tierbücher, der Physiologus, in sich aufgenommen.

Die Vermutung geht wohl auch nicht fehl, dieses Frage- und Antwortspiel sei außerdem ein Anfang des Rätsels. Im Wettstreit von Frage und Antwort ergehen sich schon in den Hymnen des Rigveda die Priester. Wir denken auch an die Rätselreihen, die in der Edda Gott und Gott oder Gott und Riese sich zurufen. Immer noch, im Volksrätsel, gilt das Rätsel

---

[12]) In dem Buch von Paul Fechter, Das europäische Drama (Mannheim 1957, II, 219) heißt es: »Chesterton bestätigt Shaw, daß er die Philosophie ins Drama zurückgebracht habe in einer gewissen Freiheit des Geistes. Aber kein skeptischer Philosoph könne irgendeine Frage stellen, die nicht auch von einem Kind an einem heißen Nachmittag gestellt werden könne: Bin ich ein Knabe, warum bin ich ein Knabe? Was ist ein Sessel? – Ein Kind werde manchmal zwei Stunden lang die gleichen Fragen stellen. Die Philosophen des protestantischen Europa haben sie 200 Jahre lang gestellt.«

[13]) v. d. L./Schier, a.a.O. 58 ff. – WdM I, 91 ff.

dem Himmel und den himmlischen Erscheinungen, der Erde und ihren Kräften, den Jahreszeiten und den Elementen.

Anhangsweise möchten wir erwähnen: Aus den ätiologischen Geschichten sind die lustigen Geschichten und Schwänke von der verkehrten Welt entsprungen. Wir erinnern uns: Die Vögel, deren Gefieder und deren Flügelpracht leuchtend und hell in der Welt erscheinen, geben der Sonne ihre Leuchtkraft. Das Summen der Käfer und Mücken lockt die Sonne zum Scheinen. Das Wasser besitzen die im Wasser lebenden Tiere. Wir fügen hinzu: die Ente zieht das Wasser hinter sich her, die Flüsse flossen einmal gleichzeitig stromauf und stromab. Von da aus ist es nicht weit von der Welt, in der die Mäuse die Katzen besiegen, der Fuchs die Gänse hütet, der Esel die Laute spielt usw. Diese Späße über die verkehrte Welt erzählten schon die alten Ägypter, sie stellten sie auch auf ihren Zeichnungen dar, an dieser tollen Welt hat sich das ganze Mittelalter gefreut. Besonders das späte Altertum hat sich dieser Späße bemächtigt. Damals wurden sie Lügenmärchen oder, wie im Märchen vom Schlaraffenlande, unsinnige spielerische Häufungen. Besonders im östlichen Märchen leben sie als tolle Eingänge und Abschlüsse des Märchens weiter[14]).

Zum Wesen der ätiologischen Geschichten gehört ihre sich immer erneuernde Fülle. In tausenden von Beispielen erzählen und erklären sie zugleich. Sie sind eher Sagen als Märchen, oder man kann behaupten, sie stehen zwischen beiden. Dementsprechend stellt die Sage sich gern zu diesen Geschichten. Da kennt die Sage etwa die Höhle, in der die Sonne versteckt wurde oder in der ein Gott zur Welt kam. Sie zeigt die Berge, in denen die Helden der Vorzeit schlafen, sie zeigt die Sterne, die einmal Menschen waren oder die Felsen, in die Menschen verwandelt wurden oder die verdorrten Felder, die einmal Frucht trugen oder die Wiesen, auf denen Elben tanzen, die Schlösser, in denen verwunschene Geister hausen, die Stätte, an der ein frommer Mönch erschlagen wurde. – Die ganze Heimat lebt, mahnend, warnend, erklärend in diesen Sagen. Sie ist, wie Jakob Grimm sagt, der Schutzengel, der uns begleitet. Was wäre auch ohne diesen Besitz das alte Griechenland oder das alte und das neue Irland oder unser Deutschland?

Die durch die Sage verklärte Welt, die Bäume, Haine, Wälder, Wiesen, Hügel und Berge, Flüsse und Seen sind heilige Stätten. Sie sind zugleich die Tempel der ältesten Zeiten, bei den Indern, bei den Griechen, bei den Germanen, bei den Kelten, bei den Slawen und wohl schon bei den Indogermanen.

Das Nahe, Beschützende, immer Gegenwärtige, die Kraft spendenden oder zerstörenden Mächte, die in Wasser und Wind, in Wäldern und Fel-

---

[14]) WdM I, 19, 129.

dern, in Bäumen und Bergen hausenden Geister, die man Sondergötter genannt hat – sie gehören wohl zu den ältesten Göttern. Man nennt sie auch die Götter der niederen Mythologie. Es sind unsere Riesen und Zwerge, Wichte und Kobolde, Nixen und Wilde Männer – es ist eine weltweite Familie. Zu ihnen gehören die Dämonen und die Drachen und andere Unholde. Man findet sie wie im Deutschen bei den Griechen, bei den Indern, kurz bei allen indogermanischen Völkern, und ganz ähnlich in Japan, in China, bei den Arabern, bei den Primitiven. Diese Götter überleben im Westen die großen Götter. In den Mythen führen sie bald ihr eigenes Leben neben den höchsten Herren, bald sind sie ihre Feinde wie die Riesen und Dämonen, bald sind sie dienende Götter. Ihnen darf man die Sondergötter im engeren Sinn anreihen, die bestimmte Berufe und bestimmte Tätigkeiten beschützen. Um den großen Gott der Christen stellt sich die Schar der Heiligen. Die mythenbildende Kraft, die diese Gottheiten schuf, lebt noch heute; neue Berufe und neue Tätigkeiten schaffen auch neue Sondergötter. Vor kurzem hat der heilige Vater noch einen Sondergott, einen Heiligen für den Sport, empfohlen.

Neben den schöpferischen und hilfreichen walten die zerstörerischen und überstarken und unheimlichen Tiere, eine dauernde Gefahr für die Menschen und für die Welt. – Tiere schaffen die Sintflut und die großen Überschwemmungen der Ströme. Sie verschlingen alle Menschen und alle Wesen. Bisweilen geben sie ihre Opfer wieder her; oder sie verschlingen einen Menschen, der sich dann, sei es durch List, sei es durch Gewalt, aus ihrem Bauch befreit. Oder Tiere verfolgen die Sonne und suchen auch sie zu verschlingen.

Wer heute, auf dem Rücken liegend, in der Höhle von Altamira zu den Bildern der Bisons, des Mammuts, der Wildschweine auf der Decke und an den Wänden aufblickt, den scheinen diese Geschöpfe der Steinzeit noch immer unheimlich zu bedrohen, und ihn beschleicht noch immer Furcht und Bewunderung. – »Wir können uns kaum vorstellen, welche Machtgefühle den Zauberer durchdringen, wenn er sich die Felle mächtiger Tiere umhängt oder wenn er in ihrer Maske auftritt« (Eliade).

III.

Das sind einige Einblicke und einige Andeutungen in die uns erreichbaren Aussagen der Vorzeit. Märchen und Mythen sind sie eigentlich noch nicht. Sie stehen dazwischen. Man möchte sie »Urmythen« und »Urmärchen« nennen. Von ihnen geht der Weg zum Mythus und zum Märchen. Bei den Primitiven – wir erinnern daran – weisen Vögel und andere Tiere der Sonne und den Gestirnen die rechte Bahn. In der Edda ist das die Tat der Götter. – Bei den Primitiven holen Wassertiere Erdstückchen aus der Tiefe und schaffen dadurch die Erde. In den indischen Überliefe-

rungen vollbringt das ein göttlicher Schöpfer. – Umgekehrt: Die Märchen und die lustigen Fabeleien von der verkehrten Welt weisen auf Tiergeschichten in der Urwelt zurück und damit auf den Vormythus. Aus diesen dem Mythus verwandten Gebilden ist die weltlichste Heiterkeit geworden. Was bei den Primitiven noch Spiel, noch ungezügelte Lust des Fabulierens scheint, der Mythus hebt es in die Höhe einer heiligen Verpflichtung. In der Edda sind die Götter die Lenker und Wächter der Gestirne geworden und auch die Bildner und Schöpfer der Menschen.

Bis dahin führt ein weiter Weg. Die Mächte der Zerstörung, des Chaos sind noch lange Jahrhunderte die Gewaltigen, grausam, wild und gewalttätig; Giganten, Titanen, Riesen und Herrscher der großen Ströme, auch Drachen und Ungeheuer. Sie wollen die Herrschaft, und noch die Urgötter neiden einander ihre Macht. Und dann folgen erbarmungslose und grausame Kämpfe, Zerstörungen, Verstümmelungen und Verschlingungen, bis endlich der Stärkere siegt. Aber der Stärkere bleibt von den Feinden immer bedroht. Nicht ohne Grauen folgen wir den Berichten des Hesiod und verwandten Berichten aus dem Orient. Sie klingen wie entfesselte böse Träume.

Die Tiere, die mächtigsten unter ihnen, und die Tiere, die dem Menschen seinen Besitz bringen, verwandeln sich in Götter oder in göttliche Kulturbringer. Von den Tieren erzeugte oder genährte Menschen werden als Halbgötter und als Heroen verehrt. Die Kräfte des Zauberers, sich zu verwandeln, seine Gabe, Menschen zu verderben und Menschen zu retten, ist in Götter eingegangen.

Die Tiere, die nächsten Freunde und die nächsten Feinde des Menschen, ihre Helfer und Beschützer und auch ihre Vernichter, erscheinen besonders bei den alten orientalischen Völkern als Götter, oder diese alten orientalischen Götter sind halb Tiere und halb Menschen. Bei den indogermanischen Völkern erscheinen die Götter des Meeres und der Ströme bald als Stiere, bald als Pferde, bald als Riesen. Bestimmte Tiere sind bestimmten Göttern heilig.

Die in der Natur waltenden und tobenden Kräfte: Sturm, Regen, Donner und Blitz, das unheimliche Dunkel des Urwalds erscheinen in mythischen Überlieferungen als Riesen, als Ungeheuer und als Götter. Und die Götter überwinden diese Riesen. Der indische Indra, der germanische Donar, der nordische Thor sind solche Überwinder. Zeus, der Gott des leuchtenden Himmels, ist auch der Herr von Donner und Blitz. Auf Indra, auf Donar und Thor, häufen sich viele berühmte Taten, und in späteren Überlieferungen rühmen sie sich derer und verwandeln sich schließlich in göttliche Prahlhänse, und dann werden sie etwas lächerlich und geraten ins Märchen und ins Spielerische. Dem Herakles der Griechen ist es ähnlich ergangen. Haben schon die Indogermanen sich an diesen prahlerischen Geschichten erfreut?

In den frühen Zeiten des Märchens und der Sage war die Ehe von sterblichen Männern mit Frauen der höheren Welt, wie wir schon andeuteten, kein Glück. Diese wehmütige Kunde haben uns griechische Sagen erhalten, etwa die von Peleus, der die Meernixe Thetis trotz ihrer Verwandlungskünste bezwingt. Als er sie aber bei ihrem nächtlichen Zauber belauscht, entschwindet sie für immer. – In den hohen Zeiten des Mythus wählen die Götter und Göttinnen der Griechen ihre Schützlinge unter den sterblichen Helden und unter sterblichen Frauen, und sie kämpfen um sie. Der Umgang mit ihnen, auch der Umgang der Götter mit den Gottheiten der Bäume, der Gewässer, zeugt die Heroen und Halbgötter. Ihre Taten und ihre Schicksale wieder besingt die Dichtung. Man nennt sie, eben weil die Götter in ihnen walten, Mythen. Eher gebührt ihnen die Benennung »Heldendichtung«.

Ägyptische Märchen wissen, daß den von den Göttern zum Herrscher Berufenen keine Nachstellung irdischer Herrscher etwas anhaben kann. Das gleiche erlebt der persische Kyros, der griechische Perseus. In seine Geschichte hat ein Dichter das Märchen von dem Helden verwoben, der eine Prinzessin von einem Drachen befreit, und das Märchen von einer in einem Turm eingeschlossenen Jungfrau, das wieder schon die Ägypter kennen. Beide Märchen führen noch ein Leben für sich oder begegnen uns in anderen Zusammenhängen. Alte, frühgeschichtliche Märchen also hat die Heldendichtung von Perseus aufgegriffen. – Ähnliches gilt von den Argonauten. Ein Kinderpaar flieht vor der bösen Stiefmutter, ein König fordert von einem Helden unlösbare Aufgaben, um ihn zu verderben; doch ein den Helden liebendes Mädchen hilft ihm, das Unlösbare zu lösen. Er aber vergißt die Helferin. – Das sind wieder vielgeliebte und weitverbreitete Märchen (das von den unlösbaren Aufgaben und das mit ihm gern verbundene von der vergessenen Braut), die in das Epos hineinwanderten und denen dann ein Dichter neues dichterisches Leben eingehaucht hat. – Der Feind des Herakles ist wieder ein böser König, der Angst hat vor der unheimlichen Kraft des Burschen. Doch dieser bezwingt alle Ungeheuer und kommt aus den gefährlichsten Fahrten heiler, frischer, unternehmungslustiger heim wie zuvor. Diese Berichte gleichen den Märchen vom jungen Siegfried und vom Starken Hans. Ein großer Dichter schuf aus ihm die Taten und die Kämpfe, die den Helden den Göttern ebenbürtig machen. – Gehen wir weiter: Schon Juvenal hat Homer mit einem gewerbsmäßigen Märchenerzähler verglichen. Wir erinnern an den Polyphem, in dem zwei alte Überlieferungen von einem überlisteten Unhold verschmolzen sind, an die Erlebnisse des Odysseus in der Schattenwelt, an seine Fahrt zur Kalypso, zur Kirke, an seine Erlebnisse mit den Sirenen, an die Symplegaden, an den Äolus, an die Fahrt zu den Phäaken, die seltsam verwandt ist mit einem alten indischen Mär-

chen, dem Märchen vom Saktivega, verwandt auch mit dem in Japan sehr berühmten Bericht vom verlorenen Angelhaken, der zwischen Mythus und Märchen hin und her geht. Ich denke hier an die Erscheinung des Odysseus vor Nausikaa[15]). Diese als Beispiele gewählten Epen oder Mythen zeigen, wie reich und alt die Märchen doch sind, wie früh sie – und das gibt ihnen einen neuen Wert – als Perlen und Edelsteine in die Kronen und Diademe der großen Dichtungen eingefügt wurden, deren Glanz dann die Jahrhunderte erleuchtete. Griechenland ist an diesen Dichtungen, in denen Heldendichtung, Mythus und Märchen sich verbinden, das reichste Land. Am ehesten lassen sich damit die irischen Märchen und ihre höfischen Nachfahren vergleichen, die Überlieferungen von Fin Cuchullain, Merlin und Artus[16]).

Die Götterlieder und Göttersagen der Edda – über sie hat das Märchen seinen bunten Schleier geworfen und die alten Gebilde dicht verhüllt. Nicht wieder ganze Mythen, sondern Motive und Motivreihen aus den Mythen haben diese späten Göttersagen geschaffen[17]).

In dem berühmten Märchen der Ägypter von den zwei Brüdern erschaffen Götter die Menschen, beschützen und lenken ihr Schicksal. Der Name des einen Bruders ist mit dem Namen eines Gottes verwandt (Anupu – Anubi). Der andere, Batu, trägt den Namen eines Gottes. Die Brüder selbst sind magisch und unlösbar verbunden. Die magische Geburt, Verwandlung über Verwandlung, der unwiderstehliche Zauber einer Frauenlocke, der unerbittliche Gang des Schicksals – gehört das nicht allein in die Welt des Mythus? Aber die Begebnisse des Mythus haben sich verwirrt in der uns vorliegenden Form, und trotz der vielfältigen Ansätze läßt sich die ursprüngliche Gestalt des Mythus nicht zurückgewinnen. So wie die Geschichte nun vor uns steht, gleicht sie unseren Volksmärchen aufs Haar, genauer: sie gleicht dem Brüdermärchen, das im Märchenschatz sehr vieler Völker auftaucht und dessen Aufbau geschlossener ist als der Aufbau der ägyptischen Dichtung, das also vielleicht in ein noch höheres Alter zurückweist. So gleitet auch das alte ägyptische Gebilde zwischen Mythus und Märchen wunderlich hin und her.

In einem anderen ägyptischen Märchen, das der Entdecker 1930 »Die Blendung der Wahrheit« (The Blinding of Truth) genannt hat, aus dem 12. vorchristlichen Jahrhundert, streiten zwei Brüder, ob Wahrheit oder Lüge das Mächtigste auf der Welt sei. Bruder Lüge behauptet und beschwört, er habe ein Schwert von fabelhafter Größe und wunderbarer Kraft. Bruder Wahrheit bezweifelt das und wird zur Strafe geblendet. Eine

---

[15]) Rumpf, Japanische Volksmärchen, 1938, 31 ff., 317.

[16]) MacCulloch, Die Kelten, in: Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte[4], 1925, Bd. II, S. 614.

[17]) Vf., Die Götter der Germanen, 1938, 315 f.

Frau liebt ihn, sie schenkt ihm einen Sohn, dessen Klugheit die Klugheit aller Altersgenossen weit hinter sich läßt. Er will den Vater rächen. Sein Oheim raubt ihm seinen prächtigsten Ochsen. Der Knabe gibt nun von dessen wunderbaren Eigenschaften eine ebenso prahlerische und übertriebene Schilderung wie seinerzeit der Bruder Lüge von seinem Schwert. Bruder Lüge glaubt dem Kind nicht. Er wird vor das Gericht der Götter gestellt und geblendet. Bruder Wahrheit erhält Recht und Ehre (und wohl auch sein Augenlicht) wieder zurück.

Das Gericht der Götter wird in dieser Geschichte angerufen, das streitende Brüderpaar, meint der Entdecker des Märchens, war eigentlich ein göttliches Brüderpaar – der Gott des Bösen hier und der Gott des Guten dort. Oder war es ein Gott der Krieger und ein Gott der Bauern? Jener besaß die vernichtende Waffe, dieser den herrlichen Stier. Am Ende war der ursprüngliche Sinn: Der Sieg des Guten und der Wohlfahrt bringen Frieden über den zerstörerischen Krieg. Diesen Sinn erkannte die Weisheit eines göttlichen Kindes, dem eine magische Geburt das Leben schenkte [18]). Mag das nun zutreffen oder nicht, die Geschichte verweilt mit besonderer Freude bei der grotesken und prahlerischen Schilderung von Schwert und Stier. Hier haben wir das spielerische Element, das von jeher zum Wesen des Mythus gehört und das auch die Taten der starken Götter und der Halbgötter umspielt, sei es, wie gesagt, der indische Indra, der nordische Thor, sei es der griechische Herakles. In diesen übermütigen Übertreibungen schwelgen dann Märchen und Schwank, im Altertum, in der Spielmannsdichtung des Mittelalters und bis auf unsere Tage.

Die ägyptische Geschichte, wie sie uns vorliegt, ist ein Märchen, das noch in der Götterwelt verweilt und das die Zeichen des Mythus noch erkennen läßt. Wie uns diese Geschichte wieder begegnet, ist sie ganz und gar ein Märchen geworden, und sie begegnet uns zu hunderten von Malen, in vielen europäischen Ländern, in Tausendundeiner Nacht, auch bei den Indern. Es ist ein Märchen von zwei Brüdern oder zwei Gefährten, in alten Fassungen heißen sie noch Wahrheit und Lüge. Der gute Bruder wird vom bösen geblendet, der böse wird entlarvt und gestraft; der gute Bruder wird belohnt und erhält sein Augenlicht zurück. Darüber entscheidet bald ein Gericht von Dämonen, bald ein Gericht von Vögeln. Die Welt der Götter hat sich also in eine Welt der Dämonen oder in eine Welt der Vögel verwandelt. Sonst ist der mythische Gehalt ganz verschwunden, doch der sittliche Kern ist geblieben und damit das eigentliche Wesen, das dann in vielen Fassungen durch neue Arabesken ausgeschmückt wurde (Grimm KHM 107, Die beiden Wanderer).

---

[18]) C. G. Jung und Karl Kerényi, Einführung in das Wesen der Mythologie, Zürich 1951; vgl. Verf./Schier, Das Märchen[4], S. 37 ff.

Auch andere ägyptische Märchen – das älteste aus dem 17. vorchristlichen Jahrhundert – zeigen, wir sprachen davon, das Walten der Götter, die das Schicksal der Menschen bestimmen, das auch die Mächtigsten der Erde nicht wenden können[19]).

Richard Reitzenstein hat geglaubt, das Märchen von Amor und Psyche sei ursprünglich ein Mythus, treffender gesagt: ein Mysterium gewesen von den Qualen und Läuterungen, die eine liebende schwache und gläubige Seele erdulden muß, bis sie in die Vollendung eingeht. Spätere Erzähler hätten diesem Mysterium die vielfachen Reize des Märchens geschenkt. Aber von diesem Mysterium ist nirgends eine sichere Spur entdeckt worden. – Wahrscheinlicher ist wohl der Ursprung aus dem Märchen vom übertretenen Verbot, vom verlorenen und nach langen Verwandlungen und Prüfungen wiedergeschenkten Geliebten. Ihm hat sich das Märchen von der neidischen Schwester und vom Aschenbrödel angeschmiegt. Ein solches Märchen erscheint schon (vgl. o. S. 345) im altindischen Veda. Die Geschichte der Prüfungen und Wanderungen lockte dann wohl das Mysterium der Erlösung der liebenden Seele zu sich. So hat sich also in diesem von aller Welt geliebten Märchen das Märchen zum Mythus und zum Mysterium erhoben. – Aber das letzte Wort ist hier noch nicht gesprochen[20]). Ist es ein Zufall, daß gerade in diesen drei verbreitetsten, beliebtesten, sehr alten Märchen Mythus und Märchen sich durchdringen?

IV.

Der Zauberer der Primitiven, um es zu wiederholen, ist zugleich Meister des Verwandelns, Beschwörer der Ahnen und Geister, Wahrsager, Traumdeuter, Medizinmann, Erzähler der alten Märchen und Mythen. Traumdeuter und Wahrsager stehen im alten Ägypten im Dienst der Herrscher, wie Joseph im Dienst des Pharao. Wahrsagende Frauen hausen an heiligen Stätten in Verborgenheit, wie die Pythia bei den Griechen in Delphi und wie die Veleda bei den germanischen Semnonen in ihrem Turm. Wir erinnern uns an jene Rätsel, die die Götter und Priester einander zuwarfen. Wer ihre Lösung nicht kennt und damit das göttliche Geheimnis verfehlt, ist dem Tod verfallen. Frauen hüten das Rätsel, Frauen wollen die Lösung des Rätsels um allen Preis erfahren; Frauen sind auch die grausamsten Vollstrecker des Todesurteils. Oder die Frau ist der Lohn für die geglückte Lösung, oder wieder – sie muß das ihr aufgegebene Rätsel erraten und sucht nun um jeden Preis die Lösung zu erfahren und scheut dabei keine Demütigung. Schon Ödipus und die Sphinx, schon Simson und Dalila, schon Turandot leben in dieser bedrohenden Rätselwelt, und

[19]) WdM I, 134 ff., 180 ff.
[20]) WdM I, 175 ff.

die Rätselmärchen lassen uns eine magische und mythische Vorwelt ahnen. – Ist diese Vorwelt die Vorwelt des Matriarchats?

Eine andere Art und Kunst des Zauberwesens, wieder bei neuen und alten Völkern, hat sich bei asiatischen Völkern am reichsten ausgeprägt. Das ist der sogenannte Schamanismus[21]). Bei ihm vererbt sich die Zauberkunst von Geschlecht zu Geschlecht, aber es gibt auch besonders Begabte, die nach einer strengen Vorbereitung anerkannt werden, durch scheinbare Tötung und Wiederbelebung, durch Fasten, durch langes Leben in der Einsamkeit, durch berauschende Getränke. Dann, heißt es, steigt der Zauberer an einer Birke oder an einer Pfeilkette oder an einem Seil in den Himmel und von dort in das Reich der Schatten und der Vorfahren und endlich zurück in das Diesseits. Im Reich der Schatten erfährt der Zauberer von den Ahnen die Antwort auf bedrängende Fragen, die ihm auf seine Fahrt mitgegeben werden. – In dieser klaren, reichen und vollständigen Form hat keine Überlieferung die Fahrten des Zauberers geschildert. Mircea Eliade hat sie aus verschiedenen lückenhaften Berichten hergestellt. Die Schule des Zauberers, die Initiation, der der Aufstieg zum Himmel folgt, wird auch im Märchen erzählt, verblaßt freilich und ohne die Erinnerung an ihre kultische Herkunft. Der Aufstieg an einem Seil etwa gilt als Blendwerk, als Trick von Zauberkünstlern. Der Aufstieg auf einen Baum wird in vielen Märchen erzählt[22]).

Viel gewaltiger und großartiger sind die Erlebnisse des Zauberers in der Welt der Abgeschiedenen. Hier erwarten den Eindringling Gefahren über Gefahren: Unheimliche Tiere sind zu überwältigen, durch zusammenschlagende Felsen muß er hindurch, über messerscharfe Grate muß er schreiten, jeden Augenblick des Absturzes gewärtig. Vor der Höllenpforte will sich der Höllenhund auf den Eindringling stürzen. Die älteste uns durch die Schrift erhaltene Dichtung, der Gilgamesch, schildert uns schon die Fahrt eines mächtigen Helden in die Unterwelt. Helden und Halbgötter, Odysseus und Herakles, die Ritter des höfischen Epos, der nordische Thor, sie alle bewältigen die Schrecken der Unterwelt. Die Wirkung des Gilgamesch erstreckt sich durch viele Jahrhunderte bis in die späte Antike, bis in den europäischen Südosten[23]). Auch Heilige und Seher dringen in dieses Reich, sogar der Heiland klopft an die Pforte der Hölle,

---

[21]) Mircea Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik, 1957. – Derselbe, Die Religionen und das Heilige, 1954.

[22]) Ob die Kunst, den Menschen zu zerstückeln und ihn dann sorgfältig wieder zusammenzusetzen, die das Märchen dem Heiland und den Aposteln nachrühmt, wirklich ein Nachklang der Erlebnisse des schamanistischen Zauberlehrlings ist? Und ob das Märchen vom »Goldener« auch Nachklänge von der Aufzucht des Zauberers erhalten hat?

[23]) WdM I, 116–121.

um die Gerechten zu befreien, die dort ihrer Erlösung harren, nachdem der Satan sie geraubt. Die Nekyja der Odyssee, die Äneis des Vergil, das Inferno Dantes erheben sich über den Mythus in die Höhe der unsterblichen Dichtung.

Das Märchen führt die Frau in die Schrecknisse der Unterwelt. Nach mythischen Berichten der amerikanischen Indianer begleiten zwei Brüder die Frau auf diesem schwersten Gang[24]). Wir dürfen hier wieder an das Märchen von Amor und Psyche erinnern. Im Mittelalter haben auch die chansons de geste ihre Helden in eine Art Unterwelt geleitet, etwa den Hüon von Bordeaux. Aber hier verlieren sich die Schrecken. Wir wissen sofort, daß alles gut ausgehen wird. Ähnlich ist es in den Märchen, wo einer zum Teufel geschickt wird, um von ihm die Deutung von Gefahren zu hören – etwa bei dem Märchen vom Teufel mit den drei goldenen Haaren (KHM 29). Auch dies ist eine freundliche Geschichte geworden und von Spiel und Humor nicht frei.

Die Ahnen, wenn sie den Nachfahren gnädig sein sollen, fordern Opfer, wie die mächtigen Tiere und die Flußgottheiten. Je reicher das Opfer, um so gnädiger sind die Mächte, die das Opfer empfangen, und je leidenschaftlicher, hingerissener, berauschter die Gesänge und Tänze, um so inniger wird die Vereinigung mit den Herren der Schöpfung; je zahlreicher die Betenden und Opfernden, je länger ihre Feste, um so wirksamer müssen sich die Wünsche der Betenden erfüllen. Die Verzückung ergreift und packt den ganzen Stamm und steigert sich zur Raserei und zu wilden, endlich zur Erschöpfung führenden Tänzen. Die besten Tiere werden geschlachtet, Opferfeuer brennen, der Rauch steigt gen Himmel, der Gläubige darf seine Schätze nicht schonen, auch Menschenopfer wollen die großen Schöpfer.

Die noch ungezügelten, unheimlichen Feste haben die großen Völker der Geschichte geläutert und gereinigt. »Die Götter zeigen sich bei diesen Festen in ihrer Macht und ihrer Majestät, in ihrem richterlichen Walten, in ihrer hilfreichen und beschützenden Kraft, in ihrer Liebe. Götter und Menschen werden eine Gemeinschaft. Ehrfurcht und Vertrauen hier, Güte und Liebe dort sind die einigenden Mächte. Festlichkeit und Freude, in jedem Jahr an dem heiligen Tag sich erneuernd, verwandeln die Opfer in ein göttliches Spiel, das die Opfernden betend, singend und tanzend, vom heiligen Rausch ergriffen, feiern«[25]).

Diese Feste oder die bei ihnen gesungenen Lieder haben Mythen geschaffen. Die Hymnen des Rigveda haben uns einige erhalten. Auch aus diesen Mythen konnten Märchen werden. Das zeigt uns die Geschichte

---

[24]) WdM I, 42, 34.
[25]) Karl Kerényi, Die antike Religion², 1952.

von Pururawas und Urwaçi. In Griechenland, um nur das berühmteste Beispiel zu nennen, führt uns der Mythus von Demeter und Persephone zu den eleusinischen Festen[26]).

V.

»Die Mythologie verweht im Märchen wie die Winde des Äolos durch die Gefährten des Odysseus«[27]). Es läßt sich auch nüchterner sagen: Das Märchen ist die verspielte Tochter des Mythus. Belege für diese These haben wir an uns vorüberziehen sehen. Bei den alten Ägyptern konnten wir sogar beobachten, wie ein alter Mythus sich in ein Märchen verwandelt. – Aber diese These übersieht die Vorgeschichte von Märchen und Mythus und übersieht die Entwicklung der beiden Mächte. Wir haben erfahren, daß dem Mythus und dem Märchen Urmythus und Urmärchen vorangehen und daß diese beiden einer und derselben überirdischen Welt angehören; und wir haben weiter erfahren, daß auch ein Märchen dem Mythus vorangehen kann und daß Märchen und Mythus sich verflechten, daß die Märchen in den Mythus eindringen und ihm einen neuen Glanz geben. Im Mythus hat sich der alte heilige Besitz besser bewahrt als im Märchen. In begnadeten Jahrhunderten hat er sich geläutert und in das Überirdische gesteigert. Ganz hat er seine chaotischen und grausigen Ursprünge nicht überwinden können. – Das Märchen ist dem Elementaren, dem Natürlichen, dem Urglauben gegenüber einfältiger geblieben, es hat das Phantastische und das Spielerische gepflegt und geliebt, und darum ist es eine Freude der Kinder geworden und Freude vor allem derer, denen Kinder lieb sind.

Der Mythus verschmilzt immer inniger mit dem Volk, in dem er lebt. Er wählt aus und verwirft, und er bereichert sich, und er hebt sich von dem Mythus anderer Länder ab und gewinnt eine nur sich selbst gleiche Kraft. Im alten Griechenland eine dichterische Vollendung und eine plastische Anschaulichkeit, die kein anderes Land erreicht und die der Stolz und das Glück seiner Heimat geblieben ist. Bei den Römern war es anders. »In dem Dialog des Octavius über den Minutius Felix sagt der heidnische Sprecher: Die übrigen Völker verehren ihre speziellen Götter, die Eleusiner die Demeter, die Phryger ihre Große Mutter, die Epidaurier den Asklepios, die Chaldäer den Baal, die Syrer die Astarte, die Thaurier die

[26]) Ob im Germanischen alte Göttersagen und Götterlieder die Erinnerung an Kulte bewahrt haben, ist ungewiß. Ich selbst glaube, daß die alte Fabel vom Namen der Langobarden, daß die Geschichte von Skadhi und Njördh und auch die Geschichte von Thors verlorenem und wieder gefundenem Hammer aus kultischen Festen entstanden sind. Siehe Vf., Die Götter der Germanen, 132 ff., 176 ff., 232 ff. – Franz Rolf Schröder, Ingunar Freyr, 1941. – Derselbe, Skadi und die Götter Skandinaviens, 1941.

[27]) Karl Kerényi, Die Mythologie der Griechen, 1954, S. 201.

Artemis, die Gallier den Merkur, Rom aber die Götter der ganzen Welt«[28]).

Die Germanen haben das indogermanische Erbe treuer bewahrt als die Griechen. Der Glaube der Römer und auch die Gottheiten der Kelten, in deren Nachbarschaft die Germanen lebten, haben ihren Glauben und ihre Götter vielfach bereichert. Eine das ganze Sprachgebiet umfassende Religion wollte wohl werden, aber die Vielfalt blieb zu verlockend, und die Jahrhunderte währende Unruhe der Völkerwanderung gönnte den germanischen Stämmen keine Besinnung. So sind sie nach und nach, sie alle, dem Christentum verfallen. Doch ihre Göttersagen und Götterlieder, die nordischen vor allen anderen, dürfen den Vergleich mit den griechischen nicht scheuen. Wenn ihnen auch deren plastische Vollendung fehlt, in Tiefe und Rührung, in Kraft und Frische und Abenteuerlust sind sie, wie mir scheint, den Mythen der Griechen manchmal überlegen. Wir können sie auch viel weiter zurück in die Vergangenheit verfolgen als die griechischen Überlieferungen. – Religion und Mythus der Inder treten uns seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. als Werk von Priestern vollendet und fest entgegen. Bis auf unsere Tage sind sie, im einzelnen vielfältig verwandelt, doch im wesentlichen erhalten geblieben und noch immer lebendig – vier Jahrtausende hindurch –, das Christentum ist an ihnen abgeglitten. Ebenso ist das indische Märchen eines der frühesten und zu gleicher Zeit das beständigste der Welt und noch heute lebendig. Im 19. Jahrhundert ist es freilich dem abendländischen Märchen zugänglicher gewesen als die Religion der Inder dem Christentum.

Das Märchen hat die ganze Welt umfaßt; es wollte Fülle, nicht Strenge, es nahm die Herrlichkeiten, wo es sie fand, lebte mit der Sage, dem Schwank, dem Rätsel in guter Nachbarschaft, und weil ihm auch große Dichter ihr Bestes schenkten und ihm eine verführerische Pracht gaben, griffen auch Mythus und Heldendichtung nach seinen Schätzen. Der große Wurf gelang, die ganze Welt lebt nun im Märchen. Wenn es auch seine heilige Herkunft oft vergaß und wenn es der irdischen Welt und ihren Verheißungen auch gern erlag, von seiner alten, dunklen und wirren Vorzeit ist ihm noch manche Kunde geblieben; und weil es so menschlich blieb, hat es im Abendland den Mythus überlebt. In seiner alten, kindlichen Art hat es den Sieg des Guten und die Strafe des Bösen verkündet. In diesem Sinn ist es lehrhaft geblieben, ein freundlicher Erzieher, wenn auch nicht, wie einst, ein Fürstenspiegel.

VI.

Die mythengeschichtlichen, die volkskundlichen und die literarischen und philologischen Methoden der Untersuchung werden von der neuen

[28]) Ludwig Deubner, in: Lehrbuch der Religionsgeschichte[4], 1925, Bd. II, S. 419.

mythologischen Forschung, z. B. von Georges Dumézil, von Mircea Eliade, wohl auch von Karl Kerényi abgelehnt. Ihr Ziel ist die Erkenntnis der Struktur, des Aufbaus und des Wesens des Mythus. Eliade z. B. (Die Religionen und das Heilige) stellt in der reichsten Fülle die Zeugnisse des Glaubens einander gegenüber, absichtlich, ohne nach ihrer Zeit und ohne nach ihrer Umwelt zu fragen. Diese Methode kann durch die Gegenüberstellung des Verwandten oder des Vergleichbaren allerdings zu neuen und fruchtbaren Einsichten führen, besonders wenn ihre Meister wie Dumézil, wie Kerényi, wie Eliade ein feines dichterisches Gefühl und auch, wenn man so sagen darf, einen mythologischen Sinn besitzen. Aber keine mythische Aussage steht allein für sich und ist unbedingt. Sie steht immer in einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Umwelt, und wieviele der Aussagen bedürfen der Prüfung ihrer Zuverlässigkeit! Wieviele sind auch doppeldeutig. Und Struktur heißt System; System aber ist das Werk der Priester und der Ordner und der Scholiasten: es ist das Werk einzelner Zeiten und einzelner Länder, das Werk auch einer hohen Kultur. Man denke nur an den Veda der Inder, an die Genealogien der griechischen und germanischen Götter oder an Snorri und seine jüngere Edda! Niemals ist die Struktur ein Werk der indogermanischen Zeit oder gar ein Werk der vorindogermanischen Völker. Im günstigsten Falle zeigen sie einige Ansätze. Und so kann auch das Streben nach Struktur zu phantastischen und unhaltbaren Ergebnissen führen. – Bisweilen scheint mir die strukturelle Methode die Irrtümer und Fehler der alten vergleichenden Mythologie zu wiederholen, die doch längst den verdienten Todesschlaf schläft und die man aus ihrer Ruhe nicht aufwecken sollte. Daß die volkskundliche, literarische, philologische und geschichtliche Methode eine gute Hilfe für die Erkenntnis des mythischen Wesens und Wirkens bleiben, das sollte man nicht bezweifeln.

Diese Studie ist wie andere Arbeiten des Verfassers ein Prolegomenon. Die meisten Beispiele sind den 'Märchen der Weltliteratur' entnommen, viele finden sich auch in meiner 'Welt des Märchens' und in der 4. Auflage des alten Versuchs über das Märchen.

Sehr wichtig waren für mich die hier noch besonders zu nennenden Arbeiten von: Sten Konow und Poul Tuxen, Religions of India, Kopenhagen 1949. – Georges Dumézil, Les dieux des Indo-Européens, Paris 1952. – Karl Kerényi, Die antike Religion[2], Köln/Düsseldorf 1952. – Derselbe, Die Mythologie der Griechen, Zürich 1951. – Mircea Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik, Zürich und Stuttgart 1957. – Derselbe, Die Religionen und das Heilige, Salzburg 1954. – Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte[4], Tübingen 1925, namentlich die Aufsätze von Ludwig Deubner (Römer), MacCulloch (Kelten), A. Brückner (Slawen).

Landgraf Hermann von Thüringen und seine Dichterschule

Von Judy Mendels (Lockport, Ill., USA) und Linus Spuler (Luzern)

Der Name des Thüringer Fürsten Hermann I. scheint mit der Blüte der mhd. Dichtung fast ebenso eng verbunden zu sein wie jener der Dichter selber. Eine erstaunlich vielseitige Tätigkeit hat dieses »enfant terrible« der damaligen politischen Geschichte als großen Anreger auf dem Gebiet der Dichtung wirken lassen. Die vorliegende Untersuchung möchte seinen Einfluß auf die Dichter der Zeit abwägen und damit zur Lösung einer Aufgabe beitragen, die zuletzt von de Boor[1]) gestellt worden ist.

Bevor wir jedoch Hermanns Verhältnis zu den Dichtern und seinen Einfluß auf ihr Schaffen näher beleuchten können, müssen wir einiges über sein Geschlecht, seine Umwelt, seine Erziehung, seine Politik und seine Rolle als Mäzen der Künste sagen.

Das Fürstenhaus derer von Thüringen wurde von Ludwig dem Bärtigen († um 1055) gegründet, doch erst Ludwig I. († um 1140) erhielt das Amt eines vom Kaiser bestellten Landgrafen. Auf ihn folgte sein 1129 geborener Sohn Ludwig II., der 1150 Barbarossas Halbschwester Jutta ehelichte. Es zeigt dies, wie sehr sich das Grafenhaus der Gunst des Kaisers erfreute. Der Ehe entsprossen fünf Kinder: eine Tochter Jutta (sie vermählte sich später mit dem König von Böhmen) und die vier Söhne Ludwig, Friedrich, Heinrich Raspe und Hermann.

Ludwig II., der Vater Hermanns, war ein strenger und in seinem Denken unabhängiger Herrscher, sowohl der Kirche wie dem Kaiser gegenüber. Seine Devise soll gelautet haben: »Der Himmel allenthalben ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben«[2]). Er trennte sich ohne Bedenken vom Kaiser, als dessen Handlungsweise ihm falsch schien, und knüpfte mit Ludwig VII., dem König von Frankreich und Gegner Barbarossas, Beziehungen an. Er bat ihn um die Gunst, zwei seiner Söhne am Pariser Hof erziehen lassen zu dürfen, und hatte Erfolg. Später ver-

[1]) de Boor-Newald, Geschichte der dt. Literatur II (1953), S. 21.

[2]) Th. Knochenhauer, Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039–1247), (1871), S. 178.

söhnte er sich wieder mit dem Kaiser und zog 1172 mit ihm nach Polen, doch starb er nach Beendigung des Feldzuges auf dem Rückweg in Naumburg.

Ihm folgte sein ältester Sohn Ludwig III. nach, bekannt als der Fromme oder der Milde. Er erwies sich in seiner Politik nicht weniger unabhängig, als sein Vater es gewesen war. 1170, im Jahre seiner Regierungsübernahme, wurde er am Hoftag zu Erfurt vom Kaiser zum Ritter geschlagen[3]), doch trennte er sich bald vom Staufer und schloß 1174 ein geheimes Bündnis mit dem Welfen Heinrich dem Löwen[4]). Nach wenigen Jahren kehrte Graf Ludwig wieder zum Staufer zurück und erhielt die Pfalzgrafenwürde von Sachsen. Bald waren er und seine Brüder in einen Krieg gegen den Welfen verwickelt, den sie verloren, obwohl der Land- und Pfalzgraf »wie ein zweiter Makkabäus« gekämpft hatte. Er geriet mit seinem jüngsten Bruder Hermann in Gefangenschaft, aus der beide durch den Kaiser wieder losgekauft wurden. Am Erfurter Hoftag von 1181 trat hierauf Ludwig mit Barbarossas Einwilligung die Pfalzgrafschaft von Sachsen an seinen Bruder Hermann ab; 1184 weilte er auch am berühmten Hoffest zu Mainz und war mit seinem Gefolge von über 1000 Rittern einer der mächtigsten Herren[5]). Bald aber wechselte er neuerdings das politische Lager, indem er 1186 die ihm vom Staufenkaiser aufgedrungene Gemahlin Margarethe von Cleve von sich stieß und die Witwe des dänischen Königs Waldemar I., Königin Sophie, die der Welfenpartei zugetan war, ehelichte. Von Wankelmut eher als von Opportunismus zeugt die Tatsache, daß er im folgenden Jahr Sophie ebenfalls verstieß und gleichzeitig dem gerade aus Italien heimkehrenden Kaiser entgegeneilte. 1189 finden wir Ludwig und Hermann bei ihrem Onkel an der Werra, um sich am Kreuzzuge zu beteiligen. Ob Hermann wirklich ins Heilige Land fuhr, steht nicht fest, jedenfalls aber zog sein Bruder, der Landgraf, nach dem Orient. Dabei wählte dieser eigenwillig den Landweg über Apulien, während sein kaiserlicher Herr für die ganze Fahrt den Seeweg vorzog. Ludwigs Tapferkeit auf diesem Kreuzzug fand allgemeine Bewunderung, ja man glaubte sogar, er erhalte übernatürlichen Beistand[6]). Er scheint unter der Uneinigkeit der Fürsten sehr gelitten zu haben; er wurde sogar beschuldigt, insgeheim mit dem Feind, Sultan Saladin, unterhandelt zu haben. Vor Akron erkrankte Lud-

---

[3]) Joh. H. Falckenstein, Thüringische Chronika I (1738), S. 653 Anmerkung: »A. D. 1170 Lodewicus Lodewici Landgravii filius cum ingenti gloria magnisque expensis gladium ab Imperatore Frederico Erffordiae in Ecclesia B. Mariae Virginis accepit.«

[4]) H. Eberhardt, Die Anfänge des Territorialfürstentums in Nordthüringen (Beiträge z. mittelalterl. u. neueren Gesch. 2, 1932), S. 30.

[5]) Joh. Bühler, Die Hohenstaufen (1925), S. 267.

[6]) Knochenhauer, op. cit. S. 212.

wig und benützte die erste Gelegenheit zur Heimfahrt, doch starb er noch auf dem Rückweg, erst etwa 40 Jahre alt.

Sein Nachfolger war der jüngste Bruder Hermann. Bisher ziemlich im Schatten geblieben und seinem Bruder in allem folgend, setzte er nun Ludwigs Politik fort. Aus mancherlei Urkunden, die von beiden Brüdern unterzeichnet sind, spricht das gute gegenseitige Einvernehmen. Man nimmt an, Hermann sei um 1155 geboren worden. Er muß noch sehr jung gewesen sein, als er erstmals ins Ausland reiste und am Hofe des französischen Königs weilte, denn 1172 war er wieder in Deutschland. Die Annahme eines frühen Aufenthaltes in Paris entspricht durchaus der damaligen Gepflogenheit, adelige Söhne schon als kleine Knaben der Erziehung und Bildung durch mächtige Fürsten ausländischer Höfe zu überlassen[7]). Die meisten Historiker nehmen an, daß Hermann 1162 oder 1163 nach Paris kam und dort mit seinem Bruder Ludwig am Hofe König Ludwigs VII. erzogen wurde. Hermanns Lebensführung und sein Verhältnis zum Bruder sprechen eindeutig dafür.

In den sechziger Jahren, also gerade zur Zeit von Hermanns Pariser Aufenthalt, kamen in der literarischen Welt Frankreichs die klassischen Romane in Schwang (1150 Roman de Thèbes, um 1160 Roman d'Enéas, 1165 Roman de Troye). Sie wurden selbstverständlich auch am lebensfrohen Hofe[8]) des gastfreundlichen Königs, der nach Paris kommende Deutsche besonders gerne empfing und auch gegen Nichtchristen auffällig tolerant war, eifrig gelesen. Als der so vom Geiste des französischen Rittertums und von der neoklassischen Kunstform Durchtränkte nach Thüringen zurückkehrte, lag ihm nichts näher, als das in Paris Gelernte und Angenommene in die Heimat ausstrahlen zu lassen. Sobald er einigermaßen zu Macht und Ansehen gelangt war, pflegte er am eigenen Hofe Geselligkeit und Gastfreundschaft in erhöhtem Maße und verband sich mit Künstlern, die in seinem Geiste wirkten und die neuen Kunstformen in Sachsen und Thüringen einführen halfen[9]).

Man kann sich die Macht und den Einfluß eines mittelalterlichen Fürsten kaum zu groß und zu einschneidend vorstellen, wenn es um die Belange der Kunst geht. »Die Mäzene der Stauferzeit sind nicht mehr passiv«, schreibt Lintzel[10]), sondern sie »ergreifen die Initiative. Sie sind es,

---

[7]) A. L. Guérard, French Civilisation (1921), S. 220.

[8]) E. Lavisse, Histoire de France III, 1 (1911), S. 23.

[9]) Vgl. H. Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung (1943), S. 225.

[10]) M. Lintzel, Die Mäzene der deutschen Literatur im 12. und 13. Jhdt. (Thüringisch-Sächsische Zs. f. Gesch. u. Kunst XXII [1933]), S. 56. Vgl. auch L. Reynaud, Histoire générale de l'influence française en Allemagne (1924), S. 110, und Jungbluths Hypothese, daß Hartmanns drittes Kreuzzugslied und sein Erec im

welche die Dichter zu ihren Werken anregen, die ihnen den Stoff vorschlagen und das Vorbild angeben, die sogar für die Verbreitung der Dichtungen sorgen.«

Am Niederrhein ließ sich Hermann bei der Hochzeit seines Bruders für die dortige Baukunst begeistern. Der Niederschlag hievon zeigte sich in der Ornamentik des bald darauf erbauten Wartburger Landgrafenhauses, die niederrheinische, also auf Frankreich fußende, und klassische Motive aufweist[11]). Auch ein für Hermann verfertigtes Psalterium zeigt in seinen ideal-schönen Formen deutlich den klassischen Einfluß[12]). Wie Lehfeldt ausdrücklich feststellt[13]), der neue Geschmack des Landgrafen sei seinem Aufenthalt in Paris zuzuschreiben, so meinen wir, daß Hermanns Einfluß auf die mhd. Dichtung gleichfalls durch seine Erlebnisse am französischen Hofe angeregt wurde. Dieser Zusammenhang ist noch kaum erwähnt worden und ist doch sehr bemerkenswert. Hermann, dessen Liebe zur Dichtung in den Annalen des Klosters Reinhardsbrunn nachdrücklich bestätigt wird[14]), wollte wie die Franzosen eigene Dichter am Hofe halten; ihre Werke sollten das höfische Leben Thüringens spiegeln.

*

Heinrich von Veldeke

Aus dem genannten Bestreben heraus berief Hermann von Thüringen um 1184, also kurz nachdem er seine Macht als Pfalzgraf konsolidiert hatte, den Dichter Heinrich von Veldeke an seinen Hof. Ob die Geschichte der in Cleve gestohlenen Hs. zutrifft oder nicht, ist hier belanglos, betont sei nur die Tatsache, daß der Landgraf den Dichter beauftragte, das Gedicht zu beenden. Im Epilog, der nach Frings[15]) zwar nicht vom Dichter selber, wohl aber »unter Veldekes Augen« geschrieben wurde, heißt es:

Auftrag der Staufer zu politischen Zwecken geschrieben worden sind (Euphorion 44, 1955).

[11]) P. Lehfeldt und G. Voss, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft XLI, Bd. III, 2 (1917), S. VI–VII und besonders S. 158 und S. 161.

[12]) Funkhänel, Über ein Psalterium Hermanns I., Landgrafen von Thüringen (Zs. d. Vereins f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde II [1857], S. 116).

[13]) Lehfeldt, op. cit. S. 140.

[14]) G. Polack, Die Landgrafen von Thüringen (1865), S. 89: Hermann I. . . ., der nicht einmal die müden Glieder dem Schlafe überließ, ohne erst eine Überlegung angestellt zu haben entweder über die heiligen Schriften oder die Großherzigkeit alter Helden. Das eine Mal hatte er ein aufmerksames Ohr für Werke in lateinischer, das andere Mal in deutscher Sprache . . . In Hermanns Bibliothek befand sich eine Hs der Pharsalia des Lucan (E. Schröder, Der Anteil Thüringens an der Literatur des dt. Mittelalters. Zs. d. Vereins f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde, N. F. Bd. 31 [1934], S. 9).

[15]) Th. Frings-G. Schieb, Drei Veldekestudien (Abh. d. dt. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jg. 1947, Nr. 6, Phil.-hist. Klasse), S. 23.

13467 unz her quam ze Doringen in daz lant,
da her den phalinzgraven vant . . .

13470 (der) ez in volmachen *hiez;*
wander ins *bat* und im ez *riet,*
her ne hete ez volmachet niet.
he *muste* ez ouch tun
dorch lantgraven Lodewiges sun
volmachen herz ouch began
dorch den phalenzgraven Herman
von der Nuwenborch bi der Unstrut,
want diu rede duhte in gut
und das getihte meisterlich.
13480 *do volbrahtez Heinrich*
dorch sin gebot und dorch sin bete,
wander im allen dienest tete,
den her erdenken konde, . . .

13486 daz was *der phalzgrave Herman* . . .
13490 *dem diende gerne Heinrich*[16]).

Unmißverständlich wird hier nicht bloß von Veldekes Abhängigkeit, sondern auch vom selbständigen Urteil und dem literarischen Geschmack des Pfalzgrafen gesprochen, die der Dichter gerne anerkennt[17]). Schieb[18]) nimmt an, daß die Umarbeitung der Eneide und die Umschreibung vom Niederfränkischen ins Hochdeutsche von einem zweiten Dichter, vielleicht unter den Augen Veldeckes, besorgt wurden, während Frings[19]) behauptet, die sog. »Stauferpartien«, die prachtvolle Schilderung des Mainzer Hoffestes im Vergleich zur Hochzeit des Aeneas (13221–13252) und die Entdeckung des Grabes der Pallas durch Kaiser Barbarossa (8375–8398), seien ebenfalls, vielleicht noch zu Lebzeiten des Dichters, von einem anderen eingefügt worden. Obwohl wir uns fragen, wozu dann Veldeke nach Thüringen berufen worden ist, wenn Schiebs Hypothese richtig wäre, wollen wir das Problem nicht erörtern, wohl aber unsere Meinung äußern, daß beides, nämlich die Umarbeitung bzw. Umschreibung, und die Einfügun-

[16]) Frings-Schieb, op. cit. V.

[17]) Vgl. Lutz Mackensen, Zu Walthers Spießbratenspruch (Studien zur dt. Philologie des Mittelalters [1950]), S. 55: »Damals ist der Dichter in erster Linie *Artifex,* ein Mann also, der begabt und kenntnisreich genug ist, nützliche Dinge gut, eingängig und schön zu sagen, vergleichbar einem Goldschmiede etwa, der, wenn er eine Arbeit unternimmt, seinen Stolz darein setzt, aus dem ihm anvertrauten Werkstoff ein Gebilde zu formen, das den gelernten Regeln und *den Wünschen des Auftraggebers* entspricht und darüber hinaus »schön« ist. Wenigstens der Teil MA Dichtung, der in fremdem Auftrag entsteht, muß ähnlich beurteilt werden.«

[18]) G. Schieb, Heinrich von Veldeke. GRM. XXXIII, N. F. II (1952), S. 170, und Eneide 5001–5136. Turnus' Kampfgenossen (PBB. 72 [1950], S. 90).

[19]) Frings-Schieb, op. cit. S. 37.

gen, auf Geheiß des Landgrafen geschah. Hermann hatte alles Interesse, Dichtungen in seiner eigenen Sprache wirken zu lassen, er bewog ja auch Albrecht von Halberstadt, den sächsischen Dialekt zu unterdrücken und in Hochdeutsch zu schreiben. Der Landgraf führte damals oft Krieg und wollte wahrscheinlich eben das, was zu seinem »Handwerk« gehörte, in der Literatur wiederfinden; so lassen sich die fein ausgesponnenen, langatmigen Kampfbeschreibungen erklären, die in der Quelle entweder völlig fehlen oder nur angetönt sind und die Neubearbeitung der Eneide zu einem »Handbuch der Kriegskunst«[20]) machten. Überdies verliehen diese Schilderungen Hermanns Kämpfen gegen vielerlei Feinde – er hatte deren unter seinen eigenen Edlen – heldenartige Rechtfertigung und kunstvolle Verbrämung. Die »Stauferpartien« geben dem Gedicht ohnehin eine politische Färbung. Ob diese, wie Frings meint, vom Bearbeiter des Epilogs oder von Veldekes Hand stammen, ist für unsere Beweisführung einerlei, denn wichtig ist, daß sie auf Initiative des Landgrafen eingefügt wurden. Der Fürst war damals sehr von Barbarossa abhängig, hatte ihn dieser doch nicht bloß aus der Gefangenschaft losgekauft, sondern ihm auch die Herrschaft über Sachsen zugebilligt. Politiker wie er war, wollte Hermann seinem kaiserlichen Onkel gebührend danken und nahm die Gelegenheit wahr, dies durch die »Stauferpartien« zu besorgen, eine Handlungsweise, die eines Mäzens der Künste durchaus würdig war. Der Dichter hatte für seinen Teil kein Interesse, sich »staufisch« zu bekennen, wohl aber sein Brotherr, der Pfalzgraf von Sachsen, der übrigens des Kaisers Schutz und Schirm für die Konsolidierung seiner immer noch wankenden Macht weiterhin gut gebrauchen konnte. Hermann erreichte so mit der Umarbeitung und den »Stauferpartien« ein Doppeltes: 1. er schuf seiner eigenen Kriegs- und Hofführung ein literarisches Denkmal (er verwirklichte in Thüringen, was er in Frankreich gelernt hatte!), und 2. er trug auf bestechende Weise seine Dankesschuld gegenüber dem kaiserlichen Onkel ab.

Nun hat schon Wilhelm Wittkopp in einer Leipziger Dissertation[21]) erwähnt, daß Veldekes Festbeschreibungen, deren Ausdehnung in der Quelle gering ist (vgl. z. B. die Hochzeit des Aeneas mit Lavinia), als Bilder der höfischen Welt und der Tugenden des Fürsten zu verstehen sind und daß der Dichter dabei besonders auf die Gaben aufmerksam machen wollte.

13181 Dar nâ die vorsten rîke
gâven vollîke,
her iegelîch met sînre hant,
dûre pellîn gewant,
ende ros ende skat,

[20]) de Boor-Newald, op. cit. S. 24.

[21]) W. Wittkopp, Die Eneide Heinrichs von Veldeke und der Roman d'Eneas (Diss. Leipzig 1929).

13186 silver ende goltvat,
mûle ende ravîte
pelle ende samîte . . .
gans ende ongesrôden . . .
13193 gâven die vorsten
die wale geven dorsten
13195 hertogen ende grâven,
den speleman sî gâven
grôtlike ende sô,
dat si alle dannen skieden
end lof den koninge songen . . . frô [22]).

Doch sollten solche Stellen nicht so sehr als bescheidene Bettelei des Dichters wie als bestellter Lobgesang auf den Fürsten verstanden werden; die »milte« galt von jeher als eine der wichtigsten Tugenden [23]), und der Fürst sollte also um der Freigebigkeit willen, die er den Künstlern gegenüber übte, bekannt und gerühmt werden.

*

Albrecht von Halberstadt und Herbort von Fritzlar

Als Hermann 1190 seinem Bruder Ludwig nachfolgte und Landgraf von Thüringen wurde, unterhielt er, wie aus Urkunden hervorgeht, mit den Klöstern Jechaburg und Fritzlar enge finanzielle und andere Beziehungen [24]). Er benützte den Anlaß, um zwei Mönche seinen literarischen Ambitionen zu verpflichten. Albrecht von Halberstadt, Probst zu Jechaburg, und Herbort von Fritzlar schrieben nun, wie früher Veldeke, in Hermanns Auftrag. Beide bezeugen allerdings ihre dichterische Ungeschultheit, ja sie setzten sich an eine Arbeit, die ihnen nach den eigenen Worten weder gefällig noch geläufig war und keineswegs religiöser Erbauung diente, aber sie konnten wohl nicht anders, als Hermanns Wünschen einfach zu willfahren.

Albrecht betont, daß ihm, dem Sachsen, die »Hochsprache« nicht sonder-

---

[22]) Heinrichs von Veldeke Eneide, hrsg. v. O. Behaghel (1882).

[23]) Vgl. das Bild des Landgrafen im Wartburgkrieg (hrsg. v. K. Simrock 1858), das die gleichen Züge zeigt wie die Hauptpersonen in den Werken von Veldeke, Herbort von Fritzlar und Wolfram. »In Duringer lande ein furste saz / Der sich gar selten ie vergaz / An dugenden joch an eren. / Sin herze in kunde leren / Unde ouch sin ellenthafter muot / Daz er kost unde ander guot / Gabwol mit rilicher hant . . . Er sach gar gerne ritterspil (V. 71–80). Groz was sin ingesinde . . . Der furste ouch hoves dick plac / Daz in di herren suochten / Di bi ime ouch geruochten / Zu dribene kurzewile . . . (Vv. 140–147).

[24]) O. Dobenecker, Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae II (1152–1227) (1900), Urk. 842, 939.

lich geläufig sei[25]), daß er seinen sächsischen Dialekt aber nicht verwenden dürfe. Warum? Wohl aus demselben Grund, der uns eine hochdeutsche Eneide schenkte. Es ist bemerkenswert, daß sich der fromme Mönch in der Einleitung zu seiner Übersetzung zwar gegen jeden Aberglauben als Teufelswerk auflehnt, nachher aber ohne Bedenken oder Beschwerden und auch ohne Glossen den Text heidnischer Römer getreu verdeutscht. Wir erklären dies so: Mußte Albrecht dem Willen seines Auftraggebers schon nachkommen, so wollte er doch die Vorrede zur Darlegung seines ideologischen Standpunktes, d. h. zu einem Lob auf Christus und zur Verurteilung aller heidnischen Wissenschaft, benützen. Sein Gehorsam wird geradezu rührend, wo der gottesfürchtige, den Musen abholde Mönch andeutet, Hermann von Thüringen, der mächtige Fürst, habe ihm den Auftrag erteilt; er wisse zwar, daß der Stoff des Teufels und er selber kein Dichter sei, aber er müsse schon sein Bestes tun, denn der Fürst sei gar mächtig. Er hätte hinzufügen können: und streng!

Auch Herbort von Fritzlar bezeugt seinem fürstlichen Auftraggeber die übliche Huldigung und bekennt, er werde auf Befehl des Fürsten die Sprache »bigen«, so gut er könne.

Ich wil in (die sprache) bigen ob ich kan
Daz hiz der furste herman
Der Lantgrave von duringe lant
Diz buch hat im hergesant
Der grave von Liningen
So mir dar ane gelingen
So lenge ich ez mit willen niht
Ich spreche von troyge daz lieht[26]).

Ganz deutlich wird seine Abhängigkeit dort, wo der Dichter sein Werk mit einer ausführlichen Beschreibung des neuen Thüringer Wappens ziert. Wie sich die Hörigen nach den Farben ihrer Herren kleideten, so »beanspruchte« Herbort das neue Wappen Hermanns, das dieser übrigens um jenes in der Wartburger Ornamentik auftauchende Löwenmotiv bereichert hatte.

Ruth Auernhammer hat schon erwähnt[27]), daß sich in Herborts Buch die Kulturformen des Thüringer Hofes spiegeln. Es fällt ihr auf, daß der Mönch trotz seinem geistlichen Stande höfisch denkt und fühlt und daß seine Helden mehr Kampfeslust und Tatendrang zeigen als die der Vorlage. Da nun dasselbe bei Veldekes Helden feststellbar ist, möchten wir

[25]) Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter (K. Bartsch), Quedlinburg und Leipzig 1861, Vv. 42–55 (Bibl. d. ges. Nationalliteratur XXXVIII).

[26]) Herbort von Fritzlar, Liet von Troye. Hrsg. G. K. Frommann, Quedlinburg und Leipzig 1837. Vv. 91–98 (Bibl. d. ges. Nationallit. V).

[27]) Ruth Auernhammer, Die höfische Gesellschaft bei Herbort von Fritzlar (Diss. Erlangen 1939), S. 18.

hierin wieder den Einfluß des Auftraggebers sehen, der in den unter seiner Ägide entstehenden Dichtungen ein Abbild seiner eigenen Welt und seiner Taten finden möchte. Wenn Herbort in die Schlachtgemälde immer wieder Aufrufe zum Frieden einfügt, so mag dies dem Umstande verpflichtet sein, daß das schwer geplagte Thüringer Land damals von stets neuen feindlichen Einfällen heimgesucht wurde. Ruth Auernhammer berichtet ferner, viele (von Herborts) selbständigen Erweiterungen bezögen sich auf die Sorge um das Wohl der Gäste[28]). Wir verstehen dies als Anspielung auf den gastfreundlichen Hof Hermanns und sehen so z. B. das große Fest bei Peleus mutatis mutandis als Spiegel des Thüringer Hofes (V. 17876–84):

Muse da so sungen
Daz ir stimme erklungen
Uber manige mîle.
Da kurzeten die wîle
Die edeln tichtere
Mit manigerhande maere
Da was kurzewîle viele
Von manigerhande seiten spiele
Was die hochzît also gut.

*

Wolfram von Eschenbach

Schneider behauptet u. a.[29]), der Thüringer Fürst sei in literarischer Hinsicht altmodisch gewesen. Gerade die Berufung Wolframs und das Verhältnis zu ihm zeigen aber, daß sich der kunstfördernde Landgraf dem wechselnden Geschmack seiner Zeit anzupassen verstand und die anfänglich bevorzugte klassische Richtung zugunsten der moderneren preisgab; er schätzte sehr die Gawein-Partien des Parzival und regte mit Willehalm durchaus keine altmodische »Chanson de Geste«, sondern eine Dichtung an, die zu den damals in Frankreich neuesten Literaturgattungen gehörte[30]).

Wir wissen nicht, wann Wolfram nach Thüringen gekommen ist, doch nimmt man allgemein an, daß er um 1203 am Hofe Hermanns weilte. Auf sein Dienstverhältnis zum Fürsten weisen eigene Äußerungen wie Aussagen von Zeitgenossen und von solchen, die Wolframs Zeit noch nahestanden[31]).

[28]) Auernhammer, op. cit. S. 57.

[29]) Schneider, op. cit. S. 272.

[30]) R. Kienast, Zur Tektonik von Wolframs Willehalm (Studien z. dt. Philologie d. Mittelalters [1950]), S. 98.

[31]) Vgl. J. Siebert, Wolframs und Klingsors Stubenkrieg zu Eisenach (PBB LXXV [1953]), S. 373, und Fr. Ködiz von Salfeld, Das Leben des hl. Ludwig, Landgrafen in Thüringen (hrsg. v. H. Rückert [1851]), S. 9, I. 5.

Was es heißt, zum »Hofgesinde« eines Fürsten zu gehören, verdeutlicht uns Reinbot von Durne, der 1231 für Herzog Otto von Bayern, den Sohn von Hermanns Schwager Ludwig, die Legende vom hl. Georg dichtete[32]). Vom Auftrage sprechend führt er aus (V. 20–30):

Er (der »herzog ûz Beierlant«) und sîn reinez wîp,
. . . sprachen zuo mir »Reinbot,
du solt ein buoch tihten,
in tiutsche sprâche rihten,
von dem lieben herren mîn,
dem wir welen untertaenic sîn,
sant Georjen, der uns selten ie
in keinen noeten verlie.«
Herre und liebe frouwe mîn,
ich tuon iu beiden sampt schîn
daz ich von sant Georjen *sô,*
sprich daz ir sîn werdet frô . . .

Aber auch hier hat der Auftraggeber der Arbeit des Dichters gleichsam den Stempel aufgedrückt:

Ich enbin der witze niht sô laz
ich enkünne ez doch verre baz
tihten unde zieren,
mit lügenen florieren
beide her unde dar:
nû hat ez mir verboten gar
von Beiern diu herzogin
der ich underhoerig bin (V. 49–56).

Von Hermanns Auftrag an Wolfram weiß Reinbot, der dank den verwandtschaftlichen Beziehungen des bayrischen Herzogs zum Thüringer Hof wohl über alle Geschehnisse auf dem laufenden gehalten wurde, zu berichten (V. 34–44):

Von Dürngen lantgrâf Herman
in franzois geschriben vant
daz er in tuitsche tet bekant
Von Wilhalm von Naribôn.
des hât er hiut ze himel lôn.
er was des buoches urhap,
wan er die matêrje gap

[32]) Reinbot von Durne, Der hl. Georg (hrsg. von C. von Kraus) (Germanische Bibliothek, III. Abt., Bd. L [1907]). Dieselbe Abhängigkeit des Dichters gegenüber seinem Brotherrn stellt Christopher Dawson, Religion and the Rise of Western Culture, New York 1950, S. 186, für Chrestien de Troyes fest: »We see a poet like Chrestien de Troyes excepting the exotic ideals of the new courtly poetry, in deference to his patroness, Mary of Champagne. 'Matter and style', he sais, 'are given and furnished by the countess'. The poet is simply trying to carry out her concern and intention.«

hern Wolfram von Eschenbach:
daz er von Wilhalme sprach,
daz ist vom lantgrâven komen.

In Reinbots Augen ist der Landgraf wichtiger als der Dichter und Wolfram nur der Diener, das Instrument des Herrn. Wahrscheinlich hat Wolfram selber seine Lage nicht anders beurteilt[33]). Er macht, wie seine Vorgänger, keinen Hehl daraus, daß er unter Hermanns Fahne arbeitet[34]). Zwar ist Parzival nicht auf Hermanns Auftrag begonnen, wohl aber in Hermanns Dienst weitergeführt worden. Der Name des Fürsten wird deshalb auch nicht schon zu Beginn, sondern erst im VI. Buch (297, 16) genannt. Der Einfluß des Thüringers und verschiedene thüringische Motive, die Snelleman erwähnt[35]), sind ab Buch VI feststellbar. Daß Wolfram unter verschiedenen Herren am gleichen Werke arbeitete, darf nicht überraschen, kam es doch auch vor, daß Dichter unter den Fürsten »ausgeliehen« wurden oder ihre Dienste in einer Art »Austauschverfahren« vorübergehend wechselten[36]).

Wolframs Parzival (ab VI. Buch) und Willehalm sind der »Thüringer Schule« ebenso verpflichtet wie die Werke Veldekes und von Herborts von Fritzlar: sie verweilen liebevoll bei Kampf- und Festszenen, sie erwähnen häufig, direkt und indirekt, die Fürstentugenden »Milte« und »Gastfreundschaft«. Berühmt sind die Schlachtenbeschreibungen im VIII. und IX. Buch des Parzival, die ganz Wolframs eigenes Werk sind und mit bemerkenswerter Sachkenntnis abgefaßt wurden. Auf die weltfrohe Gesinnung am Thüringer Hofe weist der Dichter z. B. im XIII. Buch des Parzival (639, 11–12) hin, wo er sich »niuwe(r) tänze ... der uns von Dürngen viel ist komen« erinnert[37]). Zeilen wie »der lantgrâfe von

---

[33]) Dieses Dienstverhältnis mag auch den Schlüssel liefern zum Rätsel, ob und weshalb Wolfram den *Titurel* unterbrochen hat, um den *Willehalm* zu schreiben. Wahrscheinlich wurde er zur Preisgabe des *Titurels* genötigt, weil Hermann das Kreuzzugsgedicht befahl. Wohl wollte er beim 8. Buch abbrechen, vielleicht als Hermann wegen seiner Alterskrankheit die Regierungsgeschäfte niederlegte, aber er konnte das Werk erst liegen lassen, als Hermann gestorben war. Vgl. K. Helm, Die Entstehungszeit von Wolframs Titurel (ZfdPh. 35 [1903]), S. 200.

[34]) Vgl. auch A. Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach (Deutsche Forschungen VII [1922]).

[35]) W. Snelleman, Das Haus Anjou und der Orient in Wolframs Parzival (Diss. Amsterdam, 1941).

[36]) H. Schmidinger, Patriarch und Landesherr (Publ. d. österr. Kulturinstituts in Rom, I. Abt., I. Bd. [1954]), S. 112. Man beachte auch, daß Hermann von Thüringen mit Wolframs Lehnsherrn Boppo II. von Wertheim befreundet war. Boppo reiste mit Philipp von Flandern, Chrestiens Gönner, sowie mit dem Herrn von Dürne in Kaiser Heinrichs VI. Gefolge.

[37]) Wolfram von Eschenbach, Parzival (Hrsg. K. Lachmann-Ed. Hartl, 7. Ausg. [1952]). Vgl. auch Wartburgkrieg, 67.140 ff.

Dürngen Herman / hete in ouch lîhte ein ors gegeben« (Willehalm IX, 417. 22–23)[38]) gedenken Hermanns übergroßer Milte und sind eine Art Echo auf Walthers 104. 9–10. Man vergleiche auch Walthers 35. 7: »Ich bin des milten lantgrâven ingesinde« und das Urteil über Hermann im Wartburgkriege: »Der Dürenge herre ist milte ûz kindes jugent«. Den Preis dieser Tugend finden wir ferner in Parzival III. 170, 27; V. 222, 15 ff.; VI. 336, 17–24; XV, 785, 5 ff.; 786, 20–30 und in Willehalm V. 231, 16–18; IX. 417, 22–26. Das Lob der höfischen Gastfreundschaft ertönt im Willehalm III. 132, 111–136, 1–15 und besonders in V. 234. 13–236, 10 und 265, 6–17. Wolfram macht sich, gerade wie Walther in 20. 4, über die große Gästeschar des Landgrafen sogar etwas lustig: Willehalm 297, 16–18.

Aus welchen Gründen veranlaßte Hermann die Dichtung Willehalm? Wolfram berichtet nur: »Lantgraf von Dürngen Herman / tet mir diz maer von im bekant« (I. 3, 8–9). Aus Reinbot von Durnes Gedicht aber wissen wir, daß Hermann (er hatte zum drittenmal zur Stauferpartei gewechselt!) mit dieser Kreuzzugserzählung und mit der Gründung des Katharinenklosters zu Eisenach (beides wurde zur gleichen Zeit verwirklicht) den Himmel zu verdienen hoffte. Den Willehalm ließ er aber nicht allein im Hinblick auf das eigene Seelenheil schreiben, vielmehr hoffte er, damit auch das Heil seines Vaters Ludwig II. und seines Bruders Ludwig III. zu sichern. Das Gedicht konnte ferner als zarter Wink an die kaiserliche Adresse dienen; denn Zeitgenossen fiel es leicht, von König Ludwig zu Friedrich II. eine Parallel zu ziehen[39]), da ja Ludwig mit seiner Hilfe an Willehalm ebensosehr zögerte wie Friedrich mit der von Hermann innigst gewünschten Befreiung des Hl. Landes[40]), welche der König, als er 1215 das Kreuz nahm, versprochen hatte.

Manches in den beiden Gedichten kann auf Hermanns persönliche Gesinnung und sein Leben bezogen werden. Der Landgraf mußte des öftern von Juden borgen, um seine kostspielige Hofhaltung und die vielen Kriege zu finanzieren[41]). In Parzival I. 12, 8–10 heißt es:

> Swâ noch ein jude pfandes gert,
> er möhtz dâvür enphâhen;
> ez endorft im niht versmâhen.

In Willehalm sind es die Juden, die Rennewarts Ausrüstung anfertigen sollen: IV, 195, 12–20 und IV. 197, 1–3.

Wenn Wolfram den Templeisen (sie hegten bekanntlich antipäpstliche

---

[38]) Wolfram von Eschenbach, Willehalm (Hrsg. K. Lachmann-Ed. Hartl, 6. Ausg. [1926]).

[39]) S. Singer, Wolframs Willehalm (1918), S. 5.

[40]) Joh. Rothe, Düringische Chronik (Hrsg. R. v. Liliencron [Thüring. Geschichtsquellen III] [1859]), S. 331.

[41]) Singer, op. cit. S. 73.

Gefühle) und der Figur des Feirefiz einen Ehrenplatz einräumt, so entspricht dies der Einstellung von Hermanns Bruder Ludwig, der auf seinem Kreuzzug zweimal von den Tempelherren gerettet worden war und überdies mit Sultan Saladin sehr freundschaftliche Beziehungen unterhielt[42]), wie auch der Einstellung von Richard Löwenherz, der seine Schwester dem Bruder Saladins zur Frau gegeben hatte[43]). Willehalm, obwohl er sie bekämpft, schätzt die Heiden als Menschen und Ritter; der Heidenknabe Rennwart wird ihm ebenso lieb wie Feirefiz dem Parzival.

Im Leben Gahmurets zeichnet Wolfram die Umstände der Jugendjahre des jüngsten, ohne Erbe ausgegangenen Sohnes des Grafenhauses nach:

Si pflegents noch als mans dô pflac,
swâ lît und welhsch gerihte lac
des pfliget ouch tiuscher erde ein ort:
daz habt ir âne mich gehôrt,
swer ie dâ pflac der lande,
der gebôt wol âne schande . . .
daz der altest bruoder solde hân,
sîns vater ganzen erbeteil . . .
künge, grâven, herzogen,
(daz sag ich iu für ungelogen)
daz die dâ huobe enterbet sint
unz an daz elteste kint,
daz ist ein fremdiu zeche (I. 4, 27–5, 21).

Er spiegelt auch das Verhältnis zwischen Hermann und seinem ältesten Bruder Ludwig, wie es uns in Urkunden dargestellt wird[44]). Hermann blieb nach dem Tode des Vaters erblos, Ludwig beerbte die Landgrafschaft. Die beiden verband aber innige Bruderliebe: sie zogen zusammen in den Krieg, wurden zusammen gefangengenommen und wieder befreit, unterschrieben zusammen Verträge usw. Sie nahmen stets gemeinsam an hohen Festen teil – und Parzival zieht zusammen mit Feirefiz zur Gralsburg. Willehalm (Wolfram hat seine Person aus ganz bestimmten Absichten veredelt),[45]) ist wie Hermann enterbt (der Zug fehlt in der Quelle!). Vivianz, der junge Neffe Willehalms, weist manche gemeinsame Züge mit Hermanns Lieblingsbruder Ludwig auf. Man möchte glauben, er wollte ihm ein Denkmal setzen. Ludwig starb, als er über vierzig Jahre alt war, aber in der Erinnerung der Nachwelt lebte er als junger Mann weiter. Sein Grabmal stellt ihn als schönen Jüngling »in langen Haaren ohne Bart«

---

[42]) Snelleman, op. cit. S. 167.

[43]) Zeydel-Morgan, The Parzival of Wolfram von Eschenbach (1956), S. 12.

[44]) Vgl. auch Knochenhauer, op. cit. S. 196, 210–212.

[45]) B. Mergell, Wolfram von Eschenbach und seine französischen Quellen I (1936), S. 45.

dar; Willehalms Klage über Vivianzens Tod scheint an die Adresse Ludwigs gerichtet: »Swaz dînes liehtn antlietzes was, dar an gewuohs noch *nie kein gran*« (II. 67, 14 f.) und »ouwê daz sîniu jungen jâr / âne mundes granhâr / mit tôde nâmen ende!« (I, 13, 25–27). Ludwig, der im Hl. Lande tödlich erkrankte und also für den Glauben starb, ist ebenso wie Vivianz ein Glaubensmärtyrer. Beide genossen übernatürlichen Beistand; von Ludwig ging die Sage, daß er mit dem hl. Georg in Verbindung stand, während Vivianz vom Engel Cherubim gestärkt wurde (I. 49, 4–50, 1).

Auch der Mutter Hermanns gedenkt Wolfram. Parzivals Vater stirbt wie der Hermanns auf einem Feldzuge; so nimmt die Mutter in der Erziehung beider Knaben einen wichtigen Platz ein. Herzeloyde verleugnet ebensowenig wie Frau Jutta, Hermanns Mutter, ihr edles Blut; die dichterische wie die lebende Gestalt zeigt große Bildung und Selbständigkeit im Denken und Handeln. Herzeloydens starker Charakter ist Echo desjenigen von Frau Jutta (sie hatte in Abwesenheit ihres Gatten auf eigene Faust eine Burg gebaut[46]), sie bewies ihre Mildtätigkeit nicht bloß mit Geschenken an das Kloster Reinhardsbrunn, sondern ließ die Mönche auch nach eigenem Küchenzettel ernähren)[47]). Beider Frauen Bruder war ein mächtiger Herrscher; so ergibt sich das parallele Verhältnis von Parzival zum Gralskönig Amfortas einerseits und von Hermann zu Kaiser Barbarossa anderseits. Wie Amfortas ist auch Barbarossa zur sagenumwobenen Gestalt geworden. – In Willehalm steht Irmscharts liebevolle Zeichnung für Hermanns Mutter (vgl. III. 147, 22–24; 160, 1–161, 30).

Hermanns Vater ist ebenfalls in den Willehalm eingegangen. Heinrich von Narbonne erscheint mit seinen vier Söhnen so, wie einst Landgraf Ludwig II., als er in die Schlacht zog (vgl. III. 142, 24–28); er ist Mittelpunkt verschiedener Szenen und nicht weniger als Ludwig II. ein kluger, kräftiger Mensch, dem die Jüngeren mit Respekt begegnen; man vergleiche die Darstellung von Heinrich und Gyburg bei Tisch (V. 265, 2 bis 268, 30), die der Vorlage fehlt. Vielleicht ist Rennewarts Art, sich nie ohne Harnisch zu zeigen, ebenfalls eine Reminiszenz an Hermanns Vater, Ludwig der Eiserne genannt, weil er nach den Chroniken gegen Ende seines Lebens die Waffenrüstung aus Angst vor Mördern nicht mehr ablegte (Landgraf Hermann soll es ebenso gehalten haben!).

Auffällig sind ferner Wolframs Abweichungen von der Quelle, sobald er von Verwandten des Helden spricht; seine Brüder nennt er stets mit Namen und betont jeweils das Verwandtschaftsverhältnis (z. B. Wh. III, 118, 24–26). Das Sippenverhältnis ist äußerst wichtig: der Held sucht und findet bei Verwandten Stütze und Hilfe, etwa beim Schwager und König

[46]) O. K. Müller, Die Wartburg (1927), S. 25.
[47]) Falckenstein, op. cit. S. 634.

Ludwig[48]) oder beim Neffen Vivianz, der für ihn sogar in den Tod geht, durch Vater und Brüder wieder ersetzt wird[49]). Im Parzival spielen Onkel und Kusinen, die ganze Verwandtschaft eine so wichtige Rolle, daß Schwietering mit Recht sagen konnte: »Parzivals Weg zu Gott führt über die Familie. Aus der Sippe gelöst, würde Parzival nie das Gralkönigtum erlangen«[50]). Genau so nahm Hermanns Sippe mit Rat und Tat an seinem Leben teil, wir denken etwa an seinen Schwestersohn Ottokar von Böhmen, an seinen Schwiegersohn Dietrich von Meißen, an die mit ihm verschwägerten bayerischen Fürsten, die alle seine Partei ergriffen, selbst über politischen Richtungswechsel hinweg, mit ihm kämpften und ihn verteidigten.

Nach dem Gesagten ist es uns leichter verständlich, weshalb Parzival, besonders Buch I und II und der Schluß, eine Welfendichtung ist und die Anjous verehrt, wie Snelleman[51]) zu beweisen versucht, während Willehalm von Anfang bis Ende die Staufer verherrlicht und die Welfen nicht wenig verspottet. Als Parzival gedichtet wurde (es muß dies auf Grund der Erwähnung der Erfurter Weingärten teilweise kurz nach 1203 geschehen sein[52]), gehörte Hermann zu Ottos von Braunschweig Parteigängern (1201 bis 1204). 1203 bedrohte ihn Philipp von Schwaben mit starken kriegerischen Einfällen, doch vermochte Otto den mächtigen Landgrafen dank der finanziellen Hilfe seines Onkels Richard Löwenherz bzw. dessen Nachfolgers im eigenen Lager zu behalten. Aus dieser Sachlage erhellt, warum im Parzival, besonders in den nach Buch III–VIII geschriebenen Büchern I und II, der englische König gepriesen wird und am Ende ein Denkmal für die Anjous steht. Wir erinnern daran, daß Hermanns Bruder Ludwig anläßlich seiner Teilnahme am 3. Kreuzzuge nicht mit dem Kaiser, sondern mit Richard Löwenherz gezogen war. Im Hinblick auf diese Umstände erweist sich Panzers Hypothese, Gahmuret wäre eine Verherrlichung des Löwenherz, als verfechtbar. Wolfram hätte also die »Welfen-

---

[48]) Wolfram hat aus eigenen Stücken Nachdruck auf Willehalms Verwandtschaft mit dem französischen König gelegt. III. 139, 12–15.

[49]) Es fällt auf, daß, so wie die Böhmen flohen, sobald sie Philipps Heer von weitem erblickten, auch die Franzosen im *Willehalm* dem Feind den Rücken kehren wollen, sobald sie seiner ansichtig werden (VII. 321, 1–322, 1). Die Stelle mag auch eine Anspielung auf den zweiten Kreuzzug sein, wo die Franzosen auf die Deutschen hinabblickten, weil sie so grob seien und die »Welschen« zu verfeinert fänden (L. Reynaud, Histoire générale de l'influence française en Allemagne [1924], S. 89).

[50]) J. Schwietering, Die dt. Dichtung des Mittelalters (Hdbch. d. dt. Literaturwiss. [1932]), S. 164.

[51]) Snelleman, op. cit. S. 3 ff.

[52]) Zeydel-Morgan, op. cit. S. 1, nehmen als Daten für den Parzival die Jahre 1195–1210 an.

bücher« auf Wunsch Hermanns eingefügt, gleichwie früher die Staufer-partien der Eineide einverleibt worden waren. – Das Staufergedicht Willehalm dagegen wurde um 1212–1217 verfaßt, zu einer Zeit also, da Hermann auf die Seite des Staufers Friedrich II. hinübergewechselt hatte. Hier vollzieht sich der Kunstgriff, den wir bei Herbort von Fritzlar angetroffen haben: Wolfram beschreibt in Willehalm ein bekanntes Wappen, um zu zeigen, zu welchem politischen Lager man gehört. Der Held des Gedichtes trägt das Wappen der Herren von Beaux (goldener Stern auf blauem Felde (VII. 328, 9). Der Herr von Beaux aber wurde am 8. Januar 1215, also als die Arbeit am Willehalm begonnen war, aus besonderer Gunst von Friedrich II. zum Stadthalter des Arelates ernannt. Der König versprach sogar, Wilhelm von Beaux solle mit ihm gekrönt werden, wenn er selber Kaiser würde[53]). Es ist deshalb absolut kein Zufall, wenn Willehalms Wappen einen goldenen Stern auf blauem Felde zeigt, und Hermann bewies einmal mehr, daß er bei seinem Mäzenatentum die Politik klug in die Kunst einzubeziehen verstand. Wolfram widmet einem weiteren Günstling des Kaisers lobende Zeilen (Wh V. 241, 1–5): der Patriarch von Aquileja war, mit Unterbrechung von 1209–1212, stets an der Seite der Staufer gewesen und 1214 von Friedrich II. mit Friaul belehnt worden.

Der beflissene Lobpreis der Staufer in Willehalm wechselt mit einer unermüdlichen Lust zur Verspottung der Welfen. Wolframs Bild von Otto IV. entspricht jenem, das auch Walther gibt: es ist der Welfe, wie er durch die Augen Hermanns von Thüringen gesehen wurde. Ottos Karikatur ist im draufgängerischen Heidenkönig Terramêr zu finden. Terramêr-Otto wollte »den stuol dâ zÂche besitzen und dan ze Rôme varn, sîner goten prîs alsô bewarn, die Jêsus helfe wolde lebn, daz sie dem tôde wurde gegebn. Sus wolde er roemsche krône vor sînem goten schône und vor der heidenschafte tragen« (Wh. VII. 340, 4–11). Die Stelle – sie fehlt natürlich in der Vorlage – ist für die damalige öffentliche Meinung sehr bezeichnend; sie entspricht ganz dem Beschluß der Fürsten, die 1211 in Nürnberg tagten, 1212 Otto IV. zum Häretiker stempelten und Friedrich II. als zukünftigen Kaiser wählten[54]). Häufiger Spott trifft Otto wegen seiner erst nach langem Streben erhaltenen römischen Krone (vgl. VII. 338, 21–339, 1); auch an Ottos gewalttätigen Zug nach Rom vom 4. Oktober 1209 wird erinnert (VIII. 393, 30–394, 5 und bes. VIII. 396, 22 ff.):

---

[53]) A. Schreiber, op. cit. S. 157.

[54]) Dobenecker, op. cit., Urk. 1488 a. Vgl. auch Rothe, op. cit. S. 325: »Do verkundigete man offinberlichen, das Keisser Otto were eyn Ketzer unde eyn offinbar vordrucker aller fromen cristen unde aller geistlichen lewte. Frederichen den jungen Keisser Heynriches des letzten ssonn ... den vorkundigeten die fursten dornoch ... zu eyme romischen konige unde verbunden sich abir mit den reynischen fursten unde herren weder Keisser Otten.«

Nu mac die vart hinz Ache
mit êren mîden Terramêr.
al meist die roemschen fürsten hâr
sint gein in komn ûf Alitschanz.
Si wolden im künden, Vîvîanz
und der edele Mîle waern erslagn:
wolt er ze Rôme krône tragn,
sô solde er in daz rihten,
wolde er zir dienste phlihten.

Auch der Schluß weist darauf hin (IX. 450, 21–25). Selbst Ottos unglücklicher Versuch von 1212, die Festung Weißensee zu erobern, ist nicht vergessen (vgl. III. 111, 6–11). Es scheint, daß Kaiser Otto außer in Terramêr gelegentlich auch in König Ludwig seinen dichterischen Widerpart gefunden habe; man vergleiche etwa die Stelle Willehalm III. 145, 16 bis 146, 7, wozu eine Stelle aus dem Wartburgkrieg zu erwähnen wäre:

Ein Dürenge herre nimt imz sunder danc und setzet swen er wil. daz sâhent ir an Keiser Otten dâ von Brùneswîc, den schiet er von dem rîche und tete in maneger êren vrî (S. 12, 7–10).

Wolfram verficht den Partikularismus der deutschen Fürsten und ihren Stolz, mahnt aber gelegentlich auch an ihre Reichspflicht; vgl. Wh. III. 158, 16–21; 159, 6–16; V. 224, 21–23. So nähert sich der Dichter immer mehr Walther. Beide sprechen es aus, man müsse die Krone den Gegnern der Staufer vorenthalten (vgl. Walther 18, 29), weil die Staufer zu mächtig seien:

hôch mit hôher ahte
hât roemisch krôn vor ûz den strît,
daz ir niht ebenhiuze gît:
sô scharpf ist roemisch krône ervorht.
Swaz ander krône sint geworht,
die ûf getouften houbten sint,
ir aller kraft gein dirre ein wint
ist: sine mugens et niht getuon (IX. 434, 8–15).

Vielleicht sind diese Zeilen eine Huldigung an Friedrich II., der eben am 25. Juli 1215 in Köln durch den päpstlichen Legaten gekrönt worden war. Sie erinnern an Walthers mehr als 15 Jahre früher geschriebene Verse 9. 12: »Bekêrâ dich . . .«, die denselben staufischen Gedanken aussprechen. Schließlich könnte das Ende des Willehalm, das wie das Ende des Parzival den Zusammenschluß von Ost und West präkonisiert, als Apotheose der Politik des Thüringer Landgrafen sowie Friedrichs II. aufgefaßt werden.

*

Walther von der Vogelweide

Wie zu den obengenannten Epikern verhielt sich Hermann von Thüringen auch zum Lyriker Walther von der Vogelweide. Hugo Kuhn weist in den Annalen[55]) darauf hin, daß der »schwankenden geschichtlichen Rolle dieses Unruhgeistes seltsam seine literarische entspricht«. Wir glauben, daß im Werke Walthers mehr auf Rechnung des großen Thüringers geht, als man bislang angenommen hat.

1.

Es ist hier nötig, nochmals kurz auf Hermanns politisches Verhalten zu sprechen zu kommen. Bis zum Beginn seiner Landgrafenzeit mischte sich der Fürst so gut wie nicht in politische Streitigkeiten, als Landgraf aber wurde er zum heftig streitenden und umstrittenen Parteigänger. Kaum zum zweitenmal verheiratet, verpflichtete er sich im November 1195 auf dem Reichstag zu Gelnhausen zum Kreuzzug; er trat ihn 1197 an, fuhr dabei aber nicht im Gefolge Kaiser Heinrichs VI. und verhielt sich also gleich unabhängig wie früher sein Vater und sein Bruder. In Palästina beteiligte er sich bei der Belagerung verschiedener Städte, kehrte jedoch im Juli 1198 in die Heimat zurück (der Kaiser war am 28. September 1197 gestorben), obwohl Papst Innozenz III. ihn mit einem persönlichen Schreiben ersucht hatte, im Kampfe auszuharren und nicht gegen das Gelübde zu verstoßen. Der Heimkehrende fand Deutschland in Zerrüttung vor. Drei Thronprätendenten stritten sich: Otto IV., der Neffe des englischen Königs Richard Löwenherz, Philipp von Schwaben, Barbarossas jüngerer Sohn, und Friedrich II., der erst zweijährige Sohn des verstorbenen Kaisers. Hermann ließ sich zuerst für Ottos Partei gewinnen (Otto soll ihm 8000 Mark nebst Gütern versprochen haben)[56]); er erhielt die sehr begehrten Reichsstädte Nordhausen und Saalfeld zu Lehen, mußte sie aber, da die beiden Städte dem Welfen die Pforten nicht öffnen wollten, mit Waffengewalt erobern[57]). Nordhausen nahm er nach sechswöchiger Belagerung ein; darauf plünderte er Saalfeld und schonte weder Kirchen noch Klöster, weshalb er auch prompt mit dem Kirchenbann bedroht wurde[58]). Philipp von Schwaben dagegen bedrängte die Welfen und zog 1199 in Goslar ein. Mit dem Tode des Richard Löwenherz versiegten plötzlich auch Ottos Geldquellen, so daß die Lage der Welfen bedenklich

---

[55]) Annalen der dt. Literatur I (1951), S. 101.

[56]) »Do quam der konigk Otto yn Doryngen unde suchte lantgraven Hermans fruntschaft, unde was om Philippus hatte geloubet, das geloubete her om zwiveldigk« (Rothe, op. cit. S. 317).

[57]) Dobenecker, op. cit., Urk. 1099, Anm. 2.

[58]) ebda, Urk. 1175.

aussah. Hermann suchte sogleich Anschluß an Philipp, der vom französischen König Philipp August unterstützt wurde und nun mehr bieten konnte. Leicht und rasch vollzog sich der Parteiwechsel; Ottokar von Böhmen vermittelte. Der Landgraf konnte nicht bloß Nordhausen, Mühlhausen und Saalfeld behalten, sondern erhielt auch Orlan und die Burg Ranis. Seinen Gegentribut leistete er am 28. Mai 1199 bei der Wahl Philipps in Nürnberg. Auf dem folgenden Hoftag zu Magdeburg vom 15. August wurde Hermann offiziell belehnt und schon zu Weihnachten desselben Jahres galt er in Magdeburg als einer der mächtigsten und am meisten umworbenen Fürsten im Gefolge Philipps.

In dieser politisch sehr regen Zeit verließ Walther von der Vogelweide Wien (1198), nachdem sein Brotherr Herzog Friedrich von Babenberg auf der Kreuzfahrt gestorben war (1197) und dessen Nachfolger Leopold VII. den Dichter anscheinend nicht genügend belohnte. Walther suchte einen neuen Herrn, gerade als Hermann aus dem Hl. Lande zurückkehrte. Wäre es Zufall, daß Walther, der nie vorher politische Gedichte geschrieben hatte, nun mit den drei Reichssprüchen hervortrat? Der Wechsel vom Minnesang zu politischen Sprüchen oder, um mit Maurer[59]) zu sprechen, zu politischen Liedern, muß einen Grund haben. Man kann mit Schönbach-Schneider annehmen, daß »die sorgfältige Analyse modischer Liebesgefühle, die überliebevolle Kultivierung des eigenen Innern dem Dichter nicht mehr am Platze schien in einer Zeit stürmischen äußeren Geschehens«[60]). Aber man fragt sich, warum erst und gerade jetzt. Wir glauben mit H. Kuhn[61]), daß die Reichssprüche schon im Fürstendienst geschrieben wurden. Walthers früherer Brotherr hatte Minnelieder verlangt, der neue aber, Hermann, brauchte politische Lieder, und zwar sehr! (Schon Wilmanns-Michels[62]) hat darauf hingewiesen.)

In Frankreich kannte man den politischen Dichter längst; der berühmteste war Bertran de Born. Hermann, der in jungen Jahren französisches Brauchtum kennengelernt und auf dem Kreuzzug wieder mit vielen Franzosen Kontakt gefunden hatte, suchte wohl nach französischem Vorbild einen Hofdichter. Vielleicht tat er es auch in Anlehnung an das Verhältnis des Archipoeta zu Barbarossas Kanzler Rainald von Dassel; denn nach der Art dieses Politikers gab er nun Walther Richtlinien für politische Verse[63]); er bedurfte seiner zur Propagierung und Verteidigung seiner

[59]) Fr. Maurer, Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide (1954), S. 1.

[60]) Schönbach-Schneider, Walther von der Vogelweide (1923), S. 49.

[61]) Annalen S. 101.

[62]) Wilmanns-Michels, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide (Germanistische Handbibliothek II [1916], S. 111–113.)

[63]) A. Schmidt, Die politische Spruchdichtung eine soziale Erscheinung des 13. Jhdts. (Wolfram-Jahrbuch 1954), S. 62.

politischen Ansichten und Schachzüge[64]). Walther wurde sein williges Sprachrohr (vgl. das um 1213 geschriebene 35. 7: »Ich bin des milten lantgrâven ingesinde«) und hielt dem Herrn die Treue (35. 10: »er waz es ê und ist ez noch«)[65]).

2.

Die drei Reichssprüche sind dichterischer Ausdruck der Ansichten des Landgrafen. Das Gedicht 19. 29 scheint allerdings anzudeuten, daß Walther an Philipps Hof kam; in jüngster Zeit haben Zeydel und Morgan dies angenommen[66]). Die Zeilen »mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen« müssen jedoch nicht unbedingt bedeuten, daß Walther in den persönlichen Dienst des Königs trat. Dieses ganze Gedicht sollte wohl vielmehr bildlich verstanden werden, und zwar aus folgenden Überlegungen: Walther hatte mit den neuen Aufgaben neue poetische Begeisterung erhalten, Reich und Krone sind die ihm aufgetragenen Themen, er kann deshalb in ein »hôhgemüete stîgen«; war sein Dichten nach Friedrichs Tod ziemlich ziellos, so ist er jetzt stolz auf seinen Auftrag. »Ich bin wol ze fiure komen« bedeutet wohl eher »ich bin gut zurecht gekommen«, als daß es auf »ein warmes Herdfeuer« hinweist. So verstanden scheint auch der Hinweis auf das Tanzen logischer. Nach Friedrichs Tod waren Walthers Gedichte traurig und »slîchent«, ohne Auftrieb; jetzt, wo »das rîche und ouch diu krône« seine Themen sind, belebt sich seine Poesie wieder mit Rhythmus und Temperament, der Dichter kann wieder »in ein hohgemüete stîgen«. Und ferner: stände Walther im Dienste Philipps, würde er kaum das Reich *stets vor* der Krone nennen; für Hermann dagegen stand der Reichsgedanke tatsächlich im Vordergrund, die Krone, als die ausführende Macht, kam erst nachher. Schwerlich würde Walther, wenn er im Dienste Philipps gestanden hätte, eben diesen Philipp mahnen: »Philippe setze en weisen ûf, und heiz si treten hinder sich« (9. 15); denn als Dichter und Ministeriale kam es ihm nicht zu, den König zu mahnen, als Sprachrohr des mächtigen Landgrafen aber konnte er dem König sagen, was sein Brotherr verlangte[67]). – Es bleibt mit Burdach[68]) noch zu erörtern, ob Walther nicht eher in den Dienst des Patriarchen von Aquileja trat. Die Gedichte jener Zeit jedoch geben keine Anhaltspunkte, auch

[64]) Schmidt, op. cit. S. 48–49 und S. 55.

[65]) ebda S. 80.

[66]) Zeydel-Morgan, Poems of Walther von der Vogelweide (1952), S. 6.

[67]) Vgl. Schmidt, op. cit. S. 61: »Wenn der Dichter der 'tiutschen zunge' zuruft: 'Philippe setz en weisen uf und heiz si treten hinter sich', so sprechen durch ihn die staufischen Führer . . ., die durch die Worte des Künstlers die Deutschen für Philipp auffordern.«

[68]) K. Burdach, Der mythische und der geschichtliche Walther (Deutsche Rundschau CXIII [1902]).

wissen wir nicht, ob Wolfger, der damals eben erst die politische Arena betrat, einen politischen Dichter nötig hatte[69]). Hatto erwähnt [70]), daß die etwas später geschriebenen Gedichte im Ottenton für Dietrich von Meißen verfaßt wurden. Möglich ist dies wohl; Walther hat später auch für Wolfger von Aquileja gearbeitet. Ministerialen konnten ausgeliehen und ausgetauscht werden[71]).

Nachdem oben dargetan ist, wie Hermann von Thüringen mit andern Dichtern der Zeit verfuhr, halten wir es für höchst wahrscheinlich, daß Walther in seinem Dienste die politischen Sprüche schrieb und in seinem Auftrag die Reichssprüche verfaßte.

Der Spruch 8. 4 mußte zeigen, wie traurig es in der Welt ohne Treue, ohne Frieden, ohne Recht aussah; 8. 28 weist einen Ausweg: die Tiere haben einen König, einen Führer, einen Beschützer, also soll auch Deutschland sich ein Haupt wählen[72]); wer aber kann das sein außer Philipp (der zwar noch nicht gekrönt, von den Fürsten jedoch bereits gewählt ist)? Für ihn wird um weiteren Anhang und allgemeine Unterstützung geworben. Im dritten Spruch 9. 16 greift Walther zum ersten Mal den Papst an und sagt von den »Pfaffen«, »si bienen die si wolten, und niht den si solten«. Man bedenke, daß, wie oben erwähnt, Landgraf Hermann nach der Zerstörung des Klosters Saalfeld im Jahre 1198 mit dem Banne bedroht worden und daß Philipp damals dem Banne verfallen war; daß die Fürsten in einem Brief an den Papst heftig protestierten[73]) gegen eine Erklärung des päpstlichen Gesandten, wonach jeder, der König Otto den Gehorsam verweigerte, mit dem Kirchenbanne bestraft werden sollte Dieser Zusammenhang weist auf die Aktualität der Reichssprüche hin[74])

---

[69]) Schmidinger, op. cit.

[70]) A. Hatto, Walther von der Vogelweide's Ottonian Poems (Speculum XXIV [1949]).

[71]) Schmidinger, op. cit. S. 112.

[72]) Uns scheint, daß Walther weniger an den Bienenstaat dachte, wie J. Wiegand, Zur lyrischen Kunst Walthers, Klopstocks und Goethes (1956), S. 22, meint, als vielmehr an die Fabel von den Fröschen, die einen König haben wollten. Bekanntlich haben die Bienen keinen König, sondern eine Königin.

[73]) Bühler, op. cit. S. 341.

[74]) Wir können uns nicht zu Maurers Auffassung (op. cit. S. 8) bekennen, daß »man sich sehr wohl ein politisches Lied um 1203 entstanden denken kann, auch wenn sich eine der Strophen auf Ereignisse vor 1198, eine andere auf solche von 1202 bezieht«. Unseres Erachtens wäre in einem solchen Falle das ganze politische Lied ohne Bestehensrecht und hinfällig. Besonders Walthers Lieder, die mahnen und anspornen, wären wertlos, wenn sie ihre Aktualität einbüßten. Denn wozu schreibt man politische Lieder, wenn nicht um zu überzeugen, um Ideen zu propagieren? Man denke an die beißenden Rheinlieder pro und contra im 19. Jhdt! Hätten diese noch je fünf Jahre nach dem Rheinstreit geschrieben werden können?

Die Fürsten argumentierten, sie hätten Philipp gewählt, weil sie »keinen Vornehmeren der Abstammung nach (vgl. 19. 8: 'dâ gienc eins keisers bruoder und eins keisers kint'), keinen, der in hellerem Ruhmesglanz erstrahlte, keinen Geeigneteren für das Szepter und die Regierung des hl. Reiches finden konnten«[75]). Philipp selbst wies in einem Brief an Innozenz III. darauf hin, daß seine Krönung doch die wahre, einzig richtige sei und nicht diejenige Ottos, dem zwar in Aachen, in der traditionellen Krönungsstadt, die Kaiserwürde verliehen worden sei, der aber die Reichsinsignien nicht besitze. Dies alles greift Walther auf: »Diu krône ist elter danne der künic Philippes sî, dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî, wies ime der smit sô ebene habe gemacht« (18. 29–31), und: »er truoc des rîches zepter und die krône« (19. 10). Woher hätte Walther die Kenntnis der Überlegungen und Argumente der Fürsten genommen, wenn sie ihm nicht von einem der ihren dargelegt worden wären[76])? Er gehörte ja nicht zu den Fürsten selber; kannte er als Ministeriale die Dokumente[77]), so wäre es doch eine Unverschämtheit gewesen, deren Inhalt (in Gedichtform) zu veröffentlichen. Spricht er dagegen im Namen der Fürsten, insbesondere im Auftrag des Mächtigsten unter ihnen, so geht alles in guter Ordnung.

Im Jahre 1201 richteten die deutschen Fürsten ein weiteres Schreiben an den Papst, um sich gegen seine Einmischung in die deutsche Politik zu verwahren. Auch Hermann unterzeichnete diesen Brief, um den Papst zu bitten, er möge den von den Fürsten gewählten Philipp »veniente tempore et loco« salben. Innozenz aber antwortete: »Ihr könnt wählen, wen ihr wollt, ich aber werde salben, den ich will.« Im gleichen Jahre bestätigte Otto sein Versprechen von 1199, wonach er dem Papste stets treu folgen und alle Macht lassen werde (3. August 1201)[78]). Wir sehen hier eine Gelegenheit, Walthers Gedicht von der »Konstantinischen Schenkung« anzuknüpfen (25. 11)[79]) und neigen zur Auffassung Burdachs[80]) und Wilmanns[81]), das Gedicht sei 1201 anzusetzen. Walther verwendet auch hier wieder (vgl. oben) Zitate aus Briefen für seine politischen Gedichte: er bleibt sich und seiner Methode treu. Das Gedicht ist kaum auf Friedrich II. gemünzt, wie Paul will[82]), denn wie könnte es von ihm, der 1212 noch

[75]) Bühler, op. cit. S. 333.

[76]) Schmidt, op. cit. S. 61, glaubt, Walther sei besonders vom Kanzler Konrad von Würzburg und vom Patriarchen Wolfger angeregt worden und habe von ihnen genaue Richtlinien erhalten.

[77]) K. Burdach, Walther von der Vogelweide (1900).

[78]) Bühler, op. cit. S. 330.

[79]) Maurer, op. cit. S. 30, hält dieses Gedicht für unecht.

[80]) Burdach, Walther von der Vogelweide, S. 48.

[81]) Wilmanns, op. cit. S. 108.

[82]) H. Paul, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, 5. Aufl. (1921), S. 101.

ein besitzloser Jüngling war, heißen: »Künc Constantin der gap sô vil ... dem stuol ze Rôme«? Otto hatte schon 1201 seine Macht und seinen Besitz gerühmt, er konnte »sper kriuz unde krône« verschenken. Für das Entstehungsjahr 1201 sprechen auch die Worte des Engels: »ê stuont diu kristenheit mit zühten schône.« Nur drei Jahre zuvor war der Kaiser gestorben und das Reich zerstört worden; Walther wollte an die geregelten Zustände erinnern. 1212 wäre die Mahnung schon reichlich spät gekommen, die jüngere Generation kannte kaum etwas anderes als Zwietracht in der »Kristenheit«. Walther weist auf eben Geschehenes, das Gift ist »nû« gefallen, »der pfaffen wal« schwächt die höchste Macht im Reich. 1212 ist aber dies alles nichts Neues mehr, man hatte sich längst an das Wühlen des Papstes in der Reichspolitik gewöhnt.

3.

Hermann von Thüringen schickte sich 1201 an, sein politisches Lager einmal mehr zu wechseln; er verhandelte insgeheim mit Otto, denn Philipps Geld war erschöpft, während dem Welfen nun aus der Hand Johanns von England wieder neue Summen zuflossen[83]). Noch 1201 bekundete der Papst dem Landgrafen brieflich seine Freude darüber, daß er Philipp preisgeben werde. Zu Beginn des Jahres 1203 versuchte Philipp mit Ottokars von Böhmen Hilfe, Hermann zu verständigen und zu behalten, im Mai dieses Jahres aber folgte der offene Bruch. Am 24. August 1203 huldigte Hermann an Ottos Hoftag in Merseburg dem Welfenkönig und schenkte noch im gleichen Jahre die Hand seiner Tochter Hedwig dem Welfengrafen Albert von Orlamünde. Sein Schwiegersohn Dietrich von Meißen hielt Philipp die Treue.

Es versteht sich, daß man Hermann (und auch Walther) der Treulosigkeit bezichtigen konnte[84]), doch darf man nicht übersehen, daß es damals viele unzuverlässige Fürsten gab, die sich weit mehr um den eigenen Vorteil als um das Wohl des Reiches kümmerten. Philipps Protonotar, der Bischof von Speyer, der die Krönungsinsignien aufbewahrte, erklärte, er gebe sie gerne an Otto heraus, wofern dieser ihn zum Kanzler am kaiserlichen Hofe mache[85]).

Wie spiegeln sich diese Vorgänge in Walthers Dichtung? Sobald sich Hermann von Philipp nicht mehr genügend beschenkt erwähnt, singt Wal-

[83]) Jaffrow, op. cit. S. 132.

[84]) Vgl. Eberhardt, op. cit. S. 31, wo Hermann eine »politische Windfahne« genannt wird.

[85]) Bühler, op. cit. S. 359. Vgl. Handbuch der dt. Geschichte (1935), S. 232, das nach dem Ursberger Chronisten zitiert: »Mit diabolischer Kunst scheuten die Landesfürsten und Barone sich nicht, Gelübde zu brechen, den Treueid zu verletzen und alles recht zu verwirren, indem bald die meisten von Philipp abfielen, um Otto anzuhangen, bald umgekehrt! Vgl. auch Jaffrow, op. cit. S. 126.

ther 16. 36 und 17. 11, um den König zur »milte« anzuspornen. »Nû hâst du guot und êre ... der milte lôn ist sô diu sât, diu wünneclîchen wider gât dar nâch man si geworfen hât: wirf von dir milteclîche.« Ganz im Geiste Hermanns folgt der Vergleich mit dem Fürsten des Altertums, mit Alexander. Es leuchtet uns nicht ein, daß diese Strophe Ausdruck von Walthers persönlicher Enttäuschung sein soll[86]). Philipp war wegen seiner »milte« bekannt und hätte einen Dichter noch reichlich zu beschenken vermocht. Walther stand aber nicht in Philipps, sondern in Hermanns Dienst, und diesem versprach Otto jetzt eben mehr, als Philipp geben konnte[87]). Der Spruch vom Spießbraten versinnbildlicht, wie derjenige »das rîche verlür«, der zu wenig gibt. Dieser Strophe gebricht es jedoch an Ehrlichkeit, denn König Philipps bis zum äußersten gehende Freigebigkeit war allbekannt; er verschenkte zu viel und entblößte sich selber bis zur Armut. Aber der Dichter ist wiederum Sprachrohr Hermanns[88]), dessen Abfall heranreift; Walther bereitet die Öffentlichkeit vor[89]), er gibt nicht seine persönliche Meinung wieder, trotz Burdach[90]). In vermehrtem Maße gilt dies (Wilmanns hat es vermutet[91])) von 19. 17, worin der König beschuldigt wird, er sei »niht dankes milte«, unter bewußter Anspielung auf die »milte« des Sultans Saladin, von dem, wie das Gerücht wollte, Hermanns Bruder Landgraf Ludwig Geld erhalten hatte. Als empfindlicher Hieb mußte die Erinnerung an die »milte« des Löwenherz, des Erbfeindes der Staufer, wirken. Die Gedichte müssen somit als vorzügliche Stimmungsmache für Hermann verstanden werden.

Philipp bekämpfte Hermann in den folgenden Monaten mit aller Macht. Thüringen litt sehr unter seinen Angriffen, die Unordnung nahm im ganzen Lande überhand. Es ist nicht gewiß, ob Walther während dieser unruhigen Zeit immer bei Hermann blieb; möglicherweise ging er damals an den Hof des Bischofs Wolfger von Passau, der zur Stauferpartei gehörte und auch zu Ottokar von Böhmen Beziehungen pflegte[92]). Von dort ist er wohl, vielleicht im Gefolge Wolfgers, zum Hochzeitsfest des staufisch gesinnten Babenbergers nach Wien gezogen. Diese Abwesenheit Walthers hätte dem Landgrafen gelegen sein können. Einige von Hermanns Leuten hielten heimlich zu Philipp und leisteten die gebührende Hilfe nicht mehr, so daß Hermann auf den Schlachtfeldern immer mehr vereinsamte – und

[86]) K. Burdach, Walther von der Vogelweide und der vierte Kreuzzug (Historische Zs. XXXXV [1932]), S. 45.

[87]) H. Harder, Walther von der Vogelweide, der Sänger des Reiches (1953), S. 55.

[88]) Vgl. Harder, op. cit. S. 55.

[89]) Jaffrow, op. cit. S. 137, und Mackensen, op. cit. S. 53.

[90]) Burdach, W. v. d. Vogelweide und der vierte Kreuzzug, S. 42.

[91]) Wilmanns, op. cit. S. 111.

[92]) Schmidinger, op. cit. S. 100.

bald seine Gesinnung änderte. Als der zu Hilfe gerufene Vetter Ottokar von Böhmen kurz nach der Vereinigung mit Hermanns Heer seine Truppen wieder zurückzog, vollzog der Landgraf seine Schwenkung ins Stauferlager. Kein Wunder, denn Ottos Sache stand erneut schlecht, weil England verschiedene Kriege zu führen genötigt war und einmal mehr kein Geld schicken konnte. Der Graf von Meißen, der Philipp die Treue gehalten hatte, vermittelte, und am 17. September 1204 fiel Hermann dem Staufer in Ichtershausen zu Füßen und flehte um Gnade. Er war nicht der einzige Opportunist; selbst der Bischof von Köln achtete seinen Otto geleisteten Eid gering und krönte am 6. Januar 1205 Philipp zu Aachen in Anwesenheit zahlreicher Edler und Fürsten, auch des Landgrafen von Thüringen[93]).

4.

In der nun folgenden relativen Friedenszeit erreichte der Thüringer Hof seinen Höhepunkt als literarisches Zentrum. Walther konnte jetzt mit einer Dosis Spott, aber doch voll Wertschätzung in 20. 4 bzw. 20. 10 singen:

der lantgrâve ist sô gemuot
daz er mit stolzen helden sîne habe vertuot,
der iegeslîcher wol ein kempfe waere.
mir ist sîn hôhiu fuore kunt:
und gulte ein fuoder guotes wînes tûsend pfunt,
dâ stüende ouch niemer ritters becher laere.

Die Darstellung des »frohen Lebens« an Hermanns Hof läuft zu den betreffenden Stelle bei Veldeke, Herbort von Fritzlar und Wolfram parallel. Die Zeitläufe waren jedoch nicht eitel Glanz und Freude; gleichzeitig mag Walther auch seine bittere Klage 21. 25 gedichtet haben. Wir glauben mit C. von Kraus[94]), daß Wilmanns und Burdach das Gedicht zu Unrecht 1201 ansetzen und deuten es nicht auf die damalige Sonnenfinsternis, sondern allgemein, in Anlehnung an Markus 13, 24–26. Ein Brief der Pisaner an Philipp vom Jahre 1208 vermittelt ein ähnliches Zeitbild:

Die Bosheit nahm vom höchsten Heiligtum ihren Ausgang, weil das geistliche Schwert mit dem weltlichen in *einer* Scheide sein will und so infolge der Schwäche des Hauptes die einzelnen Glieder verdorben werden. Kurz, die Treue ist dahin, die Gerechtigkeit wird verlassen . . ., einzig die Gewalt herrscht[95]).

Dazu kam die Überführung deutscher Gelder nach Rom[96]). Bei Geistlichen wie bei Laien wurden Steuern erhoben, die Gelder wurden in Truhen, zu denen nur Bischof und Priester Schlüssel besaßen, gesammelt

[93]) Bühler, op. cit. S. 348.
[94]) C. von Kraus, Walther von der Vogelweide, Untersuchungen (1935), S. 65 bis 66.
[95]) Bühler, op. cit. S. 355.
[96]) Jaffrow, op. cit. S. 175.

und nach Rom geschickt[97]). Der Franzose Fulko predigte eifrig für diese Sammlung, und zwar in päpstlichem Auftrag. Doch wurden noch auf andere Weise Gelder nach Rom kanalisiert; Bühler[98]) schreibt:

> Fast jedes Bistum, fast jede Prälatur und selbst fast alle Pfarrkirchen werden in Streitigkeiten verwickelt und in ihren Angelegenheiten nach Rom gezogen, wo sie nicht mit leeren Händen erscheinen.

Wohl hat Walther solche Vorgänge und Zustände zum Anlaß seiner Sprüche 27.7, 34.3 und 34.14 genommen.

Nach Philipps Ermordung im Jahre 1208 schien Ottos IV. Alleinherrschaft endlich gesichert. Im Gegensatz zu Philipp, dem Gütigen, Milden, Anmutigen, war der Braunschweiger ein »tollkühner Kämpfer von außergewöhnlicher Körperkraft, überlegt und halsstarrig, erfüllt von dem herrischen Stolze seines Geschlechts«[99]). Hatte sich der Staufer »milte« bis zur Verschwendung gezeigt, so zeichnete sich Otto durch eine an Geiz grenzende Kargheit aus[100]) und mußte sich sogar vom Papste zur Freigebigkeit mahnen lassen[101]). Diesen Kontrast fühlte Hermann und bewahrte seine feindliche Gesinnung gegen den Welfen nach wie vor, hatte er doch noch 1211 die ihm versprochenen Städte Nordhausen und Mühlhausen nicht erhalten. Während Ottos italienischen Feldzuges knüpften manche Fürsten mit Friedrich II., dem neuen Schützling des Papstes, heimliche Beziehungen an, und Friedrich verstand es, sie alle durch reiche Gaben an sich zu ketten (er soll die vom französischen König erhaltenen 20000 Silbermark gänzlich unter die Fürsten verteilt haben!). Was Wunder also, wenn Walther jetzt Friedrichs »milte« pries und Ottos Knauserigkeit anprangerte und so nochmals die bevorstehende politische Kursänderung seines Herrn verkündete? Er tat es in den Strophen 26.23 und 26.33.

Schon im August 1210 hatten sich Hermann von Thüringen, Dietrich von Meißen und Ottokar von Böhmen gegen Otto IV. verschworen; sie kamen bald in den Genuß der Unterstützung des Papstes wider den »Tyrannen«. 1211 traf Hermann in Bamberg mit Fürsten zusammen, um sie auf Geheiß des Papstes vom Welfen abtrünnig zu machen. Sein Schwiegersohn, der Graf von Anhalt, die Herzöge von Bayern und Österreich und der König von Böhmen folgten seinem Beispiel, jedoch die Reichsstädte und viele seiner Edlen ließen sich nicht zum Abfall bewegen; auch Dietrich von Meißen zog sich zurück. Dieser schloß 1212 mit Otto sogar einen

---

[97]) R. von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, Bd. III (1878), S. 7.

[98]) Bühler, op. cit. S. 329.

[99]) Bühler, op. cit. S. 24–25.

[100]) E. Kantorowicz, Kaiser Friedrich der Zweite (1936), S. 64.

[101]) von Raumer, op. cit. S. 7.

Vertrag[102]) und versprach, den Kaiser u. a. gegen den Papst und gegen Hermann zu schützen. Hermanns Politik siegte erst, als Otto im folgenden Jahre zum Häretiker erklärt[103]) und Friedrich zum künftigen Kaiser gewählt wurde.

Als Otto IV. 1212 aus Apulien zurückkehrte, mußten manche Fürsten die Strafe für ihren Abfall gewärtigen, denn Friedrich schien nicht beeilt, Otto zu besiegen. Der alte Kaiser zog zuerst gegen Thüringen. Es hat den Anschein, als ob Walther hier einspringen mußte und für Hermann und dessen Schwiegersohn Dietrich von Meißen 11. 30 schrieb, um den erbosten Kaiser zu versöhnen und den eigenen Herrn von dem Makel der Abtrünnigkeit reinzuwaschen. Ob Walther die »Meißnergedichte« 11. 30, 18. 15, 105. 27 und 106. 3 alle im Dienste des Meißners oder teilweise im Auftrage Hermanns verfaßt hat, bleibt eine offene Frage; die Gedichte 105. 27 und 106. 3 könnten sehr wohl auf Hermanns Geheiß entstanden sein, zur Zeit nämlich, als der Meißner, der dem Thüringer die Markgrafschaft verdankte[104]), Hermanns prostaufischer Politik keine Folge leistete und 1211–1212 Otto treu blieb. 18. 15 könnte auf das Ludwigslied hinweisen oder, noch wahrscheinlicher, auf ein Lied aus dem Besitz von Hermanns Erzieher Ludwig VII. von Frankreich, das ihm vom Schwiegersohne geschenkt worden wäre[105]). Diese Möglichkeiten näher zu beleuchten und zu untersuchen, würde hier zu weit führen. Immerhin zeigen diese Hinweise erneut, wie sehr Walther als Sprachrohr seines Herrn amtete. Friedrichs Einfluß und Macht wuchs zusehends; schon vor der Krönung betrachtete er sich als Kaiser und äußerte am 12. Juli 1213, er verlange nichts, als was des Kaisers (!) sei, er lasse den Geistlichen das Ihrige und freie Wahl[106]). Walther greift diese Ansichten auf in 11. 6, 11. 18 und 12. 6 und wiederholt, Gott gehöre das »himelrîche«, dem Kaiser aber die Erde. Wir teilen Hattos Auffassung, 11. 6 und 11. 18 seien 1212 für Otto geschrieben worden[107]), also nicht. Der Welfe revoltierte damals gerade gegen den Papst, so daß ihm der Dichter kaum die Worte in den Mund legen konnte: »Her babest, ich mac wol genesen: wan ich wil iu gehorsam wesen.« Dies sind eher Worte für den neuen Schützling des Papstes, den jungen Staufen Friedrich, für den Hermann die politische Werbetrommel

[102]) Dobenecker, op. cit. Urk. 1500.

[103]) Rothe, op. cit. S. 324–325: »Do (zu der Nowinburgk) vorkundigete man offinberlichen . . .«, vgl. Fußnote 54!

[104]) Chr. Hacutse, Landgraf Hermann I. von Thüringen und seine Familie (Zs. des Vereins f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde V [1865]), S. 89–92.

[105]) Vgl. Maurer, op. cit. S. 49. Er meint, dieses Gedicht sei für Dietrich von Meißen geschrieben, der zweimal einem Könige Ludwig begegnete und ebenfalls in »Franken« war.

[106]) von Raumer, op. cit. S. 107.

[107]) A. Hatto, op. cit. S. 543.

rührte. Wir haben erwähnt, daß sich Friedrich von Anfang an die Unabhängigkeit gegenüber dem Papste gesichert hatte, er willigte nie ein, sich ihm blindlings zu unterwerfen. Diese Haltung zeigen die Gedichte 11.6 und 11.18, die sich teilweise an Friedrichs Worte anlehnen.

5.

Wohl die letzten Sprüche in Hermanns Auftrag sind 12.18 (an den Kaiser gerichtet) und 29.15 (an die Fürsten). Des Landgrafen Geist wurde gegen Ende seines Lebens umnachtet, so daß die Regierungsgeschäfte dem jungen Regenten Ludwig überlassen werden mußten. Diesem diente Walther, solange Hermann noch lebte (85.17). Als der große Thüringer aber gestorben war, fühlte er sich an dessen Hofe nicht mehr am Platze, gleich Wolfram, der seinen Willehalm jäh abbrach. Wohl damals erhielt Walther vom Kaiser ein Lehen als Dank und Anerkennung für die Dienste, die er im Auftrage des mächtigen Verwandten den Stauferkaisern geleistet hatte, vielleicht auf die Fürsprache des jungen Landgrafen von Thüringen hin, wie Wilmanns, im Anschluß an Burdach, bemerkt[108]); denn »Friedrich selber kannte deutsches Wissen, deutsche Sprache und Dichtung aus eigener Anschauung kaum«.

Mit dem Landgrafen Hermann starb auch die blühende Dichterschule von Thüringen. Schon die nächste Generation erstellte dem Thüringer Fürsten im Wartburgkrieg ein Denkmal, so daß er immerfort weiterlebt als ein Herrscher, der den Dichtern »milte uz kindes jugent« widerfahren ließ und an den schönsten Werken der mittelalterlichen Literatur Anteil hat.

[108]) Wilmanns, op. cit. S. 142.

Der Begriff *edelez herze* im Tristan Gottfrieds von Straßburg

Von Olive Sayce (Oxford)

Wie andere mittelhochdeutsche Wörter, die ursprünglich nicht dem sittlichen Bereich angehörten, hat das Wort *edel* eine Bedeutungsveränderung nach dem Sittlichen hin durchgemacht. Anfangs auf den Begriff der adligen Abstammung beschränkt, hat es im Neuhochdeutschen die Bedeutung 'innerlich oder sittlich edel' angenommen, und ist daher in der alten Bedeutung von der Neubildung adlig ersetzt worden. Diese Tatsache steht fest – die einzige Frage lautet: wo hat diese Bedeutungsverschiebung ihren Ausgang genommen? In der didaktischen Literatur des 13. Jahrhunderts tritt sie schon ganz klar zutage in Fällen, wo der innere Adel dem Geburtsadel gegenübergestellt und diesem vorgezogen wird. Als Beispiel möge die Formulierung Freidanks dienen[1]):

Swer tugent hât, derst wol geborn:
ân tugent ist adel gar verlorn.
Er sî eigen oder frî,
der von geburt niht edel sî,
der sol sich edel machen
mit tugentlîchen sachen.

Seit Vogts Rektoratsrede[2]) war man geneigt, die Anfänge dieser Bedeutungsveränderung bei Gottfried zu suchen, in dessen Tristan die Wendungen *edelez herze* und *edeler muot* vorkommen. Vogt beurteilt die Sachlage bei Gottfried wie folgt: er räumt ein, daß Gottfried auch noch das Wort *edel* »in dem alten herrschenden Sinne«[3]) verwendet, also im Sinne von 'adlig', aber er meint daneben »die Übertragung von *edel* auf das geistige Gebiet«[4]) in der Wendung *edelez herze* feststellen zu können. Er schreibt daher Gottfried, unter Einfluß der Mystik des 11. Jahrhunderts

[1]) Fridankes Bescheidenheit, hrsg. v. H. E. Bezzenberger, Halle 1872 (54, 6),
[2]) F. Vogt, Der Bedeutungswandel des Wortes edel, Marburger Ak. Reden 20. 1908.
[3]) S. 10.
[4]) ebda.

den ersten Schritt in der Bedeutungsverschiebung zu. Für ihn ist der Begriff *edelez herze* der »schönen Seele« am nächsten verwandt. Vogt spricht von »Herzensadel« und »Aristokraten des Empfindens« und beschreibt das *edele herze* in den folgenden Worten: »Das edle Herz nach Gottfrieds Sinn ist offen für alles Schöne der Welt, für Naturschönheit und Frauenschönheit, für Gesang und Dichtung; es ist auch vor allem inniger Liebe fähig. Was es aber recht eigentlich von der großen Menge der Alltagsmenschen scheidet, ist, daß es auch das Leid des Lebens und der Liebe nach seinem Empfindungswert auszuschöpfen weiß, während jene allem Kummer aus dem Wege gehen und nur in Freuden leben wollen«[5]). Er behauptet, daß Gottfried sich das *edele herze* nicht vom Geburtsadel abhängig denkt, erstens weil Gottfried, der bürgerliche Dichter, sich zu der Schar der Auserlesenen rechnet, und zweitens weil er sich nur an einen kleinen Kreis der Adligen wendet[6]). In seiner Literaturgeschichte heißt es noch positiver: »aber mit Geburtsadel und Rittertum bringt Gottfried es nirgends in Verbindung«[7]). Vogt ist sich aber klar bewußt, daß die vermeinte Übertragung bei Gottfried sich nicht auf Sittliches bezieht: »Von edlen Handlungen ist bei Gottfried nie die Rede, weder im Sinne der ritterlichen noch in dem der christlichen Moral«[8]). Er verweist auf den Begriff *gentil cuer*[9]) in der altfranzösischen Dichtung, sieht aber darin nicht die besondere »Begriffsnuancierung«, die für Gottfried charakteristisch sein soll. Schließlich nennt er als Vorbild für den Begriff *edelez herze* die Wendung *edeliu sêle,* die in der frühen Mystik vorkommt. Bei Williram erscheint der Ausdruck *dîe édelen sêla*[10]), in dem St. Trudperter Hohen Lied[11]) steht *ediliu sêle,* in der Wiener Hs. (112, 29) und in der Klagenfurter Hs. heißt es (12, 21): *wie edel [v]nser sêle ist.* Wie in der späteren Mystik scheint *edel* hier eine ganz spezialisierte Bedeutung zu haben: die Seele ist *edel,* weil von Gott geboren.

In diesen Ausführungen Vogts liegt die Quelle vieler Fehldeutungen. Ich greife die wichtigsten Äußerungen zu diesem Thema heraus. Ehrismann stimmt insofern mit Vogt überein, als er von »Seelenadel« bei Gottfried spricht[12]), dafür Vergleiche aus lateinischen Schriftstellern bringt, und

---

[5]) S. 11. [6]) ebda.

[7]) F. Vogt, Geschichte der mhd. Lit. I, 3. Aufl., Berlin/Leipzig 1922, S. 319.

[8]) Rektoratsrede, S. 12.

[9]) Afrz. *gentil* = 'adlig'. Siehe W. v. Wartburg, Französisches Etymologisches Wb. IV, S. 110 ff.

[10]) Willirams deutsche Paraphrase des Hohen Liedes, hrsg. v. J. Seemüller, QF 28, Straßburg 1878 (103, 6).

[11]) Das St. Trudperter Hohe Lied, hrsg. v. H. Menhardt, Halle 1934 (Rhein. Beiträge 21–22).

[12]) G. Ehrismann, Geschichte der deutsch. Lit. bis zum Ausgang des MA.s, München 1927 (II, II, 1 S. 308–09).

das *edele herze* »den Ausgangspunkt seiner ganzen Ethik« nennt[13]). Andererseits aber lehnt er die Herleitung aus der Mystik ab: »Für Gottfr. und seine Zeitgenossen bestand zwischen dem Adel des Herzens und dem der Seele noch der ganze Dualismus des MA.s, wonach die menschl. Seele ein geistiges Wesen und unsterblich ist, das Herz aber ein Teil des Körpers und mit diesem vergänglich«[14]). Dieser Hinweis ist kaum beachtet worden.

Die spätere Kritik steht fast ausschließlich im Banne Vogts. Nickel gibt im ganzen Vogt recht[15]), möchte aber die Rolle der lateinischen Literatur, wo der Begriff 'Seelenadel' häufig auftritt, mehr betonen. Freilich sei die Empfindsamkeit, die Gottfrieds Auffassung kennzeichne, mit Vogt durch die Mystik zu erklären.

In seinem Aufsatz 'Die Grundauffassung von Gottfrieds Tristan'[16]) geht de Boor, wie Vogt, von der Voraussetzung aus, daß Gottfried die höfische Gesellschaft in zwei Teile spalten will: erstens die Durchschnittsmenschen und zweitens die höhere Welt der *edelen herzen*. Die *edelen herzen* zeichnen sich dadurch aus, daß sie Freude und Leid, Leben und Tod als eine Einheit bejahen: »Zusammenfassend ergibt sich als Grundgedanke des Prologes – und damit des Gesamtwerkes – die Aufgliederung der ritterlichen Welt in zwei Schichten, deren Wesen und Wert an ihrem Verhalten zum Problem des Leides und Todes geprüft wird. Dieses Problem wird also nicht nur ernsthaft gestellt, sondern schlechthin in den Mittelpunkt gerückt. Es wird gelöst, indem Leid und Tod als wirkende, notwendige Werte bejaht werden. Indem die Minne zu dem Felde gemacht wird, in dem der überrationale Ausgleich der polaren Gegensätze Freude – Leid, Leben – Tod sich vollzieht, wird sie selbst zu etwas, das 'über aller Vernunft' ist, zu einer religiösen Macht«[17]). Dieselben Gedanken kehren in knapperer Formulierung in de Boors Literaturgeschichte wieder[18]). Ähnlich heißt es bei Trier[19]): »Das *edele herze* nimmt Leid und Tod in seinen Willen auf«[20]). Schwietering[21]) ist bemüht, überall mystische Einflüsse auf Gottfried aufzuspüren und beurteilt das *edele herze* deshalb ganz vom

---

[13]) S. 311.

[14]) S. 308.

[15]) E. Nickel, Studien zum Liebesproblem bei Gottfried von Straßburg. Königsberger deutsche Forschungen, Bd. 1, 1927, Anm. 3, S. 75–76.

[16]) DVjs. Jg. 18 (1940), S. 262–306.

[17]) S. 273.

[18]) H. de Boor, R. Newald, Gesch. der deutsch. Lit. v. den Anfängen bis zur Gegenwart: Bd. 2, H. de Boor, Die höf. Lit., München 1953, S. 132.

[19]) J. Trier, Gotfrid von Straßburg. Die Welt als Geschichte. 7. Jg. 1941, S. 72 bis 83.

[20]) S. 75.

[21]) J. Schwietering, Der Tristan Gottfrieds von Straßburg und die Bernhardische Mystik. Abh. der Preuß. Ak. der Wiss. (Philos.-histor. Klasse 5), Berlin 1943.

Standpunkt des Begriffs 'edle Seele', wie er in der späteren Mystik erscheint. Auch das Wort *herze* ist für Schwietering durch die Herz-Jesu-Verehrung in theologische Bereiche eingedrungen, so daß der mystischen Deutung von Gottfrieds Wendung nichts im Wege steht. Auch Wehrli[22]) denkt an religiöse Einflüsse. Er beschreibt das *edele herze* in der erstaunlich unzutreffenden Formulierung: »das edle Herz, d. h. die Identität von Lebensfreude und Todessehnsucht.«[23])

Nauen[24]) sieht im Begriff *edelez herze* den Mittelpunkt des Tristan und glaubt folgende Einflüsse zu erkennen: griechische und lateinische Begriffe des Gesinnungsadels und die *anima nobilis* der Patres. Ausschlaggebend für ihn auch ist aber die Mystik.

Öhmann[25]) geht von Vogt aus, möchte aber der altfranzösischen Formel *gentil cuer*[26]) und vielleicht auch *cordis nobilitas* bei Andreas Capellanus größeren Einfluß auf Gottfried einräumen. Er hält es für wahrscheinlich, »daß dem in der altfranzösischen Literatur bewanderten Gottfried bei der Prägung seines *edele herze* der altfranzösische, vielleicht daneben auch der lateinische Ausdruck vorschwebte, wobei er den deutschen Ausdruck mit einem eigenen, teilweise abweichenden ethischen Inhalt erfüllt haben mag; grob umrissen war die Bedeutung sowohl im Altfranzösischen als auch bei Gottfried etwa 'in höfischem Sinne von edler Gesinnung'[27]).

Für Weber[28]) weist *edel* »ins Mystische, *herze* überwiegend ins Diesseitig-Naturale«[29]). Das *edele herze* ist »erwählter Träger mystischer Liebe«[30]).

---

[22]) M. Wehrli, Über Gottfrieds Tristan, Trivium 4, Heft 2, 1946.

[23]) S. 115.

[24]) H.-G. Nauen, Die Bedeutung von Religion und Theologie im Tristan Gottfrieds von Straßburg. Diss. Marburg 1947, S. 77–85.

[25]) E. Öhmann, Die mhd. Lehnprägung nach altfranzösischem Vorbild, Helsinki 1951, S. 102–03.

[26]) S. 103 führt er aber als Beweis für die frühe Übertragung von *gentil* auf geistiges Gebiet La Vie de S. Alexis 11. Jh. an, nach Wartburg, Frz. Etym. Wb. IV, 110 ff. (wo aber nicht 11. Jh., sondern 14. Jh. steht). In den Nachträgen und Berichtigungen (Wartburg IV, 829) ist der Beleg aus Alexis zu streichen: »Im Afr. steht der erste sichere beleg erst im Dolopathos. Im Alexis ist die bed. stets 'von vornehmem geschlecht' und auch bei Chrestien ist die bed. 'edel' nicht zu finden.« Li Romans de Dolopathos (hrsg. v. C. Brunet und A. de Montaiglon, Paris 1856) wird von seinen Herausgebern (Einleitung S. XIX) 1222–25 datiert. Wartburg verzeichnet die übertragene Bedeutung früher im Altprovenzalischen (bei Giraut de Bornelh ca. 1165–1200), aber der erste Beleg im Altfranzösischen ist also nach Wartburgs Richtigstellung nicht, wie Öhmann meinte, lange vor Gottfried, sondern erst später. Öhmanns Beweisführung fällt damit.

[27]) S. 103.

[28]) G. Weber, Gottfrieds von Straßburg Tristan und die Krise des hochma. Weltbildes um 1200, Stuttgart 1953.

[29]) S. 39.

[30]) S. 251.

In seinem Buch stellt Mosselman[31]) ein Mosaik aus allen früheren Forschern zusammen. Die *edelen herzen* sind für ihn »die geistig und sittlich Edeln«[32]) (und doch hatte Vogt davor gewarnt, Sittliches in dieser Wendung finden zu wollen). Maria Bindschedlers Aufsatz[33]) unterscheidet sich von den bisher behandelten dadurch, daß sie erstens keine Scheidung zwischen der höfischen Gesellschaft als ganzer und der Welt der *edelen herzen* macht, und zweitens, daß sie die mystische Deutung ablehnt. *Das edele herze* »geht auf jene Welt ethischer Werte zurück, wie sie die höfische Liebesdichtung, der hohe Minnesang, bezeugen und deren faßbarer Ursprung in der provenzalischen Lyrik zu finden ist«[34]). Schließlich sei der Vollständigkeit halber die Dissertation Maria Meyers erwähnt[35]). Sie wiederholt de Boors Gedanken über die Bedeutung von Leid und Tod für das *edele herze* und will ferner das *edele herze* als Gottfrieds eigenes Temperament beanspruchen: »ein leicht hingerissenes, stark stimmungsmäßig beeinflußbares und einfühlend anschmiegsames Temperament«[36]). Es braucht kaum betont zu werden, daß der Text keine Anhaltspunkte für solche Phantasien bietet. Die Forschung hat also seit Vogt die mystische Deutung von *edelez herze* stark bevorzugt. Die einzigen Ausnahmen bilden Ehrismann, Öhmann und Maria Bindschedler.

Es wäre jetzt an der Zeit, den Text[37]) ganz unbefangen zu befragen. Es ist so viel hineingedeutet worden, daß nur eine nochmalige Prüfung aller betreffenden Stellen erlauben kann, die Bedeutung von *edelez herze* mit philologischer Schärfe zu umreißen. Wir wenden uns zuerst dem Vorkommen von *edel* zu. Pope[38]) rechnet im ganzen 63 Belege von *edel* und Nolte[39]) 72 Belege. Ich behandle wie Nolte *edel* und seine Ableitungen (Pope hat in der Gesamtzahl *edellîch* und *edelkeit* außer acht gelassen) und zähle deshalb 72 Belege. Sie umfassen *edel, edellîch, edelkeit, edeln.* Sie verteilen sich wie folgt: *edel* erscheint 10mal im Prolog (darunter 5mal *edelez herze,* 2mal *edeler muot,* 2mal *edeler senedære,* 1mal *edelt muot*). Im Hauptteil

[31]) F. Mosselmann, Der Wortschatz Gottfrieds von Straßburg. Diss. Amsterdam 1953. Siehe unter *edel* S. 3–5, *herze* S. 78–80.

[32]) S. 4.

[33]) Maria Bindschedler, Gottfried von Straßburg und die höfische Ethik, PBB 76 (1955), S. 1–38.

[34]) S. 30.

[35]) Maria Meyer, Der Begriff '*edelez herze*' in Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde. Diss. (masch.) Bonn 1946.

[36]) S. 18.

[37]) In der Ausgabe von F. Ranke, Berlin 1930.

[38]) P. R. Pope, Die Anwendung der Epitheta im Tristan Gottfrieds von Straßburg. Diss. Leipzig 1903, S. 16.

[39]) A. Nolte, Zu Gottfrieds Tristan. ZfdA 52 (1910), S. 61–83, besonders S. 73–75. S. 73 Anm. 2 sind alle Belege von *edel* und seinen Ableitungen verzeichnet.

des Werkes erscheint *edelez herze* 13mal und *edeler muot* 4mal; *edel* und seine Ableitungen kommen 32mal von Personen vor (5mal in der Anrede) und 13mal von Gegenständen des höfischen Lebens. Dazu kommen die 3 Belege von *gentil* in der Bedeutung 'adlig' (alle in der Anrede).

Pope behauptet, daß *edel* nur 2mal (8913, 10450) »die objektive bedeutung des hohen standes hat«[40]), aber eine solche Auffassung entbehrt jeder Stützung durch den Text. Von den 32 Belegen, wo *edel* allein erscheint, scheinen alle bis auf zwei den Begriff 'adlig' in objektiver Bedeutung auszudrücken, also in der ursprünglichen Bedeutung des Worts, wie sie sich in der ganzen Literatur der Blütezeit wiederspiegelt. Gottfrieds Publikum war adlig, die Personen seines Werkes sind schon der Tradition nach adlig – wie sollte er nicht das Wort *edel* vorwiegend in der primären Bedeutung benutzen? Ich greife ein paar besonders einleuchtende Fälle heraus, wo die Bedeutung 'adlig' schon aus dem Zusammenhang und der Verbindung mit anderen gleichbedeutenden Wörtern ganz klar erhellt. Marke erinnert Tristan an seine ritterlichen Pflichten:

5027 dîn geburt und dîn edelkeit
sî dînen ougen vür geleit.

In der Moroldepisode mahnt Tristan die Adligen an Markes Hof mit dem Gedanken an ihren Rang:

6140 nu sît ir an gebürte doch
allen künegen ebengrôz
und aller keisere genôz,
und wellet iuwer edelen kint,
diu iu gelîche edele sint,
versellen und versachen
und ze schalken machen?

Tristan beschreibt Marke in den folgenden Worten:

10511 ein ritter edel und ûz erkorn,
von künigen unz her geborn.

In allen diesen Stellen macht die Verbindung mit *geburt* oder *geborn* den Gedanken der adligen Abstammung klar. In 5 weiteren Fällen[41]) drückt der Dichter den Begriff des Adels aus, ohne das Wort *edel* zu gebrauchen (3mal durch *geburt,* 1mal durch *hôch geslehte,* 1mal durch die Wendung *allen künegen ebenhêr*). Auch ohne das Wort *edel* ist der Gedanke da – nochmals ein Beweis dafür, daß es Gottfried darum zu tun war, seine Personen als adlig zu bezeichnen und daß diese Bedeutung erst recht bei *edel* zu sehen ist. Die zweifelhaften Fälle sind die folgenden: Tristan redet den Kauf-

[40]) S. 16.
[41]) 249, 1489, 4389, 9285, 10132.

mann 2mal mit *edelen koufman* an (2230, 2325). Hier kann *edel* nicht dem hohen Stande entsprechen[42]), und ist wohl auf dem Wege dazu, in der höfischen Anrede zum bloßen *epitheton ornans* ohne sehr präzise Bedeutung zu werden. In den stehenden Höflichkeitsformeln der Anrede wäre dies leicht verständlich. Abgesehen von diesen scheinbaren Ausnahmen aber berechtigt nichts zu der Annahme, daß es Gottfried nicht ganz ernst mit der Bezeichnung des hohen Standes war. Aus 32 bleiben also 30 Belege; dazu kommen die 3 Fälle von *gentil* in der Bedeutung 'adlig', und die 5 Stellen, wo Gottfried von hoher Abstammung spricht, ohne das Wort *edel* zu gebrauchen, also im ganzen 38 Textstellen, wo der Begriff 'adlig' durchscheint.

Die Übertragung von *edel* auf Dinge des höfischen Lebens oder das, was *edel* in seiner Art ist, ist in der mittelhochdeutschen Literatur häufig. Im Tristan erscheint *edel* in Verbindung mit *sîde, wât, gewant, kleider, purpur, werc* ('Rüstung'), *sporen, helfenbein, seitspil* und *leich*. Einen Fall für sich bildet *edel valsch* (12612)[43]). Hier wird von dem Tausch in der Brautnacht gesprochen. Der Vergleich mit Gold und Messing[44]) zeigt, daß Gottfried an *edelez* Metall denkt. Es ist vielleicht auch ein Wortspiel mit den zwei Bedeutungen von *edel:* Brangæne ist *edel* im Sinne von 'adlig'; es war ein *valsch,* aber doch aus edlem Metall.

Drei der Belege von *edel* in der oben besprochenen Kategorie haben besonderes Interesse für die Beurteilung von *edelez herze*. Sie sind: *manec edeliu zunge* (6475), *von maneger edelen hant* (6789) und *in edelen ôren* (7942). Grammatikalisch liegt ein ganz klarer Fall von Transposition vor. Das Adjektiv, das sich auf den ganzen Menschen bezieht, wird auf einen Teil desselben angewandt. Also *edeliu zunge* bedeutet 'die Zunge eines adligen Menschen' usw. Auch diese Wendungen stehen in der mittelhochdeutschen Literatur nicht vereinzelt da. Im Tristan selbst kommen ähnliche Fälle mit anderen Adjektiven vor[45]). Noch genauere Parallelen lassen sich aber in anderen Texten finden. Im Nibelungenlied steht *iuwer edeliu hant*[46]) und im Willehalm *von sînem edeln munde*[47]). In allen diesen Fällen bezieht sich das Adjektiv auf die Person, wird aber von einem Teil derselben gebraucht. Dieser Punkt ist für die Auffassung von *edelez herze* von Bedeutung.

Die Bedeutung des Wortes *edel* bei Gottfried kann also ganz genau festgestellt werden. Es erscheint:

---

[42]) Obwohl es im Willehalm Wolframs einen Kaufmann gibt, der *von ritters art erborn* ist (131, 1).

[43]) 12305 wird der Gegensatz dazu als *ein bœse conterfeit* bezeichnet (hier auf einen anderen Gedanken bezogen).

[44]) 12603, 12607–8.

[45])404, 1124, 1588, 17370.

[46]) 357, 2. [47]) 192, 21.

1. Als *epitheton ornans* bei Menschen im Sinne von 'adlig'. Es lassen sich nur zwei Ausnahmen feststellen, wo diese Bedeutung verblaßt ist.
2. Als Adjektiv von Dingen des höfischen Lebens in der Bedeutung 'was der adligen Lebensweise angemessen ist'.
3. Als Adjektiv in der Bedeutung 'was auserlesen, vortrefflich in seiner Art ist', z. B. von Gold, Elfenbein usw.

Diese dreifache Bedeutung entspricht ganz genau dem Gebrauch in anderen mittelhochdeutschen Epen, wie z. B. dem Nibelungenlied. Also Gottfried ist hier kein Neuerer.

Das Wort *herze* erscheint bei Gottfried mit überraschender Häufigkeit. Der Grund dafür ist sicher im Herzenskult des Minnesangs zu finden, wo das Wort auch äußerst häufig erscheint, und hat nichts mit dem mystischen Gebrauch des Wortes zu tun. Ich habe im ganzen 440 Belege gezählt. Davon haben nur 13 die eigentliche Bedeutung; es bleiben also 427 Fälle von übertragener Bedeutung, wo *herze* als Sitz der Empfindung und der Überlegung gedacht wird. Ableitungen und Zusammensetzungen der verschiedensten Art machen 97 Belege aus. Aus den 330 Belegen mit einfachem *herze* kommt *edelez herze* nur 18mal vor, also im Vergleich zu der Fülle aller *herze*-Belege eine sehr kleine Anzahl. Diese Tatsache allein muß schon bedenklich und vorsichtig stimmen. Im Prolog erscheint auch *edeler senedære* zweimal (121, 126), wo der Zusammenhang es klar macht, daß es mit *edelez herze* identisch ist. Außer wo *muot* die engere Bedeutung von 'Absicht' hat[48]), scheint es mit *herze* so nahe verwandt zu sein, daß sich kein Unterschied zwischen *edelez herze* und *edeler muot* erkennen läßt. Es ist z. B. klar, daß *edelez herze* im V. 117 und *ein edeler muot* im V. 201 identisch sind, da in beiden Fällen derselbe Gedanke von *liebe und leit* ausgedrückt ist. Auch *muot* wird als Sitz der Empfindung gekennzeichnet[49]). In anderen Versen werden *herze und muot* oft in einer synonymen Formel verbunden, wie *daz herze und al der muot* (571)[50]). Wir können im vornherein feststellen: *edeler senedære* = *edelez herze* = *edeler muot,* außer wo *muot* die Bedeutung 'Absicht' hat.

Bevor wir nach dieser sprachlichen Klärung die einzelnen Beispiele von *edelez herze* besprechen, ist es unbedingt nötig, den Wortlaut des Prologs aus allen willkürlichen Deutungen herauszulösen. Gerade hier ist so vieles in den Text hineingelesen worden, was nicht von selbst darin liegt, und bevor wir feststellen können, was Gottfried meint, müssen wir uns darüber klar sein, was er sagt. Für die Beurteilung des Komplexes *edelez herze* ist dies besonders wichtig. Ich gebe knapp und möglichst wortgetreu die Hauptgedanken der betreffenden Teile des Prologs wieder und lasse vorläufig *edelez herze* unübersetzt.

[48]) z. B. 141. [49]) z. B. 843.
[50]) Siehe auch 748, 8112, 8291, 10826, 12062, 12907.

45–54. Ich habe eine Beschäftigung auf mich genommen, der Welt und *edelen herzen* zuliebe; diesen bin ich zugetan und für sie habe ich Verständnis. Ich meine nicht die Welt der Menge, von der ich höre, daß sie kein Leid ertragen kann und nur Freude haben will. Gott möge ihr ihre Freuden geben!

55–100. Mein Werk paßt dieser Welt und dieser Lebensweise nicht. Ich wende mich an eine andere Welt, die ihre süße Bitterkeit, ihr liebes Leid, ihre Herzensfreude, ihre sehnende Not, ihr liebes Leben, ihren verhaßten Tod, ihren lieben Tod, ihr verhaßtes Leben gleichzeitig im Herzen trägt. Diesem Leben sei mein Leben geweiht, dieser Welt will ich eingereiht werden, mit ihr stehen oder fallen (d. h. als Teil von ihr gewürdigt oder verworfen werden). Dieser Gesellschaft habe ich mein Werk vorgelegt, damit es ihren Kummer lindert. Beschäftigung ist ein gutes Mittel gegen Liebessorgen, während Nichtstun sie mehrt. Darum soll der Liebende sich beschäftigen, doch mit nichts, was der wahren Liebe nicht ziemt. Eine Liebesgeschichte ist das Richtige.

100–130. Manche sagen aber, daß die Beschäftigung mit Liebesgeschichten den Kummer noch vermehrt. Ich würde zustimmen, wenn etwas mich nicht abhielte; obwohl innige Liebe Leid mit sich bringt, ist dieses Leid so voll Freude, daß kein *edelez herze* die Liebe entbehren kann. Der *edele senedære* findet Gefallen an Geschichten von Liebe. Wer also Liebesgeschichten gern hört, soll mir seine Aufmerksamkeit schenken. Ich will ihm eine Geschichte von *edelen senedæren* erzählen.

167–200. Was ich in der Quelle gefunden habe, lege ich allen *edelen herzen* vor. Die Erzählung erweckt den Wunsch nach Liebe und anderen guten Eigenschaften[51]). Ohne Liebe erwirbt niemand Achtung[52]) oder gute Eigenschaften, und doch wie wenig Menschen wollen lieben, aus Angst vor dem Liebeskummer.

201–240. Warum sollte nicht ein *edeler muot* das Leid um der Freude willen ertragen? Wären die Liebenden, von denen ich erzähle, nicht dazu bereit gewesen, so hätte ihr Name und ihre Geschichte nicht fortgelebt, um *edele herzen* zu erfreuen. Obwohl sie tot sind, leben sie in der Erzählung fort, und ihre Geschichte ist das Brot aller *edelen herzen*.

Sawicki[53]) hat gezeigt, daß die ganze Struktur des Prologs traditions-

[51]) *tugent*. Im Mhd. ist *tugent* ein sehr weiter Begriff, der mit dem nhd. Wort nicht gleichbedeutend ist. Er umschließt oft rein äußerliche gesellschaftliche Vorzüge. Die Wiedergabe mit dem nhd. Wort Tugend wäre deshalb irreführend. Siehe W. Bopp, Die Geschichte des Wortes »Tugend«. Diss. Heidelberg 1932, bes. S. 27.

[52]) *êre*. Der Begriff ist im Mhd. eher nach außen gerichtet. Er bezeichnet die Ehre, die einem zuteil wird, das Ansehen, das man in den Augen anderer genießt.

[53]) S. Sawicki, Gottfried von Straßburg und die Poetik des Mittelalters, Berlin 1932, S. 155–59.

bestimmt ist. Traditionelle Züge, die in der Rhetorik des Mittelalters begründet sind, sind folgende: die Sentenzen am Anfang, die *captatio benevolentiae* – der Leser soll *benevolus, attentus, docilis* gemacht werden –, die Angabe der *causae principales* für das Werk, und der Gedanke, daß das Werk zugleich nützlich und erfreulich sein soll *(prodesse und delectare)*. Auch bis in Einzelheiten der Gedanken und sprachlichen Wendungen sind konventionelle Züge zu finden, die falsch aufgefaßt worden sind. Dies gilt besonders für die Verse 60–63 und 233–40. Die Verse 60–63 beziehen sich einzig und allein auf die *minne*. Die paradoxale Art des *liebe-leit*-Motivs wird wortspielerisch in antithetischen Variationen ausgedrückt – die Liebe ist zugleich süß und sauer, Leben und Tod usw.:

ein ander werlt die meine ich,
diu samet in eime herzen treit
ir süeze sûr, ir liebez leit,
ir herzeliep, ir senede nôt,
ir liebez leben, ir leiden tôt,
ir lieben tôt, ir leidez leben.

Die gleichnishafte Übertragung von Tod auf Liebe ist eine altbekannte literarische Figur, die oft in der mittelhochdeutschen Literatur erscheint[54]). Wir brauchen aber nicht weiter als im Tristan selbst zu suchen, um häufige Beispiele für die übertragene Verwendung von *tôt* zu finden. Gottfried benutzt *tôt* (ohne *leben*) metaphorisch an den folgenden Stellen: 1230, 1416, 1465, 9270, 10160, 11692, 12498, 12500, 13719, 16517, 17853, 18422–23, 18426, 18553. Er liebt es aber ganz besonders, *tôt* und *leben* metaphorisch und antithetisch zu verbinden, wie im vorliegenden Fall. Beispiele dafür sind: 9372, 1507, 1847, 5824 f., 7737, 7784, 9592, 12495, 18230, 18435, 18467 ff. Also an 25 Stellen nach dem Prolog verwendet Gottfried *tôt* ausschließlich in übertragener Bedeutung. Gottfrieds große Vorliebe für den metaphorischen Gebrauch von *tôt* und der *tôt-leben*-Antithese, und die Tatsache, daß die gleichnishafte Übertragung von *tôt* auf *minne* keineswegs ohne literarische Parallelen ist, stellen die metaphorische Bedeutung in den Versen 60–63 außer allen Zweifel. Damit fällt de Boors These, daß die *edelen herzen* sich durch ihre Stellung zum Leben und Tod auszeichnen, dahin. Es steht nichts davon im Text. Es ist nur eine literarische Figur, mit der wir es hier zu tun haben, die metaphorische Übertragung von *tôt* auf *minne*. Auch de Boors Gedanke, daß die Verse 233–240 auf das Sakrament anspielen, ist verfehlt[55]). Es ist wieder nur ein Wortspiel mit der beliebten *tôt-leben*-Antithese und besagt nur, daß die Liebenden in der Er-

[54]) z. B. MF. 147, 4 ff.; 178, 29; 197, 17. Iwein 1546, 1554 ff. Hartmann, Büchlein I, 146, 1811 ff.

[55]) Grundauffassung, S. 273.

zählung fortleben, genau wie im Iweinprolog Hartmann von Artus sagt, daß sein Ruhm weiterlebt, obwohl er tot ist.

Eine genaue Untersuchung des Prologs kann also vielen Fehldeutungen vorbeugen. Wer sind nun die *edelen herzen,* an die Gottfried sich wendet? Wir haben erkannt, daß in den Fällen, wo das Wort *edel* ohne *herze* erscheint, seine Bedeutung bis auf zwei Ausnahmen, semantisch genau dem gewöhnlichen mittelhochdeutschen Gebrauch entspricht. Es wäre erstaunlich, wenn in weiteren 27 Fällen Gottfried das Wort in einem ganz anderen übertragenen Sinne benutzen sollte. Alle inneren und äußeren Gründe zwingen zu der Annahme, daß das Wort auch in der Wendung *edelez herze* nichts als 'adlig', 'aristokratisch' bedeutet und nichts mit der neuhochdeutschen Bedeutung von edel zu tun hat. Diese Behauptung kann aus den einzelnen Beispielen, durch Vergleiche mit Gottfrieds Fortsetzern und Nachahmern und mit der französischen Wendung *gentil cuer* zur Genüge bewiesen werden. Das *edele herze* ist nichts als ein Idealbild adligen höfischen Menschentums, wobei das Schwergewicht auf der äußeren Stellung in der Gesellschaft eher als auf inneren Vorzügen liegt. Dieses Ideal umfaßt zugleich das höfische Publikum des Dichters und die höfischen Menschen, die er in seinem Werk schildert.

Unter den 27 Belegen von *edelez herze* und Verwandtem bei Gottfried sind 13 Fälle, wo es sich mit ziemlicher Gewißheit um eine Umschreibung der Person handelt (die Grenzen sind nicht immer scharf zu ziehen). Ferner erscheint ein ganz ähnlicher Fall mit *herze* und einem anderen Adjektiv als Umschreibung der Person (10774 *tugenthafter herze kein*). Die Wahl von *herze* als Umschreibung bietet keine Schwierigkeiten. Wir haben schon Gottfrieds Vorliebe für das Wort erwiesen. Das *herze* ist Sitz der Empfindung, und es ist ja Empfänglichkeit für Liebe und die richtige Auffassung davon als etwas Freudvolles und Leidvolles zugleich, die er im Prolog sowohl bei seinen Zuhörern als auch in den handelnden Personen seines Werkes preist.

Aus dem, was oben über *edeliu zunge* usw. gesagt wurde, geht klar hervor, daß in den Fällen, wo *edelez herze* eine Umschreibung der Person ist, das Adjektiv sich logischerweise auf den ganzen Menschen bezieht. Als Attribut bei Menschen erscheint *edel* vorwiegend im primären Sinn von 'adlig' und es ist also schon aus der grammatikalischen Struktur klar, daß in diesen Fällen *edelez herze* nichts anderes als 'adliges, aristokratisches Herz' im Sinne von 'adliger Mensch' bedeutet.

Untersuchen wir die Belege genauer im Zusammenhang. In vielen Fällen bedeutet *edelez herze* ein Mitglied des höfischen Publikums, ob des literarischen Publikums, an das der Dichter sich wendet, oder des Publikums bei der Schilderung höfischer Zeitvertreibe. Den eindeutigsten Fall bildet die Übersicht über die zeitgenössische Literatur. Der ganze Abschnitt bespricht

die Größen der höfischen Literatur der Blütezeit – Veldeke, Hartmann, die Minnesänger, darunter besonders Reinmar und Walther. In den Versen 4665 ff. sagt Gottfried von den Werken der *vindære wilder mære*[56]), daß kein *edelez herze* daran Gefallen finden kann, von den *nahtegalen* aber, daß sie *edele herzen* erfreuen und eine gute Wirkung auf sie ausüben. Dies ist wieder der Gedanke des *prodesse et delectare,* der im Prolog auf sein eigenes Werk angewandt wird, also eine ähnliche Empfehlung auf Grund der guten Wirkung, und dasselbe Publikum, das *edele herze*. Was ist der ganze Abschnitt anders als die scharfe Abgrenzung der höfischen Literatur gegen das in Gottfrieds Augen Minderwertige? Die von ihm genannten Dichter entsprechen dem Ideal und können deshalb höfische Menschen erfreuen; die *vindære wilder mære* aber stoßen gegen den höfischen Geschmack an und kein höfischer Mensch kann an ihren Werken Gefallen finden. Das *edele herze* ist hier bloß das Mitglied des adligen höfischen Publikums. Schon in diesem ersten Beispiel fällt die von der Forschung unternommene künstliche Zweiteilung der höfischen Welt in *edele herzen* und höfische Durchschnittsmenschen. Die Unrichtigkeit dieser Auffassung wird durch alle weiteren Beispiele vollauf bestätigt.

Einen ganz ähnlichen Fall ohne *herze* bildet 7935 ff. Gottfried lehnt es ab, auf medizinische Einzelheiten einzugehen (vielleicht wieder ein versteckter Angriff auf Wolfram):

7942 in edelen ôren lûtet baz
ein wort, das schône gezimt,
dan daz man ûz der bühsen nimt.
als verre als ichz bedenken kan,
sô sol ich mich bewarn dar an,
daz ich iu iemer wort gesage,
daz iuwern ôren missehage
und iuwerm herzen widerstê.
ich spriche ouch deste minner ê
von iegelîcher sache,
ê ich iu daz mære mache
unlîdic unde unsenfte bî
mit rede, diu niht des hoves sî.

Gottfried redet seine Zuhörer an. Die Wendung *in edelen ôren* zeigt, daß diese adlige Zuhörer sind; er spricht von ihrem *herzen* – er hätte ebensogut *edelez herze* sagen können, wenn es nicht in der direkten Anrede wäre. Der letzte Vers ist besonders interessant. Was *edele* Herzen und Ohren erfreut, ist das, was der höfischen Norm entspricht. Daraus kann man ganz sicher schließen, daß Gottfried nur das höfische Publikum im allgemeinen im Sinne hat, wenn er von seinen Zuhörern spricht, ob er die Wendung *edelez herze* benutzt oder nicht. Entscheidend aber sind die Verse 12183 ff.

[56]) Ohne Zweifel ist Wolfram gemeint.

Hier spricht Gottfried wieder von dem Publikum, das er an anderen Stellen *edele herzen* nennt:

Ein langiu rede von minnen
diu swæret höfschen sinnen . . .

Seine Zuhörer sind also *edele herzen* und haben *höfsche sinne*. Diese variierenden Ausdrucksweisen für denselben Begriff zeigen, daß *edelez herze* als Bezeichnung des Publikums nur die höfischen Zuhörer meint. Daraus geht auch hervor, wie nahe *edel* in der Bedeutung an *höfsch* angrenzt, was auch aus späteren Beispielen klar wird.

Von diesem Standpunkt aus lassen sich alle Stellen im Prolog erklären, wo Gottfried von seinen Zuhörern als *edele herzen* spricht (47, 117, 170, 216, 233). Dazu gehört auch *ein edeler muot* (201) und *der edele senedære* (121). Es ist also hier wie sonst eine schmückende Formel. In anderen Fällen, wo von dem Publikum die Rede ist, gebraucht Gottfried allgemeinere Wendungen mit *herze*, aber ohne *edel* – dies stimmt zu dem statistischen Verhältnis von *edelez herze* zu den anderen *herze*-Belegen und bestätigt die Vermutung, daß der Begriff *edelez herze* gar nicht so wichtig ist, wie die Kritiker gemeint haben. Im Vers 4912 ff. z. B. heißt es:

senft allen ôren mîniu wort,
ber iegelîchem herzen schate . . .

Ähnlich sind 4619 ff., 4899 ff. und 4760 ff. Wenn Gottfried wirklich nur einen ganz kleinen Kreis der Auserlesenen unter der höfischen Gesellschaft als Publikum im Sinne gehabt hätte, hätte er sich nicht so allgemein ausgedrückt.

An anderen Stellen bezeichnet *edelez herze* das höfische Publikum in allgemeinerer Bedeutung (553, 585, 644, 8127). Wieder gibt es Paralleläußerungen im Text mit *herze*, aber ohne *edel*. Einen besonders einleuchtenden Fall bildet 8127. Isoldes Gesang und Spiel bezaubert *vil manic edele herze*. Im Vers 8112 aber heißt es:

si sanc in maneges herzen muot

und in den Versen 8117 ff.:

daz was ir süeze singen,
ir senftez seiten clingen,
daz lûte und offenlîche
durch der ôren künicrîche
hin nider in diu herzen clanc.

Ihr Gesang bezaubert den gesamten Hof – dies wird durch die allgemeinen Wendungen bewiesen. *Vil manic edele herze* bedeutet also bloß 'manchen adligen Menschen'. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Schilderung des höfischen Festes in den Versen 525 ff. Im Vers 553 werden die *edelen herzen* erwähnt:

und swaz dem ougen sanfte tuot
und edeliu herze ervröuwen sol,
des was diu sumerouwe vol.

Der Gesang der Nachtigall macht sie freudig (585):

daz dâ manc edele herze van
vröude und hôhen muot gewan.

Blanscheflurs Schönheit hat dieselbe Wirkung (6424 ff.):

diu machete ûf der heide
vil manegen man vrech unde vruot,
manc edele herze hôchgemuot.

Es ist ein in allen Einzelheiten typisches höfisches Fest und deshalb erfreut es *edele herzen,* d. h. wieder nur die adligen höfischen Menschen, die daran teilnehmen. Es wäre ganz undenkbar, daß Gottfried diese konventionellen Empfindungen, die Freude an der Natur und an Frauenschönheit, als das Vorrecht einer beschränkten Gruppe innerhalb der höfischen Gesellschaft bezeichnen wollte.

In anderen Fällen, wo von dem Publikum nicht die Rede ist, bedeutet *edelez herze* das Idealbild adlig-höfischen Menschentums. *Edel* ist wieder als *epitheton ornans* im Sinne von 'adlig' aufzufassen. Hierher gehören die Stellen, wo *edelez herze* in bezug auf die Liebe gebraucht wird. Es bezeichnet denjenigen, der Verständnis für die höfische Auffassung der Liebe hat, wie sie sich im Minnesang ausdrückt und wie Gottfried sie im Prolog preist. Eindeutige Fälle brauchen nicht näher behandelt zu werden; es sind im Prolog die Verse 117, 126 und 201; im Hauptteil die Verse 1073 ff., wo Blanscheflur von ihrer Liebe zu Riwalin spricht, und 11908 ff., wo von der Liebe zwischen Tristan und Isolde die Rede ist. Hier wird nichts von Geistigem oder Sittlichem ausgesagt. Es sind typisch adlig-höfische Menschen, die sich zu dem höfischen Ideal der Liebe bekennen.

Andere Fälle müssen eingehender betrachtet werden. Die Verse 454 ff. und 3124 ff. gehören zusammen. Riwalin möchte bei Marke seine Ausbildung als Ritter vollenden:

und von ihm werden tugenthaft
und lernen niuwan ritterschaft
und ebenen sîne site baz.
sîn edelez herze seite im daz:
erkante er vremeder lande site,
dâ bezzert er die sîne mite
und würde selbe erkant dervan.

Das Wort *tugent* bezieht sich oft, wie hier, auf Fertigkeiten des ritterlichen Lebens[57]), und alles andere in dieser Stelle deutet darauf hin. Der Nachdruck liegt auf der Erwerbung von Ritterlichkeit, und Riwalins *edelez*

[57]) S. Bopp.

herze ist deshalb kein innerer Adel, sondern sein adliges, höfisches Herz, das in ihm den Wunsch erweckt, als Ritter vollkommen zu werden. Die Verse 3125 ff. sind bis auf den Wortlaut ähnlich. Die Jäger preisen Tristans Wunsch, fremde Länder zu sehen:

'ez was an dir ein edeler muot.
unkünde ist manegem herzen guot
und lêret maneger hande tugent'

Die Verwendung des unbestimmten Artikels macht es klar, daß *muot* hier 'Absicht' bedeutet. Die Stelle muß im Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen gesehen werden. Die Jäger staunen über Tristans Meisterschaft in höfischen Dingen und halten ihn für adlig: *sîn dinc wær allez edellîch* (2857). Er erzählt ihnen, daß sein Vater ein Kaufmann sei, aber der Jäger, den Marke später befragt, glaubt es nicht (3283 ff.). Er macht also, trotz seiner erfundenen Geschichte, den Eindruck eines Adligen, der im höfischen Leben durchaus bewandert ist, wie er es in Wirklichkeit ist. Der Wunsch, fremde Länder zu sehen und sich dadurch auszubilden, entspricht ganz dem höfischen Ideal der ritterlichen Erziehung, und in diesem Sinne ist es *ein edeler muot,* also wieder ein aristokratisches und höfisches Streben, das aber keineswegs von innerem Adel zeugt.

Interessant in dieser Beziehung sind die Worte, mit denen Tristan seinen »Vater«, den Kaufmann, schildert:

3104 ern ist doch niht so rîche
der habe unde des guotes
so tugentlîches muotes.

Wohlgemerkt, Gottfried sagt nicht *edeles muotes;* denn das hätte für einen Kaufmann nicht gepaßt. Wenn *edel* für ihn wirklich 'innerlich edel' im Vergleich zu 'adlig von Geburt' bedeutet hätte, wäre dies eine ausgezeichnete Gelegenheit für ihn gewesen, diesen Gedanken anzubringen, aber es geschieht nichts dergleichen – noch ein negativer Beweis dafür, daß *edelez herze* und *edeler muot* ganz von dem Geburtsadel abhängig sind. Ein schlagender positiver Beweis dafür findet sich in den Versen 4078 ff. Obwohl Rual, der vermeinte Kaufmann, in armer Kleidung an Markes Hofe auftritt, erscheint er *edellîch* (4034). Einmal reich gekleidet erweckt seine Erscheinung Zweifel über seinen niederen gesellschaftlichen Stand und schließlich im Vers 4092 heißt es:

Wie kunde ein werbender man
sîn kint sô schône erzogen hân,
ezn müeze ûz edelem herzen gân?

Dies bedeutet nicht: wie hätte ein Kaufmann sein Kind so schön erziehen können, außer wenn er innerlich (im Gegensatz zu äußerlich) edel wäre, sondern wörtlich: Wie hätte ein Kaufmann sein Kind so schön erziehen

können, wenn er kein Adliger wäre? D. h. nur ein Adliger und kein Kaufmann hätte sein Kind so schön erziehen können. Die logische Folge ist nicht ganz einwandfrei; es scheint eine Mischung zwischen zwei Äußerungen vorhanden zu sein: 1. Positiv: Nur ein Adliger hätte sein Kind so schön erziehen können; 2. Frage: Wie hätte ein Kaufmann sein Kind so schön erziehen können?

Diese Art Negationssatz, mit verschiedenen Subjekten in beiden Satzteilen, wo ein Kontrast zwischen den beiden Hälften ausgedrückt wird, findet sich aber ziemlich häufig bei Gottfried[58]). Der Gedanke ist ganz klar – es ist der Kontrast zwischen zwei Gesellschaftsklassen, dem *werbenden man* einerseits und dem *edelen herzen* andererseits. Also *edelez herze* ist gesellschaftlich bedingt, trotz allem, was Vogt über diesen Punkt gesagt hat.

Diese Feststellung läßt sich wieder aus der bekannten Stelle über *morâliteit* erhärten (8005 ff.). Wie Ranke erkannt hat, ist dies reine »Gesellschaftsmoral«[59]). Das Schwergewicht liegt auf dem Äußerlichen: *morâliteit* lehrt *schœne site; got unde der werlde gevallen*; das Erwerben von *guot und êre*. Wenn Gottfried also sagt:

8014 sist edelen herzen allen
zeiner ammen gegeben . . .

denkt er wieder nur an die höfische Gesellschaft im allgemeinen und ihr typisches Ideal des Benehmens, wie es sich auch in anderen höfischen Werken ausdrückt. Das *edele herze* ist das Mitglied dieser Gesellschaft. Im Vers 1711 ist der Ausdruck *edelez herze* nur formelhaft; Riwalin, der als das Vorbild ritterlicher Vollkommenheit gepriesen worden ist, wird jetzt im Tod dem Schutze Gottes anbefohlen:

der edeler herzen nie vergaz[60]).

Ähnlich ist auch die Schilderung Kurvenals in den Versen 2262 ff.:

daz knappe nie von höfscheit
und von edeles herzen art
baz noch schôner gedelt wart.

Diese Stelle bedeutet: kein *knappe* war je adliger und höfischer als er. Es ist eine stereotype Verherrlichung des adligen Ideals. Sehr interessant ist die Verbindung von *edelez herze* mit *höfscheit* – es sind verschiedene Ausdrücke für wesensverwandte Begriffe, wie auch an anderen Stellen festgestellt werden kann.

Es gibt andere Fälle, wo man eher geneigt sein könnte zu glauben, *edelez*

---

[58]) 2178 ff., 4916 ff., 5426 ff., 5461 ff., 11908 ff.

[59]) F. Ranke, Tristan und Isolde. München 1925, S. 191.

[60]) Siehe die ähnliche umschreibende Formel für Gott, Parzival 54, 24: der vrouwen herzen nie vergaz.

herze bedeute etwas Tieferes, aber auch hier hat *edel* bei näherem Zusehen dieselbe Bedeutung. Bei seiner Schilderung der Schwertleite stellt Gottfried einen Vergleich an zwischen Tristan und den vier anderen, die mit ihm zum Ritter werden. Äußerlich sind sie alle *ebengelîch, ebenziere und ebenrîch* (4989–90), aber in Wirklichkeit übertrifft Tristan sie alle.

An der äußeren *wât* sind sie gleich, aber

> niht an der an gebornen wât,
> diu von des herzen kamere gât,
> die si dâ heizent edelen muot,
> diu den man wolgemuoten tuot
> und werdet lîp unde leben.

Es ist bezeichnend, daß Gottfried den *edelen muot* mit *wât* vergleicht, also wieder an äußere Formen denkt, obwohl anderer Art. Interessant ist, was hervorgehoben wird: *gebâre, gelâze, schoene siten, tugenden,* (5003-6), also hauptsächlich die äußere »Einkleidung« seines Benehmens. *Edeler muot* bedeutet hier 'adlige, höfische Haltung', und wieder liegt das Schwergewicht mehr auf der äußeren Vollkommenheit im höfischen Sinne, als auf dem inneren Wert.

In den Versen 6715 ff. liegen die Dinge etwas anders. Hier betont Gottfried ausdrücklich, daß es sich um den Gegensatz zwischen Innerem und Äußerem handelt:

> dar zuo swie wol gebære
> gebærdehalp er waere,
> sô was doch innerthalp der muot
> sô reine gartet und sô guot,
> daz edeler muot und reiner art
> under helme nie bedecket wart.

Die Lesart der Hss. MBE ist interessant: *reiner muot noch edeler art.* Der Umtausch von *reine* und *edel* erweckt den Verdacht, daß es sich um stereotype Wendungen handelt, die keine so tiefe Bedeutung haben. *Rein* ist ein Lieblingsepitheton der höfischen Dichtung. Gaupp[61]) weist darauf hin, daß es in der weltlichen Dichtung eher in ästhetischem als in sittlichem Sinne erscheint, und mit 'schön, edel, trefflich' bedeutungsverwandt ist. Es ist wieder ein Fall, wo die mittelhochdeutsche und die neuhochdeutsche Bedeutungen streng auseinanderzuhalten sind. Was bedeutet *edeler muot und reiner art?* Die ganze Stelle besagt nur, daß Tristan äußerlich und innerlich als Ritter vollkommen war. Sein *edeler muot* ist also seine adlige ritterliche Lebenshaltung, die genau dem Stand und seiner äußeren adligen Erscheinung entspricht. Gottfried meint nicht, daß er edle Herzensregungen hatte, edel handelte oder dergleichen, sondern nur, daß er genau

[61]) O. Gaupp, Zur Geschichte des Wortes »rein«. Diss. Tübingen 1920. Siehe bes. S. 31–32 und S. 24.

dem ritterlichen Ideal entspricht, daß er sowohl innerlich als äußerlich adlig ist.

Ein verwandtes Beispiel bieten die Verse 5696 ff. Gottfried behauptet, daß nur *lîp und guot* zusammen den ganzen Menschen ausmachen, und ferner:

> von disen zwein kumt edeler muot (5698)
> und wertlîcher êren vil.

Er betont aber, daß *lîp* und *guot* nur zusammen taugen, und daß sie deshalb nur in Verbindung miteinander *edelen muot und werltlîcher êren vil* ergeben. Es scheint hier zu bedeuten, daß nur derjenige, der von der Natur *(lîp)* und den Glücksgütern *(guot)* gesegnet ist, ein ganzer Mensch (im höfischen Sinne) ist. Nur der erwirbt Ansehen *(wertlîcher êren vil)* und hat die richtige adlig-höfische Haltung *(edeler muot)*. Es ist also wieder nur ein Hinweis auf das aristokratische Ideal und nicht auf Herzensadel oder edle Handlungen.

Es bleiben nur noch zwei vereinzelte Beispiele. Im Prolog sagt Gottfried von seinen Vorgängern, daß obwohl ihre Fassung des Stoffs unrichtig war, sie *ûz edelem muote* handelten (141). Der Zusammenhang macht es klar, daß diese Wendung ähnlich wie *in guot* (143) ist, also 'in guter Absicht' bedeutet. Gottfried will sicher nicht sagen, daß seine Vorgänger edel handelten, denn das tut nichts zur Sache, sondern daß sie es gut meinten. Der Verdacht liegt nahe, daß *edel* hier wie in der Höflichkeitsformel der Anrede *edelen koufman* in der Bedeutung verblaßt ist und bloß 'ausgezeichnet', 'vortrefflich' in allgemeinem Sinne bedeutet. Was oft als schmückendes Beiwort gebraucht wird, kann leicht in der Bedeutung verflachen. Dies sind aber drei vereinzelte Fälle, die an der Tatsache nichts ändern, daß *edel* bei Gottfried sonst in der gebräuchlichen mittelhochdeutschen Bedeutung erscheint.

Im Vers 174 spricht Gottfried von der guten Wirkung seiner Erzählung:

> ez liebet liebe und edelt muot,
> ez stætet triuwe und tugendet leben . . .

Dies erweckt wieder den Eindruck eines Klischees und meint nicht, daß die Liebeserzählung den Zuhörer innerlich edel macht, sondern wohl nur, daß sie der adligen Lebenshaltung förderlich ist, weil sie adlige Werte verkörpert und eine höfische Stimmung schafft, wie sie der aristokratischen Gesellschaft und dem *edelen herzen* angemessen ist.

In allen Fällen im Text ist *edelez herze* von Adel abhängig, ja Ausdruck des Adels, trotz allem, was Vogt in diese Wendung hineingedeutet hat. Es ist bezeichnend, daß Gottfried nie von 'Herzensadel' spricht, nie einen Unterschied zwischen Geburtsadel und Herzensadel macht, auch wo der Stoff dazu Anlaß gegeben hätte.

Auch etwas anderes muß in Betracht gezogen werden – die Verteilung

der Belege über den Text. Nolte hat darauf hingewiesen, daß der Ausdruck *edelez herze* nicht gleichmäßig über den Text verteilt ist, sondern vorwiegend im ersten Teil erscheint, ohne eine befriedigende Erklärung dafür zu finden. Er betont mit Recht, daß Vogt dieser Tatsache keine Rechnung getragen hat, und es ist auch von späteren Forschern stillschweigend übergangen worden. Betrachten wir den Sachverhalt genauer. In den 240 Versen des Prologs erscheint *edelez herze* und Verwandtes 10mal, schon mehr als ein Drittel aller Belege im ganzen Text! Rechnen wir bis zum Vers 6000 (ungefähr ein Drittel des ganzen Werks), so finden wir im ganzen 22 Belege (einschließlich des Prologs). Zwischen 6000 und 11910 erscheinen nur noch 4 Belege und nach 11910 nichts mehr, also in den letzten 7638 Versen kein einziger Beleg mehr. Dieser letzte Teil macht mehr als ein Drittel des ganzen Werkes aus. Damit muß es eine besondere Bewandtnis haben.

Der letzte Beleg fällt schon am Anfang der Liebeshandlung zwischen Tristan und Isolde – der Begriff *edelez herze* kann also für die Psychologie des Liebesverhältnisses keine Bedeutung haben, wenn Gottfried ihn so klangslos fallen lassen kann. Dieses allmähliche Verschwinden von *edelez herze* ist kein vereinzeltes Phänomen. Nolte[62]) hat gezeigt, daß *tugent* und seine Ableitungen 4- bis 5mal seltener in den letzten 13500 Versen als in den ersten 6000 erscheint, und daß *höfsch* auch vorwiegend im ersten Teil vorkommt[63]). Ich zähle im ganzen 72 Belege von *höfsch* und *curtois*[64]). Der letzte Beleg fällt im Vers 8043, und in den letzten 11505 Versen kommt kein einziger Beleg vor. Das Vorkommen von *edelez herze* und *höfsch* decken sich also ungefähr: 8043 hört *höfsch* auf, *edelez herze* kommt zum vorletzten Mal 8127 vor und dann nur noch einmal. Dies kann kaum Zufall sein. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß *edelez herze* ein Ausdruck des höfischen Ideals ist. Es scheint, daß die höfischen Wertbegriffe hauptsächlich im ersten Teil betont werden, um dann im zweiten zu verschwinden. Dieser sprachliche Befund wird von dem Inhalt bestätigt. *Edelez herze* kommt vor, wo es Gottfried darum zu tun ist, eine höfische Stimmung zu schaffen (in der Vorgeschichte, bei Tristans erstem Auftreten an Markes Hof, bei der ersten Bekanntschaft mit Isolde), und verschwindet wieder, wo dies nicht mehr von Belang ist. Das fast gleichzeitige Verschwinden von *höfsch* bestätigt dies und bestätigt gleichzeitig die nahe Verwandtschaft zwischen *edel* und *höfsch,* die aus den einzelnen Beispielen erhellte.

---

[62]) S. 63.

[63]) Siehe auch W. Schrader, Studien über das Wort »höfisch« in der mhd. Dichtung, Würzburg 1935. *Hövesch* bei Gottfried S. 41–43. Schrader weist auch auf das Verschwinden des Begriffs hin.

[64]) Wo *höfsch* bloß 'höflich' zu bedeuten scheint, habe ich es nicht berücksichtigt. Anders Schrader, der deshalb 100 Belege zählt.

Es ist kaum beachtet worden, daß ähnliche Wendungen bei Wolfram vorkommen, und zwar in derselben Bedeutung wie bei Gottfried. Dies ist ein weiterer Beweis dafür, daß *edelez herze* bei Gottfried gar nicht so einmalig ist, wie die Forschung gemeint hat[65]). Im Willehalm wird der tote Vîvîanz als Idealritter gepriesen:

62, 8 dîn edel herze ûz erkorn
was lûter als der sunnen glast.

Vogt erwähnt diese Verse, bemerkt aber, *edelez herze* sei hier »nur synonym mit ûz erkorn und lûter, und die Rede ist vom Fürsten Vîvîanz«[66]) (also einem Adligen). Wegen seiner vorgefaßten Meinung von der Bedeutung der Wendung *edelez herze* bei Gottfried verkennt Vogt natürlich die Ähnlichkeit, ja Identität der Ausdrücke bei Gottfried und Wolfram. Hier bedeutet *edelez herze* wieder bloß 'adliges Herz' bei der Schilderung eines höfischen Idealmenschen.

Eine ähnliche Wendung bei Wolfram ist *hôhez herze*. *Hôch* bedeutet häufig im Mittelhochdeutschen *hôch geborn* und erscheint z. B. in dieser Bedeutung in Parzival und Willehalm[67]) wohl am einleuchtendsten, wo *edel* und *hôch* in synonymer Verbindung vorkommen, wie *der edelste und der hœhste* (Parzival 419, 17). *Hôhez herze* und *edelez herze* sind also identische Bildungen und erhellen einander gegenseitig. Den besten Beweis liefert Parzival 542, 2 ff., wo es von Lischoys Gwelljus heißt:

der junge süeze warb alsus:
vrechheit unt ellenthaftiu tât,
daz was sîns hôhen herzen rât.

Gerade vorher (541, 24) sagt Wolfram von ihm und seinem Gegner Gâwân:

ietweder was so hôch geborn
daz sîn prîs unsanfte leit
ob in der ander überstreit.

Sie sind also beide adlig, und es ist ja gerade Lischoys adliges Herz, das ihn zu Heldentaten anspornt; genau wie *edelez herze* bei Gottfried ist *hôhez herze* bei Wolfram Attribut und Ausdruck des Adels. *Hôhez herze* erscheint im Parzival in ähnlicher Bedeutung in den Versen 604, 16; 608, 14 und 736, 22. Das letzte Beispiel ist interessant, weil *hôhez herze* wie *edelez herze* bei Gottfried mit *minne* in Verbindung gebracht wird:

sin hôhez herze in des betwanc,
daz er nach werder minne ranc.

[65]) Einmal erscheint *edelez herze* in einem vielleicht unechten Gedicht von Walther (36, 24), wo er von dem *edeln herzen* Marias spricht. Die Wendung setzt aber hier sicher den mystischen Gedanken von dem Gottesadel voraus, und hat daher mit Gottfried nichts zu tun.

[66]) S. 31. Anm. zu S. 10.

[67]) Parzival: 827, 16. Willehalm: 27, 16; 53, 1; 135, 9; 173, 9, 22.

Die Wendungen *edelez herze* und *hôhez herze* sind also identisch und bedeuten beide 'adliges, höfisches Herz'. Was wir bei Gottfried festgestellt haben, kann also an Wolfram bestätigt werden; *edelez herze* und *hôhez herze* sind schmückende Formeln bei der Charakterisierung des höfischen Menschen. Sie enthalten nicht die tiefliegende geistige und sittliche Bedeutung, die die Kritiker in der Wendung bei Gottfried haben finden wollen.

Wie steht es mit Gottfrieds Nachahmern und Fortsetzern: Heinrich von Freiberg, Ulrich von Türheim, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg? Sie stehen Gottfried näher als wir und an ihnen sollte sich deshalb die Richtigkeit der bisherigen Auffassung von *edelez herze* prüfen lassen, und zwar viel unmittelbarer, als aus Vergleichen mit der mystischen Literatur.

Bei Ulrich von Türheim habe ich nur 5 Belege von *edel/adel* gefunden, bei Heinrich von Freiberg 54 Belege, aber nur im Sinne von 'adlig' oder von Dingen des höfischen Lebens, genau wie bei Gottfried. In keiner von beiden Fortsetzungen des Tristan ist auch nur ein einziger Beleg von *edelez herze* zu finden. Sie haben es also beide völlig übersehen – warum? Das wäre unmöglich gewesen, wenn *edelez herze* wirklich von zentraler Bedeutung gewesen wäre. Wir haben aber gesehen, daß es bei Gottfried nur eine schmückende höfische Formel war und nichts Wesentliches. Dies wird durch sein Fehlen bei seinen beiden Fortsetzern bestätigt.

Anders verhält es sich mit Gottfrieds Nachahmern. Bei Rudolf von Ems erscheint *edelez herze* in nichtssagender Formulierung am Anfang von seinem Willehalm:

1 Rainer tugende wiser rat
Von edeles herzen lere gat.

Es ist aber Konrad von Würzburg, der die Wendung mit besonderer Vorliebe aufgreift[68]). Auch bei ihm erscheint *edel* im Sinne von 'adlig' und wie bei Gottfried bedeutet *edelez herze* nur 'adliges Herz', 'adliger Mensch'. Dies erhellt ganz besonders klar aus einem der Engelhart-Belege:

264 er was gar aller sælde vol
wan daz im brast an guote,
daz edeles herzen muote
bieten muoz geleite
ze hôher werdekeite.

Ein paar Verse später wird derselbe Gedanke in aufschlußreicher variierender Formulierung ausgedrückt:

270 so mac vil kûme ein edel man
wert gesîn in kranker habe.

[68]) Vogt verzeichnet Belege aus Partonopier und Engelhart (S. 32). Weitere Belege von *edelez herze*, die Vogt nicht erwähnt sind: Engelhart 2143, 2962, 2998, 4367, 4467. Alexius 898. Sylvester 24. Das Herzmære 327, 556, 558.

Also *ein edel man* und ein *edelez herze* sind dasselbe – genau wie bei Gottfried. Vogt meint bei Konrad eine Verflachung zu bemerken, aber nur weil er Gottfrieds Wendung in falschem Lichte sah. Es ist schon wahr, daß eine Verflachung stattgefunden hat, aber nicht in dem Sinne, in dem Vogt es meinte. Die Bedeutung ist bei Gottfried und Konrad genau dieselbe, aber was bei Gottfried eine kunstvoll angebrachte schmückende Formel ist, wird bei Konrad zu einer Floskel, weiter nichts. Wie nichtssagend diese Floskel sein kann, zeigt Partonopier 1528 ff.:

> des landes küniginne
> geliten hæte wol daz er
> nach sines edelen herzen ger
> gerücket næher wære.

Aus dem bisher Gesagten geht klar hervor, daß die Herleitung von *edelez herze* aus der Mystik völlig verfehlt ist. Vogts unglücklicher Einfall hat die spätere Kritik nur irregeführt. Die Ähnlichkeit der beiden Wendungen ist rein äußerlich und auch dann nur eine halbe. Ganze Welten liegen zwischen *edeliu sêle* und *edelez herze*. Man darf nicht vergessen, daß der Gedanke von dem göttlichen Adel der Seele, obwohl in der frühen Mystik angebahnt, erst in der späteren Mystik in Deutschland geläufig wird (also lange nach Gottfried). Was wichtiger ist, es ist nicht berücksichtigt worden, daß *edeliu sêle* ein *terminus technicus* ist, der eine ganz spezialisierte theologische Bedeutung hat. Ferner, es erscheint in Texten, die stark unter dem Einfluß des Lateinischen stehen. Die spezialisierte Bedeutung ist eine Lehnprägung nach dem Ausdruck *anima nobilis* der patristischen Literatur, und als solche ist sie ein unzuverlässiges Zeugnis für die Verwendung von *edel* in weltlichen Texten.

Diese inneren Gründe genügen an sich, auch ohne den Vergleich mit Gottfried, um die Herleitung von *edelez herze* aus dem mystischen Ausdruck *edeliu sêle* von vornherein auszuschließen, und dies wird durch die Untersuchung von Gottfrieds Text vollends bestätigt. Der mystische Ausdruck scheidet als Vorbild völlig aus und sollte nie mehr mit Gottfrieds Tristan in Beziehung gebracht werden.

Wenn der mystische Ausdruck als Vorbild endgültig abgelehnt werden muß, müssen wir eine andere Quelle für Gottfrieds Wendung suchen? Von den vielen Wendungen *edeliu zunge, edeliu hant, edeliu ôren* usw. bei Gottfried und anderen ist es nur ein kurzer Schritt zu *edelez herze* bei Gottfried und Wolfram. Die Bildung ist eine ganz natürliche, die von selbst entstanden sein könnte. Die altfranzösische Wendung *gentil cuer* bietet aber eine in allen Einzelheiten genaue Parallele. Weil er *edelez herze* bei Gottfried schief auffaßte, verkannte Vogt auch *gentil cuer*, das grammatikalisch und semantisch eine genaue Parallele dazu bietet. Wir haben schon gesehen, daß Öhmann der französischen Wendung größere Wichtigkeit zuschreibt als Vogt,

aber er ist nur halbwegs auf der richtigen Spur, weil er von einem »teilweise abweichenden ethischen Inhalt« bei Gottfried und von »edler Gesinnung« bei Gottfried und den altfranzösischen Dichtern spricht, was nicht das Richtige trifft, und zweitens weil er die Möglichkeit einer Beeinflussung durch den Ausdruck *cordis nobilitas* erwägt.

Ich habe Vogts Belege von *gentil cuer* alle untersucht, und in allen ist die Ähnlichkeit mit Gottfried auffallend. Erstens ist es wie bei Gottfried ganz klar, daß *gentil cuer* nur in Verbindung mit Adel denkbar ist. Ein gutes Beispiel dafür bietet Clef d'amors[69]), wo von der Wahl der Dame gesprochen wird:

Aime en haut lieu, se tu es sage,
et fame de noble parage.
Tant plus sera de noble afere,
plus sera douce et debonere:
cuer gentil, douz et debonere
fait tantost ce qui est a fere.

Die Dame muß also adlig sein und sie wird ferner als *cuer gentil* bezeichnet. Als Umschreibung der Person bedeutet *cuer gentil* hier dasselbe wie *fame de noble parage*, d. h. von adliger Geburt, genau wie *edelez herze* bei Gottfried als Umschreibung der Person in derselben Bedeutung erscheint.

In anderen Fällen erscheint *gentil cuer* bei der Charakterisierung des höfischen Idealbilds, wie bei Gottfried. In Venus la déesse d'amor[70]) wird die Dame als ein Muster höfischer Vollkommenheit gepriesen:

Mout est de gentil cuer et de cors aparant
Humles, cortois' et simple, et bele et bien parlant.

Daß *cuer gentil* hier mit *cortois* in Verbindung erscheint, ist interessant; ein ferneres Beispiel dafür findet sich bei dem Castellans de Coucy[71]). *Edelez herze* und *höfsch* kommen auch bei Gottfried in enger Verknüpfung vor, und diese Tatsache bestätigt die Vermutung, daß die wörtliche Nähe eine synonyme Ähnlichkeit verrät, kurz daß in vielen Fällen *edelez herze* nichts anderes als 'höfisches Herz' bedeutet.

Auch der Gedanke, daß das *edele herze* durch die Liebe zu leiden bereit ist, findet sich in der altfranzösischen Dichtung:

Et tot gentil cuer urai qui aiment par amor,
Ce sont cil qui plus sueffrent paine, trauail, dolor . . .[72]).

Wie bei Gottfried bedeutet dies nur, daß das *gentil cuer* wie das *edele herze* die höfische Auffassung von der Liebe hat.

---

[69]) La Clef d'amors, hrsg. v. A. Doutrepont, Halle 1890, 249 ff.

[70]) De Vénus la déesse d'amor, hrsg. W. Foerster, Bonn 1880, 155.

[71]) Die Lieder des Castellans von Coucy, hrsg. v. F. Fath, Heidelberg 1883, S. 43.

[72]) Vénus, 187.

Kurz, nichts was für *edelez herze* bei Gottfried charakteristisch ist, fehlt in der altfranzösischen Dichtung – die Verwendung als Umschreibung der Person, wo *edelez herze* oder *gentil cuer* bloß 'adliger Mensch' bedeutet, die Abhängigkeit vom Geburtsadel, die enge Verwandtschaft mit dem Begriff des Höfischen bei der Beschreibung des höfischen Idealmenschen, die Beziehung auf die Liebe. Es sind keine Unterschiede festzustellen.

Die äußere und innere Ähnlichkeit ist auffallend. Wie ist sie zu erklären? Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die beiden Wendungen völlig unabhängig voneinander entstanden sind, besonders da noch eine dritte Variante, *hôhez herze* bei Wolfram, hinzukommt. Diese Bildungen lagen sozusagen zur Zeit der höfischen Kultur in der Luft. Gottfried war aber ein guter Kenner des Französischen, und es kann sein, daß seine Formel eine Lehnprägung nach dem altfranzösischen Ausdruck ist. Die Frage muß offen gelassen werden, aber das Wesentliche ist die genaue grammatikalische und semantische Übereinstimmung der beiden Ausdrücke, die sogar Öhmann nicht erkannt hat.

Noch etwas anderes muß gesagt werden. An *cordis nobilitas* wie bei Andreas Capellanus hat Gottfried ganz sicher nicht gedacht. Erstens besteht schon rein grammatikalisch ein großer Unterschied zwischen der adjektivischen Wendung *edelez herze* und dem nominalen Begriff 'Adel des Herzens', der ja bei Gottfried gar nicht vorkommt. Von Vogt und anderen ist vieles wahllos zusammengeworfen worden, was nicht zusammengehört. Die Geschichte des Wortes edel wäre in dieser Hinsicht neu zu schreiben. Curtius[73]) hat gezeigt, daß *nobilitas cordis* ein aus dem Altertum ererbter Topos ist. Dieser Topos setzt den Vergleich zwischen Geburtsadel und Herzensadel voraus und gibt inneren Eigenschaften den Vorzug vor Zufall der Geburt. Davon ist keine Spur bei Gottfried zu finden, vor allem keine Kluft zwischen Adel und innerem Wert. Adel und Wert sind für Gottfried unlöslich verbunden – der eine ist Ausdruck des anderen. Die Belege aus griechischen und lateinischen Schriftstellern (wie bei Vogt und Ehrismann) sowie die ähnlichen Äußerungen der deutschen Didaktiker beruhen also auf ganz anderen Voraussetzungen und haben nicht das geringste mit Gottfried zu tun.

Ich fasse die Hauptergebnisse zusammen. Von Vogt ausgehend haben die Kritiker fast alle die mystische Deutung von *edelez herze* bevorzugt. Auch diejenigen, die Einschränkungen machen (Ehrismann, Öhmann), greifen noch keineswegs Vogts Grundposition an. Eine lexikographische Untersuchung zeigte, daß bei Gottfried die Bedeutung des Wortes *edel* genau dieselbe ist wie bei anderen Dichtern der Blütezeit, bis auf drei

[73]) E. R. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, Bern 1948, S. 186. Curtius bemerkt, daß der Topos in der mittellateinischen Literatur sehr häufig ist.

Ausnahmen, wo *edel* die Bedeutung 'vortrefflich' ohne Beziehung auf den Rang zu haben scheint. *Herze* erscheint bei Gottfried mit überraschender Häufigkeit; die Belege von *edelez herze* sind nur ein kleiner Bruchteil der Gesamtzahl. Genau wie das Adjektiv *edel* als *epitheton ornans* erscheint, ist die Wendung *edelez herze* eine schmückende höfische Formel, die keine tiefliegende geistige oder sittliche Bedeutung hat. Diese Formel hat die Bedeutung 'adliges, höfisches Herz' und wird oft als Umschreibung der Person gebraucht. Sie bezeichnet erstens das höfische Publikum, ob das literarische oder das Publikum im allgemeineren Sinn, und zweitens das höfische Idealbild, wie es sich in den Menschen des Epos verkörpert. Die künstliche, von der Forschung unternommene Zweiteilung in *edele herzen* und höfische Durchschnittsmenschen hält der Nachprüfung nicht stand, da sie auf einer falschen Deutung des Textes beruht. *Edelez herze* bedeutet in jedem Fall ein Mitglied der höfischen Gesellschaft, wohl oft idealisiert, aber nur von der Menge der Nicht-Höfischen und nicht voneinander verschieden. Die (nicht beachtete) Konzentrierung der Belege von *edelez herze* im ersten Teil des Werkes und sein völliges Verschwinden zeigen, daß der Begriff weniger wichtig für Gottfried war, als er es für die Forschung gewesen ist. Diese Tatsache wird durch das Fehlen von *edelez herze* bei seinen Fortsetzern bestätigt. Die Verwandtschaft zwischen *edel* und *höfsch* zeigte sich als sehr eng – eine ähnliche Anzahl von Belegen, die gleiche Verteilung über den Text bis zum völligen Verschwinden und eine ähnliche Bedeutung, die klar aus den einzelnen Beispielen und oft aus wörtlicher Nähe im Text erhellt.

Die Heranziehung der Wendung *hôhez herze* bei Wolfram zeigt, daß sie genau gleich ist, da *hôch* wie *edel* die adlige Geburt bezeichnet. Bei Konrad von Würzburg läßt sich dieselbe Bedeutung von *edelez herze* wie bei Gottfried erkennen, aber die Formel ist bei ihm zu einer bloßen Floskel herabgesunken. Die mystische Deutung ist völlig verfehlt, weil *edelez herze* und *edeliu sêle* sich gar nicht decken, weder in der grammatikalischen Form noch in der Bedeutung. *Edeliu sêle* ist eine Lehnprägung nach dem Lateinischen, die eine ganz spezialisierte theologische Bedeutung hat, die für den weltlichen Gebrauch des Wortes *edel* nichts aussagt. Die französische Wendung *gentil cuer* bietet aber grammatikalisch und semantisch eine genaue Parallele. Vogt hat nicht nur Gottfried falsch verstanden, sondern darüber hinaus die Entwicklungslinien in der Geschichte des Wortes edel. Richtiges Verständnis für mittelalterliche Werke kann nur auf peinlich genauer Untersuchung des Textes aufgebaut werden, wobei alle Bedeutungsnuancen ganz scharf von den entsprechenden neuhochdeutschen zu trennen sind. Erst dann ist es erlaubt, nach Analogien zu fragen und das Werk in weiteren Zusammenhängen zu sehen oder daraus Schlüsse für die Literatur- und die Wortgeschichte zu ziehen.

Hofweisen

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liederjahrhunderts

Von Christoph Petzsch (München)

I.

Mehr dem Musikhistoriker als dem Germanisten ist der Reichtum an handschriftlichen und gedruckten, vertonten und unvertonten Liedertexten bekannt, der das deutsche Liederjahrhundert auszeichnet. Es beginnt, nicht lange nach Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit den Liederbüchern Fichard, Augsburg und Lochamer; es schließt mit den fünf großen Sammlungen Georg Forsters (1539–1556). Nachklänge reichen noch in die folgenden Jahrzehnte, werden jedoch mehr und mehr durch neue Formen »nach italienischer Manier« zurückgedrängt. Im Zentrum des Liederjahrhunderts erscheinen die Liederbücher des Arnt von Aich[1]), des Erhart Öglin[2]), des Peter Schöffer[3]) sowie der sog. Schöffer-Diskant[4]), ein einzelnes Stimmbuch, das sich durch vollständige Unterlegung mehrerer Strophen von dem Verfahren der anderen Drucke unterscheidet, den Stimmkopf nur mit einer Textmarke zu versehen und die Textstrophen erst nach der Finalis folgen zu lassen.

Diese vier Drucke sind die ersten erhaltenen deutschen Liederdrucke überhaupt. Sie bilden eine geschlossenere Gruppe, da die Drucke erst 1534

---

[1]) Köln o. J., vermutlich bald nach 1513. Eine wenig ältere Augsburger Vorlage ist als sicher anzunehmen (vgl. W. Kahl, Studien zur Kölner Musikgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, 1953, S. 38 ff.). NA durch H. J. Moser und Ed. Bernoulli, 1930. 75 Texte und Sätze, nach Moser aus dem Repertoire der Hofkapelle des Bischofs von Augsburg.

[2]) Augsburg 1512, mit 42 4stg. gesetzten deutschen Texten aus dem Repertoire der kaiserlichen Hofkapelle. NA durch R. Eitner, Publ. älterer Musikwerke IX, 1880.

[3]) Mainz 1513, 60 4stg. gesetzte deutsche Texte aus dem Repertoire der Stuttgarter Hofkapelle Herzog Ulrichs. Faks. München 1909. – Auswahl: Chorwerk (hrsg. v. F. Blume) H. 29, 1934, hrsg. v. K. Hasse.

[4]) Staatsbibl. München mus. pract. 316, 36 4stg. gesetzte deutsche Texte. Zur Datierung vgl. Ch. Petzsch, Glareans lateinische Textparodie zum „Ach hülff mich leid" des Adams von Fulda, Die Musikforschung 1958, 4, S. 487.

mit Otts Senfl-Liedern fortgesetzt werden. Die Texte, zum großen Teil als »Gebrauchskunst fürstlicher Hofhaltung« (Altwegg) entstanden und von H. J. Moser als »Hofweisen« bezeichnet[5]), bevorzugen kunstmäßige Strukturen und Reimfolgen. Die Mehrzahl der großen Handschriften dieser Zeit, häufig nur Textmarken führend, entstehen im Anschluß an diese Drucke. Dafür zeugen Datierungen, korrupte Lesarten, Verkennung der ursprünglichen Reimtechnik sowie eindeutige Hinweise[6]).

Die Entstehungszeit der Texte dieser vier Drucke ist durch den terminus ante quem der Druckjahre festgelegt; zur Festsetzung des terminus post quem kann die Seltenheit von Konkordanzen mit dem Inhalt der Liedersammlungen des 15. Jahrhunderts – einschließlich des Liederbuchs der Hätzlerin (1471), des Glogauer Liederbuchs (gegen 1480) – sowie mit den Textmarken des Buxheimer Orgelbuches (1460–70) und der Trienter Codices (ca. 1450–80) beitragen. Texteigene Kriterien machen ebenfalls einen terminus post quem gegen 1485 wahrscheinlich, der auch durch die gleichzeitig aufblühende Musikkultur Augsburgs befürwortet wird. Anhaltspunkte ergeben sich ferner aus Anspielungen auf das 'Narrenschiff' Sebast. Brants von 1494 (Schöffer 1513, Nr. 31) und auf die »hübsche histori« von Lucretia und Eurialus, die 1489 erstmals gedruckt und 1498 in Augsburg nachgedruckt wurde (Aich 38).

Versuche literaturgeschichtlicher Einordnung der Hofweisen unternahmen bisher H. Kallenbach wenig aufschlußreich über Georg Forster und seine Sammlungen[7]), E. Dahmen[8]) in einem Vergleich von Forstertexten mit Villanellen und Madrigalen der Folgezeit[9]), vor allem aber H. J. Moser[10]). Seine Arbeiten haben das Verdienst, die bis dahin häufig übersehene Grenze zwischen Volkslied und Hofweise sichtbar zu machen, jedoch mit neuen Verallgemeinerungen, die zumindest in Hinsicht auf die hier behandelte zentrale Gruppe, in der auch Moser den »sichtbaren Höhepunkt« der Hofweise erblickte, einer Korrektur bedürfen. Seine »beträcht-

---

[5]) Eine größere Reihe der Texte ist von Angehörigen der Hofkapellen komponiert. Für Entstehung an oder in Nähe der Höfe finden sich Anhaltspunkte auch in den Texten selbst.

[6]) So vermerkt der Schreiber von Basel FX 21 zu Nr. 76: »text such im Mentzer (Mainzer) Druck.«

[7]) G. Forsters Frische Teutsche Liedlein, Diss. Gießen 1931.

[8]) Die Wandlungen des weltlichen deutschen Liedstils im Zeitraum des 16. Jahrhunderts, Diss. Königsberg 1934.

[9]) Vgl. Diss. des Verf., Hofweisen der Zeit um 1500, Freiburg/Br. 1957 (ungedruckt), S. 43, Anm. 1.

[10]) U. a. Das deutsche monodische Kunstlied um 1500, in: Festschrift für Peter Wagner, Leipzig 1926, S. 146 ff.; vor allem: Renaissancelyrik deutscher Musiker um 1500, DVjs. 5, 1927, S. 381 ff.

liche Anzahl positiver Kriterien«[11]), z. B. die Abstrakta, das Akrostichon, das Monogramm, antike Namen, die vermeintlich humanistischen Jamben – die Tendenz zur Alternation ist seit Konrad von Würzburg zunehmend nachzuweisen –, die Strophengestalten und die Strophenzahl erfahren gegenüber dem 15. Jahrhundert zweifellos eine Verbreiterung oder Veränderung; zur Konstituierung einer Renaissance- oder Humanistenlyrik reichen sie jedoch nicht aus.

1.

Der an späterer Ästhetik orientierte Kritiker dieser Texte neigt dazu, den Textdichtern Erfindungskraft und Selbständigkeit des Denkens abzusprechen und ihnen die Monotonie und Gleichförmigkeit vorzuwerfen. Für das späte Mittelalter ist hier die Bedeutung des Formelhaften zu berücksichtigen, das in mancherlei Erscheinungsformen an hochmittelalterliche Gültigkeit und Bedeutung des Formelhaften anschließt. »Die Macht der Formel über das Leben ist ungeheuer. Form ist keine gleichgültige Äußerlichkeit, sondern mit dem Wesen so verhaftet, daß sie umgekehrt selbst für dieses Wesen gesetzt wird.«[12]) Das Formelhafte, die Etikette, das Zeremoniell, die Macht der Regelhaftigkeit im Alltag waren noch bis zu Luther hin sinntragend. Was heute leer und gleichförmig anmutet, war von lebendigem Sinn erfüllt. Die formelhafte Aussage, die als ein Phänotyp dieser Wirklichkeit zu gelten hat, herrscht nicht nur in der Urkunde, sondern auch im Liebesbrief, nicht nur in der Reimpaardichtung, sondern auch im Volks- und Kunstlied. Die Formel dient in Liedertexten des ausgehenden Mittelalters in solchem Maße als Mittel dichterischer Technik, daß einzelne Texte Zeile für Zeile als Formel bestimmt und in älteren Texten nachgewiesen werden können[13]). So ist die Bemängelung fehlender »Poesie« Folge der Verkennung spätmittelalterlichen Wesens[14]).

In der liedhaften Dichtung der Zeit um 1500 begegnen Formeln, die sich von früheren formelhaften Versen durch ihre Funktion im Strophen-

[11]) DVjs. 5, S. 411.

[12]) Auch zum folgenden vgl. H. Gumbel, Dt. Kultur vom Zeitalter der Mystik bis zur Gegenreformation, 1936 f., S. 216.

[13]) A. Daur, Das alte deutsche Volkslied, nach seinen festen Ausdrucksformen betrachtet, 1909, S. 19; Max Frhr. v. Waldberg, Die deutsche Renaissancelyrik, 1888, S. 27 ff. – Keinesfalls darf die Konkordanz von Einzelversen dazu dienen, die Identität von Textdichtern nachzuweisen.

[14]) G. Müller, Dt. Dichtung v. d. Renaissance bis zum Ausgang des Barock, 1927, S. 6, hält die Lyrik um 1500 mit Recht »für die Maße der nachklopstockischen Dichtung vielfach für inkommensurabel«. Vgl. auch K. Plenio, Bausteine z. altdt. Strophik, Paul und Braunes Beitr. 42, S. 416, der sich gegen jene unangemessene Sichtweise wendet, da »die wirksame Gesamtheit eines Kunstwerkes von uns ... in Beziehung zu seinem stofflich-geistigen Gehalt, damals dagegen in Beziehung zu seiner formalen Erscheinungsweise zu sehen ist.«

körper sowie durch die Intensität unterscheiden, in der die ihnen entsprechende Versquantität dominiert. Der stumpfe Abvers der achthebigen Nibelungenzeile bewahrt mit »vruo unde spat«, »lang unde breit« oder »liep âne leit« (de Boor 291, 2) bei aller formelhaften Geschlossenheit den Sinnzusammenhang, ist notwendiges Glied eines Ganzen. Für das 15. Jahrhundert ist der vierhebige Vers Gefäß der Formel, aber im »daran soltu gedenken« oder »das soltu (fraw) glauben mir« der Limburger Chronik[15]) und des Lochamer-Liederbuches (Nr. 16), in der Weise des Liedes 49 des Augsburger Liederbuches »on alles abelon«, im »wolhin es mag nit anders gsein« (Schedel 24, 3) bestimmt die Aussage die Gestalt des Verses. Hugo von Montfort gibt eine formelhafte Wendung im trochäisch-katalektischen Vers »gantze trüw on argen wan« (Wackernell 1, 14); Glogau 57[16]) bildet archaisch »senliche not frů unde spat«. Dies ist für die große Mehrzahl[17]) der älteren Lieder festzuhalten: die Formel, gleich ob kurz oder lang, ist stets dem Sinnverlauf angemessen, erscheint nicht um ihrer selbst willen und tritt niemals in Reihen auf.

In den Hofweisen an der Wende des 15. Jahrhunderts setzt sich nun die Kurz- oder »Halbvers«-Formel durch. In der Form der Zweihebigkeit und strenger jambischer Alternation beherrscht sie die Hofweisen weithin[18]); aus dem »das soltu glauben mir« wird das »glaub mir fürwar«. Viele Texte muten wie Ketten solcher Kurzformeln an, wobei die formtechnische Notwendigkeit sich des geläufigen Formelschatzes bedient und sich diesen zurechtschneidet. Die Formel wird dabei oft Mittel, die Formstruktur als vorgegebene Aufgabe zu erfüllen – zutreffender ist oft das Simplex: um zu füllen.

Es ist neben der Formel an sich vor allem ihre Formbedingtheit, ihre enge Verbindung mit formalen Elementen, die vielen Hofweisen das typische Gesicht gibt. Die ehemals freieren Formeln passen sich in eine übergeordnete formale Quantität, in die alternierende zweihebige Kurzzeile ein[19]). Die Ansprüche des vorgezeichneten Reimschemas führen zwangs-

---

[15]) Monumenta Germ. Hist., Reihe Dt. Chroniken.

[16]) Vgl. Textbericht von J. Klapper, Reichsdenkmale Dt. Musik, Abt. Mittelalter, Bd. 1.

[17]) Ausnahmen bei Daur, a.a.O. S. 70.

[18]) Vgl. K. Gudewill, Die Formstrukturen der dt. Liedtenores des 15. und 16. Jahrhunderts, Hab.Schr. (ungedr.) (Kiel 1944), S. 64.

[19]) Beispiele aus Aich u. a. biß zweifels ân (3, 12), bis traurens ân (19), in in steter treu (5), on abelo(a)n (sehr häufig), zu aller fart (11), in lieb on falsch (12), ge wie es wel (13), sei wo ich wel (19), bei nacht und tag (17), glaub mir fürwar (sehr häufig), in zucht und eer (17), mit treuer gir (64), mit hertz und mund (17), gantz mit begir (22), alstund und noch (50), in freud und schertz (34), glaub sicherlich (41), gleich fernt als heur (55), gentzlich on rew (45), on alle maß (66).

läufig auch zu Kurzverspaaren, die als Ganzes wieder Formelcharakter haben können[20]); daraus folgen auch stereotype Formen der Adresse[21]). Die Kurzformeln überwiegen jedoch in solcher Mehrheit, daß sich die Folgerung der Verselbständigung des Kurzverses aufdrängt; auch die Füllfunktion[22]) und die Isoliertheit der Kurzformeln könnten diese Annahme stützen. Eine solche Annahme wirft in Konsequenz die Frage auf, mit welcher Berechtigung in diesen Strukturen noch von Binnenreimen die Rede sein kann.

2.

Editionen spätmittelalterlicher Texte zeigen, wie unsicher die Herausgeber bei ihrer Gliederung sind, da sie oft kommentarlos analoge Versteile von Lied zu Lied abweichend anordnen[23]). Die Schwierigkeit entsteht dadurch, daß die Schreiber und später die Drucker zusammengehörende Strophenteile nicht durch Absetzen verdeutlichen. Die schulgerechte Liedkunst und die ihr angenäherten Formen werden fortlaufend aufgezeichnet, ihre Reimworte durch Virgeln gekennzeichnet[24]). Da auch in kleineren Reimpaargedichten Zeile von Zeile abgesetzt wird[25]), auch der Raummangel die entscheidende Ursache nicht sein kann[26]), können wir vermuten, daß die durchlaufende Aufzeichnung mit dem Anspruch auf Kunstmäßigkeit der Form in Verbindung steht[27]). In den Liedertexten der Zeit um 1500 ist sie überall anzutreffen, sowohl in Handschriften[28]) als auch in Drucken. Auch das ausgehende Mittelalter sieht noch im »Ge-

---

[20]) z. B. »in steter trew / gentzlich on rew« (Aich 45), »nur dich allein / und anders kein« (5), »gantz ungespart / zu aller fart« (31).

[21]) z. B. »Hertzliebste fraw / sich an und schaw«.

[22]) Einzelne Beispiele verdienen den Vorwurf der Gedankenschwäche durchaus: »Wan es nun kem / das mir gezem / ging wie es wolt / tet wie ich solt / recht willig gern / in zucht und ern / für mein person / auf gutem won / in treuer pflicht . . .« (Aich 28).

[23]) Das Dilemma klingt auch bei Lachmann – zu Walther v. d. Vogelweide – durch: »Wer an die Herausgeber mhdt. Lieder die Forderung stellt, innere Reime von den Endreimen zu unterscheiden, der sollte sie uns erst mit Sicherheit erkennen lehren« (zitiert von K. Bartsch, in: Germania, DVjs. f. Altertumskunde, 1856 ff., Bd. II, S. 298).

[24]) Dieses Verfahren ist in den frühen Liederdrucken konsequent durchgeführt.

[25]) Vgl. die Reimpaare am Schlusse des Schedelschen Liederbuches (München cgm 810).

[26]) z. B. Einblattdruck Staatsbibl. München I, 8.

[27]) Dies nimmt auch Fr. Ranke an (NA des Rostocker Liederbuches, 1927, S. 196). – Zu erwähnen ist indessen die zeilenweise Schlagreimisolierung in der Handschrift München cgm 4999, fol. 8 v (Raphael Düller).

[28]) Vgl. auch die in kunstvoller Fraktur durchlaufend geschriebenen Strophen in Basel FX 1–4, 25.

setz«, in der Strophe den geschlossenen, körperhaften Organismus [29]), von Zäsuren gegliedert, die weniger optisch als akustisch wirksam sind, dem weitaus feineren Gehör jener Zeit entsprechend. Nicht die sichtbare Aufgliederung interessiert, sondern die akustisch wahrnehmbare Abfolge der Glieder. Die Gliederung ist sukzessiv, sie geschieht »in der Zeit«. Uns Lesemenschen bleibt jedoch die Aufgabe der optisch wirksamen Gliederung.

Die Anordnung der Liedertexte ist, wie bereits angedeutet, vor allem eine Frage nach der Funktion des Binnenreimes, d. h. nach der Bewertung der reimbedingten Kurzzeile. Wir müssen fragen, inwieweit die Zusammenfassung paariger Reimglieder zur vierhebigen Normalzeile H. Rosenbergs [30]) und K. Gudewills [31]) berechtigt ist – auch deshalb, weil die Verbindlichkeit dieser Normalzeile bei der Untersuchung von Strophenstrukturen entscheidend wichtig werden kann.

Kurze, zweihebige Strophenglieder, die es von jeher gab, treten wohl bis ins 15. Jahrhundert hinein im Strophenverband zurück [32]). Bei Michael Behaim dagegen wird allen Versen mit weniger als acht Silben Selbständigkeit zugesprochen: »Jede Reihe, ob ein- oder siebenhebig, ist durchaus selbständig.« [33]) Hans Folz läßt alternierende reimgebundene Zweiheber mit klingenden Vierhebern abwechseln [34]). Da der Vers von zwei Hebungen auch bei Hans Sachs nicht mehr selten ist [35]), ergibt sich für die nichtlyrischen, gebundenen Formen eine zunehmende Tendenz zur Kurzzeile; wir finden sie in den Liedertexten bei eingehender Prüfung bestätigt.

Zum Nachweis einer selbständigen Kurzzeile können als texteigene Kriterien a) der Reim in seiner Funktion und b) die Isolierung des Inhaltes dienen.

Zu a) Die Korrektheit in der Setzung der Reimvirgel nimmt im Vergleich zu den darin nachlässigeren Liedertexten des 15. Jahrhunderts zu,

---

[29]) Vgl. K. Plenio, a. a. O. S. 42, 410, Anm. 2; Zur Kolometrie ebenda, S. 500 ff.

[30]) Frottola und deutsches Lied, Acta Musicologica XVIII, 1946, S. 76.

[31]) a. a. O. S. 97, 100. – Die Bezeichnung »isolierte Halbzeile« (S. 144) deutet die Problematik an.

[32]) Kleingliedrigkeit findet sich schon früh, vgl. z. B. Leich I–V des Ulrich v. Winterstetten, in: Dt. Liederdichter d. 13. Jahrh., hrsg. v. C. v. Kraus, 1952, S. 495 ff. Häufiger Wechsel der Reimgliedlängen und sehr variable Rhythmik scheidet seine virtuos experimentierende Verskunst jedoch deutlich von der alternierenden Spätstufe mit ihrer spaltenden Reimschärfe. Selbst eine Reihe gleichgebauter Verse, z. B. Leich III, C 5 ff., wahrt mit wiederkehrendem Wechsel und Brechung die rhythmische Lebendigkeit. – Zum Leich bei Winterstetten vgl. H. Kuhn, Minnesangs Wende, 1952 S. 91 ff.

[33]) A. Kühn, Rhythmik u. Melodik Mich. Behaims, Diss. Bonn 1906, S. 106 und 110.

[34]) H. F., Meisterlieder, hrsg. v. A. L. Mayer, 1908 (= Bd. 12 d. Deutschen Texte des Mittelalters, hrsg. v. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 8, 1.

[35]) Vgl. W. Sommer, Metrik d. Hans Sachs, Preisschrift Rostock 1882, S. 103.

und zwar bis zur konsequenten Vollständigkeit. Die Tatsache, daß in den frühen Drucken für den Setzer jeweils ein neues Virgelzeichen nötig und dieses stets gesetzt wird, ermöglicht den Rückschluß auf das Anliegen selbst. Dieses Anliegen ist auch den Meistersingern eigen[36]). Ihm entspricht eine Gewichtszunahme des Reimes in der Vortragspraxis: zum Glattsingen, d. h. zum regelrechten Singen gehörte, daß nach dem Reime jeweils eine kleine Pause gemacht wurde[37]). Die Funktion des Reimes erscheint somit verstärkt, wenn nicht sogar vergröbert. Dem wiederum entspricht eine oft despotische, vom Meistersang her bekannte und in den Liedertexten bestätigte Rolle des Reimes im Wortgefüge[38]). Sobald die Feinheit der inneren Organisation der Strophe durch Silbenzählung und Alternation ärmer wurde, verlagerte sich das Gewicht folgerichtig auf die bis dahin akzidentellen Erscheinungen, wie den Reim; was dieser an organischer Bindung und spontaner Mannigfaltigkeit verlor – die Formelhaftigkeit vieler Verse minderte den Reichtum an Reimwörtern –, das ersetzte er durch zunehmende Schärfe in der Funktion[39]). Ein »Binnenreim« wird somit zur verstärkten Zäsur.

Zu b) Aus den Eigentümlichkeiten der Kurzformel ergab sich bereits mit einiger Wahrscheinlichkeit die Verselbständigung des früheren Halbverses zur autonomen Kurzzeile. Die Erscheinung der Kurzzeilenformel ist nur dann verständlich, wenn sie dem Zwang eines formalen »modus prius factus«, d. h. der ihr entsprechenden formalen Quantität unterliegt. Kurzzeilenketten wie z. B. Aich 17 oder 22, die Formelreihung wie im bereits genannten Aich 28 können nur im Streben nach autonomen Kurzzeilen entstehen. Der formelhafte Eingang in Diskant 14: »Es ist zuvil / der unfal wil / mit seinem spil / mich gantz und gar entristen« setzt eine solche Quantität als gegeben voraus, ebenso Diskant 19: »das oechslein ist / on orgen list / wo man es ließ beleiben.«

Das erste Beispiel erlaubt drei Möglichkeiten der Anordnung der kürzeren Glieder:

1. Sechshebiger Vers mit zwei Binnenreimen;

---

[36]) Vgl. A. Kühn, a.a.O., S. 89: der von Behaim eigenhändig geschriebene cod. pal. 312 »zeigt hinter dem Reimwort stets einen kleinen senkrechten roten Strich, ein ebensolcher steht auch sehr häufig in der Melodie hinter der Note, die zu der Reimsilbe gehört«.

[37]) Anweisung des Nürnberger Schulzettels. Vgl. auch W. Stammler, DVjs. 1, S. 540.

[38]) Für die Liedertexte vgl. Diss. des Vf., S. 5–7.

[39]) Der Vorgang beginnt weit früher: A. Kühn (a.a.O, S. 110) sieht in der verskonstituierenden Funktion des Reimes die verstechnische Grenze zwischen Minne- und Meistersang. A. Kopp spricht vom »Zerhacken« der Vierheber und vom »Einhämmern« der Kurzglieder ins Gehör (Vorwort zur Ausgabe der Lieder cod. pal. 343 = Dt. der Texte des MA, Bd. 5, S. XV f.).

2. Verbindung zweier Glieder und Vereinzelung des dritten;
3. drei kurze Glieder.

Die dritte Anordnung ist vorzuziehen. Kein Glied kann begründet vereinzelt werden; ein Binnenreim ist, wenn er sich durch nichts mehr vom Endreim unterscheidet, kein Binnenreim mehr. Die Gleichwertigkeit der Reimkadenzen ist nicht zu überhören. Somit sprechen auch die verstechnischen Kriterien für die Annahme einer selbständigen Kurzzeile, und zwar nicht nur in den Fällen, in denen die Härte des Reimes sie geradezu erzwingt.

Dasselbe Ergebnis erhalten wir bei der Prüfung einer beliebigen vollständigen Strophe. Gliedern wir z. B. Schöffer 1513, Nr. 20 nach Sinneinheiten, so scheint der traditionelle Vierheber zu dominieren:

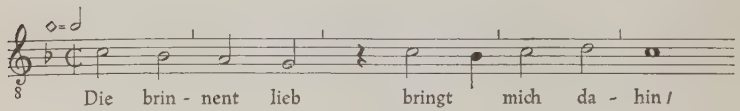
Die brinnent lieb bringt mich dahin /
das ich dir bin / von hertzen holt /
fraw so ich solt / dein diener sein /
mein sorg und pein / wer alle gar erloschen /
Wan dein gestalt / hat sich mit gewalt /
in meinem gmüt verschlossen.

Die Kürze der syntaktischen Glieder legt diese sinngemäße Gliederung nahe; die mit Majuskel beginnende Schlußgruppe bildet ebenfalls eine Sinneinheit. Kämen wir ihr in der Zeilenbildung nach, so ergäbe sich ein Strophentyp mit überlängter Schlußzeile, wie er in diesen Liederdrucken häufiger begegnet. Nun zeigt sich aber, daß Sinn- und Reimglieder nicht kongruent, sondern gegeneinander verschränkt sind; die kurzen Glieder gehören reimtechnisch zum vorhergehenden, sinngemäß zum folgenden Strophenglied, nach dem gleichen Prinzip, das dem »überbindenden« Reim zugrunde liegt[40]). Diese kunstvolle Verschränkung – hier z. B. sahen die Textdichter jener Zeit ihre Aufgabe weit mehr als etwa in der Poetisierung des Gehaltes – deutet auf Neigung zur Asymmetrie, sie überspielt die vermeintlich symmetriebildenden Zäsuren und schwächt deren Wirksamkeit. Die Reimgliederung, mehr aber noch diese kunstvolle Verschränkung setzen vorwiegend bzw. ausschließlich am Kurzglied an. Die Aufzeichnung nach Sinneinheiten ergab neben vier Vierhebern auch je einen Sechs- und Achtheber; wechselnde Reimbindung beeinträchtigt dabei überall die Einheit, die Unterglieder streben zur Isolierung. Die herkömmliche Anordnung mit »Binnenreim« kann ebenfalls nicht befriedigen, da sie die für diese Struktur typische Verschränkung verdeckt, zudem am Strophenbeginn eine Waise, ein reimloses, zweihebiges Strophenglied, vereinzeln würde. Somit können beide Verfahrensweisen der Gliederung nicht über-

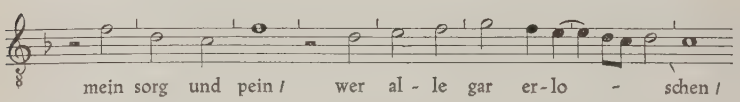
[40]) Unter vielen anderen Beispielen vgl. die großen Formen wie Aich 71: ». . . umbsunst / ich widerstee / gross wee / hat mich in leid behafft / mein krafft / ist mir zu klein / . . .« Vgl. dazu auch im besonderen Öglin 6, 1.

zeugen; beide lassen indessen die zeiteigene Tendenz zum Kurzglied erkennen.

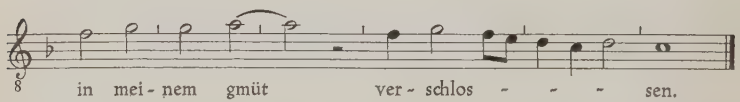
Über die Auffassung der Zeit selber kann, da die Theoretiker darüber schweigen, nur der Liedtenor Andreas Graus unterrichten. Zu Beginn der Strophe setzt er eine unüberhörbare Zäsur in die vierhebige Sinnzeile, obwohl ein »Binnenreim« nicht vorliegt. Diese auf die beiden ersten Hebungen folgende Zäsur schwächt die melodische Einheit:



Zwei weitere Hinweise genügen, die Verselbständigung der Kurzglieder in diesem Liedtenor glaubhaft zu machen. Die Sinneinheit des Sechshebers zerfällt bei ihm in zwei Teile:



und selbst der durch Reimanalogie (wer alle gar erloschen) legitimierte Vierheber am Strophenschluß gibt, obwohl die analoge Reimzeile die melodische Reinheit wahrte, der Tendenz nach:



Damit bestätigt der melodista das Ergebnis der Textuntersuchung: der Vierheber ist, sobald er eine Reimteilung enthält, nicht mehr generell verbindlich, der zweihebige gereimte Kurzvers hat an Selbständigkeit gewonnen; beide Strukturglieder treten nebeneinander auf[41]). Dieser Sach-

[41]) Vgl. A. Daur a.a.O., S. 111 zu »Ich mus von hin / darum ich bin ...« (Ambraser Liederbuch, Nr. 166): »Die kurzen Zeilen ... erscheinen ... so geschlossen, auch im Ausdruck als gesonderte Gruppen, daß man sie nicht als Halbverse, sondern besser als 'Kurzverse' bezeichnen möchte, denen dann der alte Vers als 'Langvers' im Liede gegenübertritt.« – Der Tendenz zum Kurzglied nachgebend gelangen auch einige Komponisten, u. a. Bohemus und Malchinger, zur Reihenbildung melodisch selbständiger Kurzglieder; vgl. K. Gudewill, Formstrukturen, S. 150. Vgl. auch Schöffer 1513, 10, 45; Diskant 6, 8, 23; Öglin 13, 23, 24.

verhalt, der zuvor schon von der Funktion des Reimes und dem Phänotyp der Formel her gezeigt werden konnte, entzieht die Berechtigung, prinzipiell mit Binnenreim zu rechnen [42]) und prinzipiell zu rationalen Ordnungen zu gelangen. In allen Anordnungsverfahren stoßen wir auf Glieder, die sich dem jeweiligen Prinzip der Anordnung nicht fügen. Sichtbare Symmetrie ist dieser Struktur fremd, die Mehrzahl der Kriterien weist auf Asymmetrie. So ist vermutlich auch die durchlaufende Aufzeichnung nicht als Folge schreibtechnischer Notwendigkeiten, sondern als der inneren Organisation der Struktur angemessen anzusehen; sie scheint keine anderen Gliederungsschwerpunkte [42a]) zu kennen als die der Reimsilben und der konsequent durchgeführten Alternation.

3.

Folge dieser Veränderung ist im Bereich der Formstrukturen ein neuer Strophentyp, der zum Grundschema A De Boors (»einteiliger Bau mit Hervorhebung des Strophenschlusses«) [43]) gehört. Er beschließt eine Kette von zweihebigen Reimpaaren mit einem Vierheber, der die Stauung der kurzatmigen Folge der Reimdikten rhythmisch, manchmal darüber hinaus auch gedanklich löst: ». . . kein stund sie bleibt / bei mir in freud / der dûfel treit / sie anders dar / der nim sie war / und hat sie lieb / was ich yr gib / das teilt sie aus / mit ant der grauß / drum glück helff mir drein oder drauß« (Aich 59); die Schlußzeile hat eine fast suggestive Wirkung [44]). Dieser Strophentyp, der sich vor 1480 nur vereinzelt findet und vermutlich außerhalb der Strophentechnik der Meistersinger entsteht, ist nicht selten; bei Schöffer 1513 stellt er etwa 12% aller Texte [45]). Als weiterer nicht seltener Strophentyp ist die sog. genormte Barform zu nennen, z. B. Aich 18, Öglin 15, Diskant 19, oder Schöffer 1513, 27, das ebenfalls die Verschränkung von Reimzeilen aufweist:

---

[42]) L. Nowack nimmt den Binnenreim als selbstverständlich an (Das deutsche Gesellschaftslied in Österreich von 1480–1550, Studien zur Musikwissenschaft, Beihefte zu den Denkmälern der Tonkunst in Österreich Nr. 17, S. 29).

[42a]) Hierzu vgl. des Verf. Beitrag zur Frage des Schwerpunkttaktes in der Zeit um 1500. 'Die rhythmische Struktur der Liedtenores des Adam von Fulda', Archiv f. Musikwiss. 1958, S. 143-50.

[43]) Vgl. Gesch. dt. Literatur II, 1953, S. 228.

[44]) Der Bewegungsablauf ist dem Priamel verwandt, einer außerhalb des Meistergesangs von Hans Rosenplüt (ca. 1400–1470) vervollkommneten, ehemals epigrammatischen Improvisationsform, die eine Kette von Fragen im verlängerten Schlußvers beantwortet. Dazu vgl. K. Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt, 1905. – K. Gudewill, a.a.O., S.144, findet diese Form, zur Folge von zwei Zweihebern und einem Vierheber verkürzt, als Teil einer Reihe von Barformen wieder.

[45]) z. B. 5, 7, 13, 14, 20, 24, 28.

Hertzliebstes A /
sich an und schaw /
wie ich leid gros verlangen /
Alzeit nach dir /
wann du ietz mir /
mein hertz hast gantz gefangen /
Mit deiner zůcht /
ach weiplich frucht /
des las du mich geniessen /
durch deine güt /
und hochs gemüt /
thů mich in dein hertz schließen.
Schöffer (1513) 27, 1

Die Häufigkeit dieser Formstruktur wurde infolge der Annahme einer vierhebigen Normalzeile in den Frühdrucken bisher überschätzt[46]). Unter den ersten zehn Texten bei Aich zählen wir vier achtzeilige genormte Barformen, die sich in Reimfolge und Kadenzanordnung noch unterscheiden[47]). Bei Öglin sind es nur zwei Beispiele unter den ersten zehn Texten, in beiden Schöfferdrucken variieren alle zehn Strukturen untereinander. Dieser Teilbefund spiegelt die Verhältnisse des Gesamtinhalts wieder[48]): die Liederdrucke enthalten eine überwiegende Mehrzahl von individuellen Strukturen, so daß wir von einer großen Variationsbreite der Strophenformen sprechen können[49]). Die Strukturvariation betrifft auch die kleinen Formen, z. B. Diskant 8:

gedult / umb hult / wil haben ich /
und leiden mich / gantz williglich /
solang bis sich / glücks krafft zů mir tůt wenden.

Sie findet sich ebenso in großen Formen, besonders bei Schöffer 1513, und führt bis zu hypertrophen Gebilden wie Aich 21, das eine besondere Erwähnung verdient.

Es gibt, von der Reihe der »genormten« Strukturen abgesehen, keine Regel für die Entstehung der Strophenformen, die auch für den Typ mit der verlängerten Schlußzeile fehlt, bei dem die Zahl der Reimpaare wechselt. Die Abwandlungen müssen Selbstzweck sein. Die große Variationsbreite ist kein Zufall, sondern, wie die zahlreichen Verstöße gegen Wort-

[46]) Vgl. H. Rosenberg, a.a.O., S. 18.

[47]) Ders., Rivista Musicale Italiana 48, 1946, S. 36 f.

[48]) Vgl. Diss. des Verf., S. 20–25.

[49]) Schon H. Rosenberg hat bei seinem Vergleich »Frottola und deutsches Lied« diese Vielfalt an Formen erkannt: es ist »nicht möglich, für die nicht achtzeilig gebauten Bare und die unabhängig vom Barprinzip geformten Gedichte Aufbauschemata nachzuweisen, die im besten Falle mehr als einer jeweils nur kleinen Anzahl von Texten gemeinsam sind« (Acta Musicologica, S. 40, vgl. auch S. 38 und 70).

körper, Wortakzent und flüssige Sprachgestalt[50]), Folge einer Formgesinnung, die sich die Kunstmäßigkeit der Strophenform zum Ziel setzte[51]). Die Mehrzahl der Texte ist formgezeugt. Die Koinzidenz von künstlerischer Form und Sinngehalt, der Werte »mâze«, »fuege« und »zucht« für den ethischen und für den dichterischen Bereich, die die Stauferzeit ausgezeichnet hatte, war um 1500 nicht mehr wirksam, die ehemals integrierende Komponente der Struktur hatte nun den Rang eines an sich vorzüglich Erstrebenswerten erhalten. Kriterien wie Vers und Reimzahl wirken formbildend; Form wurde Stoff, »Werkstoff technischer Bewährung«[52]) – das gilt nicht nur für den schulgerechten Meistergesang, sondern auch für viele Hofweisenpoeten. Damit rückt die Strophenform in den Mittelpunkt der Kriterien dieser Texte.

In diesem Zusammenhang wird unter Berücksichtigung des oben behandelten terminus post quem der Entstehung der Hofweisentexte 1480–85 die Reform des Meistergesanges durch Hans Folz wichtig. Neben Michael Behaim und Nestler von Speyer fordert der »Balbierer und Poeth auch dichter«[53]) Folz (gest. 1515), der 1479 infolge seiner abweichenden Anschauungen von den Singern zu Worms zu den Singern Nürnbergs übersiedelte, in seinem Meisterlied 46, 89[54]) das Anfertigen neuer Töne; das Maß solle nicht mehr in jedem Falle erborgt sein. Mit dem Vorbild der älteren Dichter, das sich zur formelhaften Autorität der zwölf Meister verfestigt hatte, wird gebrochen[55]). Nur der Erfinder eines neuen Tones konnte nach dessen Anerkennung durch die Singbrüder Meister werden[56]). Die Folge dieser Forderung ist ein Anwachsen neuer Formbildungen. Sie leitete die zweite große Periode des Meistergesangs, seine »Säkularisierung«[57]), d. h. vornehmlich formkunstgerechte Gestaltung des Stoffes ein, von der, wie sich in den früheren Drucken erweist, andere Bereiche strophischer Dichtung nicht unberührt blieben.

4.

Wir haben diesen Befund in das Gesamtbild des deutschen Liederjahrhunderts einzuordnen. Voraus gehen die Sammlungen der Jahrzehnte von

---

[50]) Vgl. Diss. des Verf. S. 2 f.

[51]) Hier liegt der Schlüssel zur Schwierigkeit erschöpfenden Einordnens nach Strukturen wie auch nach Liedinhalten.

[52]) B. Nagel, Der deutsche Meistergesang, 1952, S. 19 f.

[53]) Bezeichnung im Register der Nürnberger Meister, 16. Jahrh., UB München, cod. germ. 826.

[54]) Zitiert nach der genannten Ausgabe von A. L. Mayer.

[55]) Vgl. B. Boesch, Die Kunstanschauung i. d. mhd. Dichtung von der Blütezeit bis zum Meistergesang, 1936, S. 251.

[56]) Nagel, a. a. O., S. 52.

[57]) W. Stammler, DVjs. 1, S. 555.

1450–80 – u. a. Augsburg 1454, Lochamer, Schedel, Hätzlerin, Glogau –, in denen das Moment der vorgegebenen Struktur sehr häufig fehlt, von Relikten der Kunstmäßigkeit, Bindegliedern zwischen Oswald von Wolkenstein und den Hofweisen abgesehen. Diese Liedersammlungen, die sich, wie eingangs erwähnt, auch durch fast vollständigen Mangel an Konkordanzen von der folgenden Gruppe der frühen Drucke abheben, sind in formaler Hinsicht weit schlichter, oft anspruchslos bis zur Nachlässigkeit.

Nach der Vielfalt der Formen in den dann folgenden hier behandelten frühen Drucken beginnt mit dem ersten Druck der Senfl-Lieder durch Ott 1534 eine Normierung der Strukturen. Die genormten Typen setzen sich mehr und mehr durch[58]), kunstgerechtere Texte sind in der Mehrzahl den frühen Drucken entnommen, daneben wird das formal schlichte Volkslied als Vorlage zur Komposition bevorzugt. Die kunstvolle Struktur ist kein primäres Anliegen mehr[59]).

Demzufolge ist die Geschichte der Formstrukturen des Liederjahrhunderts kapitelweise zu schreiben[60]). Die Tendenz, die Strukturen abzuwandeln, ist der Generation um 1500 eigen – Folge besonderer Voraussetzungen. Diese Zeit, die eine Vielfalt von Formen und Texten neu erschafft, ohne sich an älteres Liedgut anzulehnen, können wir mit Recht als Blütezeit[61]) der Hofweise bezeichnen. Die Neigung, Normen zu bevorzugen, ist Merkmal der folgenden Generationen, in der die Antriebe und Motive zur Strukturvariation mehr und mehr nachlassen. Nach einer letzten späten Blüte, die mit der Renaissance ritterlichen Wesens und höfischen Zeremoniells an süddeutschen Höfen (u. a. in Augsburg, dem Entstehungsort der Drucke des Arnt von Aich und des Erhart Öglin) zeitlich zusammentrifft, beginnt die mittelalterliche Formkunst zu erstarren[62]). Nehmen wir die aufgeführten Merkmale, das evidente Anwachsen der Kurzgliedrigkeit

---

[58]) Vgl. auch K. Gudewill zur Zunahme der genormten Barformen nach 1530 (Einleitung zu Forster I, Reichsmale Deutscher Musik, Bd. 20, S. IX).

[59]) Darauf deutet auch die in den späteren Handschriften zunehmende Verkennung der ursprünglichen Reimtechnik. Vgl. Diss. des Verf., Teil II, passim.

[60]) Sobald die Texte der Zeit um 1500 unter dem Aspekt der ihr erst folgenden breiteren Normierung gesehen werden, d. h. die individuelle Bildung als Abweichung oder Ableitung von einer Norm erscheint, gelangt diese Gruppe der Frühdrucke nicht zu der ihr gebührenden Geltung. (Vgl. K. Gudewills Untersuchung der Formstrukturen a.a.O.)

[61]) Ihr gehört auch Ludwig Senfl noch an, der altersmäßig jedoch bereits zur 2. Generation der Hofweisenkomponisten gehört; diese geht mehr und mehr zur Normierung über.

[62]) Gemäß dem »Gesetz des abnehmenden Ertrages« (E. R. Curtius, Europäisches Mittelalter und lateinische Literatur, 2. Aufl. 1954, S. 395). Vgl. auch G. Müller im Reallexikon der dt. Literaturgesch. II, Sp. 215 (Artikel »Lied«): Das Lied »zehrt offenbar die überkommenen und eigenen Kräfte auf«.

und die konstitutive Funktion des Zweihebers[63]), die scharf gliedernde, das Gefüge der Strophe schwächende Wirkung des Reims, seinen Verlust an organischer und spontaner Vielfalt, die Verarmung der inneren Organisation durch das Alternieren, die Verlagerung auf das Stoffliche der Form zusammen in den Blick, so haben wir eine Reihe von Kriterien vor uns, die den Keim zur Auflösung der mittelalterlichen Formkunst in sich enthalten, ihr Schicksal besiegeln. Forsters große Liedersammlungen in der Mitte des 16. Jahrhunderts tragen bereits Züge der Retrospektivität; in diesem Sammelbecken der Liedkunst eines halben Jahrhunderts geht der Vorrang an die Vertonung über[64]).

Schon in den 70er Jahren folgt ihnen, obwohl die Texte, vor allem durch ihre Kompositionen, noch über das Ambraser Liederbuch von 1580 hinaus bekannt bleiben, eine anders geartete Lieddichtung[65]), die sich an romanischen Vorbildern orientiert.

II.

Die Formgesinnung der Hofweisendichter steht noch durchaus in der Tradition spätmittelalterlicher Kunstanschauung, die die Kunst als wissensmäßig gestaltetes formales Können begreift. Nicht etwa Schöpferkraft, Empfindung und Phantasie hat der Poet, der »Meister« einzusetzen, sondern alle Verstandeskräfte. Nur so konnten Reim- und Verskunst zum Prüfstein dichterischen Könnens werden. Gelehrsamkeit und Stoffwissen dienen der Kunst als Mittel, gelten als künstlerische Qualitäten. Dem Wissen kommt eine entscheidende Bedeutung zu; Kunst- und Wissensbegriff sind noch nicht voneinander abgegrenzt. Für den Meistergesang ist dies bekannt[66]). Auch in den Hofweisentexten tritt uns eine Reihe von Zügen entgegen, die sich nur aus einem solchen, Bewährung am stofflichen Wissen fordernden Kunstanschauung erklären lassen.

Zur komplexeren Erfassung der Hofweisen erscheint es zweckmäßig, einen kurzen Blick auch auf die Entsprechungen dieses gewandelten Formsinns, die Lehrhaftigkeit und die dingnahe, profane Denkform des spät-

---

[63]) Am Beginn der mittelalterlichen Formkunst steht der binnengereimte Achtheber Otfrieds, ihr Höhepunkt steht im Zeichen des »klassischen« Vierhebers. Am Ende erscheint neben diesem und in ihm der alternierende Zweiheber.

[64]) Vgl. G. Forster im Vorwort der 1. Sammlung von 1539: »... Dieweil wir aber nicht der Text, sondern der Composition halben, die Liedlein in Truck gegeben ...«. Der Humanist Glarean entschuldigt die Fehlerhaftigkeit seiner lateinischen Parodie von »Ach hülff mich leid« (= Aich 21), das er als *patriis etiam verbis elegantissimae composita* hervorhebt, mit der Autorität des Tenors: *quando eas (notulas) mutare fas non erat* (Dodekachordon, Basel 1547, S. 261).

[65]) Erstmals gedruckt in Jacob Regnarts Villanellen, 1576 ff.

[66]) Vgl. hierzu B. Boesch, a.a.O. S. 13 ff. und 325, mit zahlreichen Belegen.

mittelalterlichen »Realismus«[67]) zu werfen, die häufig eine gerade für diese Texte bezeichnende Verbindung mit der Forderung nach Kunstmäßigkeit und ihrer Verwirklichung eingegangen sind.

1.

Lehrhaft sind zahlreiche Kurzverse, die wiederum Zeugnis für die Selbständigkeit des Zweihebers ablegen: Vermerck die wort, hör merck mein wort, vernemt mich all, so nim die ler, dasselb bedenck u. a. Sie fehlen auch im Liebeslied nicht[68]), wo sie sich mit der Sentenz vereinigen können: »treu ist seltsam / drum halt dich fein« (Öglin 39).

Die Lehrhaftigkeit verdichtet sich im Lehrgedicht. Öglin 40 preist, auf Bibelworte gestützt und damit die Nähe des Meistergesanges anzeigend, den Freitag: » . . . so al solch gschicht ligen am schein / mus billich sein / den freytag hoch zu eren.« Aich 9 und 62 sind Lehrgedichte auf den Klaffer[69]), den formelhaften Störenfried der Liebenden, Diskant 16 belehrt über den Argwohn, Schöffer 1513, 47 über die Dirnen, Schöffer 41 über die Untreue, Aich 29 über die Narrheit der Liebe. Das Lehrgedicht, ein Konzentrat der Didaktik, gilt von Freidank bis zu Heinrich Wittenweiler, vom Teichner bis zu Sebastian Brant als zentrale Gattung spätmittelalterlicher Literatur[70]) und Hauptanliegen des Meistergesangs. Auch unsere Beispiele sind weniger Ausdruck städtischer Bildung im Strahlungsbereich des Humanismus, als späte Glieder dieser alten literarischen Tradition[71]).

Spätmittelalterlich ist auch die Vorliebe für das Sprichwort, für »bildkräftige Redensarten« (Moser). Aich 24 bereitet belehrend auf das Sprichwort vor, das die Narrheit der Liebe anzeigt: »es ist ein angeboren weis / die schwerlich wird verlassen / und felt ein esel auff dem eys / er scheucht dieselbig strassen.« Eine Reihe von Kriterien dieser Texte: zurechtgestutzte Sprach- und Wortform, »Realismus«, Lehrhaftigkeit, Derbheit und Mangel an sinnlicher Anschauungskraft der Wiedergabe vereinigen sich bei Aich in den Sprichwörtern[72]):

10: Eim jeden gfelt sein weis gar wol / Darum ists land der narren vol[73]).

[67]) Goethe vereinigte beide Merkmale in seiner Kennzeichnung »didaktischer Realism« für Hans Sachs.

[68]) Vgl. etwa Schöffer 1513, 4 und 24; Diskant 16, 17, 35.

[69]) Dadurch wird die häufige Vertonung der Aeneisverse IV, 174 ff. »Fama malum . . .« verständlicher. Vgl. H. Osthoff, Archiv f. Musikwiss. 1954, S. 94. – Das Tagelied begegnet in unseren Sammlungen nicht mehr.

[70]) Ein hervortretender Zug in der Didaktik dieser Zeit ist die Zeitkritik, die sich vornehmlich gegen die Macht des Geldes richtet.

[71]) Es beherrscht auch den 2. Teil des Liederbuches der Hätzlerin von 1471 (hrsg. v. K. Haltaus, 1840).

[72]) Vgl. auch Schöffer 1513, 4, 15, 40, 48; Diskant 27; Öglin 5, 30, 41.

[73]) Vgl. die Verskonkordanz bei O. v. Wolkenstein 59, 73 (Ausgabe J. Schatz, 2/1904).

15, 1: Ein saw acht keiner muskat nit.
2: doch wurt kein rapp vom baden weiß.
3: untreu treft iren herren auch.
39: wer bult der leid.
49: es ist nicht gut in alten pfützen baden.
55: ungluck furwar zu aller frist / ist gwonlich bei den frummen.

Aich 55, 3 häuft das Sprichwort zur Strophe: »nach grossem leid / kummt geren freud / an not tůt keiner sterben / wan vyll verdirbt / das man nit wirbt / kein bettler tůt verderben.« Die Erfahrungen des täglichen Lebens werden verarbeitet; in der dabei gewonnenen Distanz erstarren sie mit Einschluß einer didaktischen Komponente zu Sentenz und Sprichwort. Dabei handelt es sich ausschließlich um Alltagsweisheiten. Ihre Häufigkeit steht im Einklang mit der breiten spätmittelalterlichen Tradition und hat ihre Wurzeln im Denken des einfachen Volkes[74]).

2.

Die Texte enthalten bei aller Formgebundenheit und neben der Formelhaltigkeit viele Aussagen, die Persönliches sehr konkret aussprechen und dennoch im Typischen haften bleiben; das Individuum bleibt noch weitgehend verborgen. Dem entspricht eine bis dahin ungewöhnliche[75]) Nähe zur unverhüllten Realität der Dinge[76]). Die im 14. und 15. Jahrhundert angebahnte »realistische« Darstellung erhält hier eine eigentümlich derbsinnenhafte Prägung. In den kunstmäßigen Formen erscheint der Alltag: »das untreu gschir« (Aich 39); »kum glück und schlag mit hauffe drein« (Schöffer I, 11); in Aich 44, dem unmutigen Lied eines Liebhabers, heißt es in Anspielung: »den topf zum feur hettst du gesetzt«; in Diskant 20 hofft der Liebhaber, sein »katz fach auch ein maus«.

Das Sinnbildhafte, dessen Abglanz noch über vielen Liedern des 15. Jahrhunderts lag und sie dem Alltag entzog, ist der Nüchternheit gewichen. Die Wiedergabe scheint das Optische nicht übersteigen zu können[77]); aller sinnenhafter Fülle entkleidet spricht sie mehr das Begriffsvermögen an: »ir glatter leib weis wie der schne / umgrifflich rein und lustig ser« (Aich

[74]) Vgl. G. Bebermeyer, Reallex., Sprichwort, III, Sp. 281 ff. – In Seb. Brants 'Narrenschiff' bestehen einzelne Kapitel zur Hälfte aus Sprichwörtern. Zahlreiche Sprichwörter finden sich z. B. auch im Traktat »De musica« des Adam von Fulda (Gerbert, Scriptores ecclesiastici de musica sacra, St. Blasien 1874, Neudrucke 1905 und 1931, III, S. 328 ff.). – Vgl. auch das Sprichwort im Bild, etwa bei P. Brueghel.

[75]) Vgl. Augsburger Lb. 44; Lochamer-Lb. 22; Hätzlerin 64; weniges bei Schedel.

[76]) Vgl. H. Schrade, DVjs. 5, 78 ff. zur bildenden Kunst.

[77]) J. Huizinga spricht von der »so eigentümlich visuellen Anlage« des Spätmittelalters. Vgl. Herbst des Mittelalters 6/1952, S. 228.

60)[78]). In der Aussage über das Körperhafte wird dieses nur in abstracto sichtbar:

> Lentlichern dritt / und stollzern schritt / gesach ich nit / von keim so freien prasser / wan sie anhat / ir knechtisch wat / und dort hergat / als wüt sie durch ein wasser (Schöffer 1513, 54).

Dahinter aber öffnet sich die Sphäre des sinnlichen Eros, in der der Gruß wenig, die Gunst alles gilt: ». . . das wer mir suß / ob allem gruß« (Aich 35). Das Werben, ein Grundthema der Liebesgedichte unter den Hofweisen, strebt zur sinnlichen Erfüllung. Die Beharrlichkeit der Werbung gibt ein Anrecht auf Erhörung, dieser Zeit des Erwerbssinnes gemäß. Die Häufigkeit der Beispiele erlaubt den Schluß, daß Werbung und Erhörung in prosaischer Weise in Beziehung gesetzt sind: »Mein höchste zir / her wider mir / mit gleicher maß tu messen« (Aich 69). Zeitaufwand gibt ein Anrecht auf Gegenleistung, andernfalls »lieblicher lust / wurd sunst verdust / wo mir ein solchs nit werden mag« (Aich 31)[79]). Auch in der Liebe entscheidet der Reichtum: »het ich vil gelt / so wer ich wert gehalten / so mir das felt / so ist die lieb zerspalten« (Aich 47). Bleibt die Erhörung aus, so wendet sich der Liebhaber ab und hält entweder Abrechnung (Schöffer 1513, 5) oder er wird gleichgültig: »stel ab / du knab / von solcher hab« (Aich 39), wobei wiederum eine Alltagsweisheit helfen kann: »lang har kurtz sinn / ich weis kein gwin / an solcher lieb erkaufen« (Aich 63).

Das mit dem gewitzten Esel bereits erwähnte Aich 24 war beliebt und verbreitet. Von hier ist es nur ein kleiner Schritt zum Narrentum[80]): der Liebhaber, den die Narrenkappe krönt, reagiert weder mit Schmerz noch mit Bitterkeit, weder mit Hohn noch mit Ergebung, sondern mit Gelächter; zudem bleibt ihm der Trost der großen Zahl seinesgleichen[81]).

---

[78]) Die sinnlich wahrnehmbare Welt erfüllt diese Textdichter in solchem Maße, daß wir hier nicht das Vermögen späterer Zeiten erwarten können, Mitmenschen, Natur und Dinge ihrerseits »aufzuladen«. – Vgl. dazu auch H. Schmidt, Die deutschen Städtechroniken als Spiegel d. bürgerl. Selbstverständnisses im Spätmittelalter, 1958, S. 45 f.: »Der den Sinnen . . . greifbare Raum ist dem Bewußtsein . . . die Welt«, das Bewußtsein »kann über das gegenwärtig Greifbare nicht hinaus« (S. 124), die »Zeit wird nicht in ihrer Tiefe verstanden« (S. 113), was u. a. zur »Ausfaltung der eigenen Gegenwart in die Vergangenheit führt« (S. 124) – einer für das Mittelalter weithin gültigen Erscheinung.

[79]) Vgl. z. B. noch Aich 39, 43, 45, 48; Diskant = 7, 10, 21, 22.

[80]) Vgl. auch Aich 47, 53, 70 oder Diskant 32: »Ach lieber gauch . . .« Die Personifikation der Liebe im 13. Kapitel von Brants 'Narrenschiff' hält einen Gauch, einen Esel, einen Affen und drei Narren am Seil.

[81]) Die Narrheit der Liebe ist im Zusammenhang der Bedeutung der Narrensatire zu sehen, die sich in diesen Jahrzehnten zu den Werken Brants und Murners steigerte.

Diese Liebesauffassung, die sich in den Liederdrucken kräftiger als der feine minnesingerische Ton zur Geltung bringt, gelangt über den Bereich jener Allerweltsweisheiten im Sprichwort nicht hinaus; Liebe und Liebesleid werden in ihrer Möglichkeit, fruchtbar zu sein und damit auf einen höheren Sinn zu weisen, nicht erkannt. Hier ist die Liebe keine Lebensfrage. Bei dieser Freiheit der Anschauung, der gewandelten Einstellung der Geschlechter ist die Einbeziehung der Hofweisen in die Definition »abgesunkener Minnesang« schwerlich aufrechtzuerhalten. Um 1200 wirkte Form als Ethos; um 1500 ist sie, bei aller Geltung und allem Wissen von ihr, vor allem auch technischer Bezug. Damals galt die hohe Minne, an der sich auch die »niedere« zu orientieren hatte, um sich selber zu erkennen[82]); jetzt begegnen sich die Geschlechter bis zur Bindungslosigkeit frei. Nicht anders wandelte sich der »hohe muot« des ritterlichen Minnesängers zum »freien mut« der städtisch-ständischen Lebensfreude[83]): »In freiden frei / sei wie im sei / liebt mir mein schatz dein früntschaft wol« (Schöffer 1513, 37). Das ist weder Epigonentum noch Verfall, sondern ein neues Lebensgefühl.

3.

Zweifellos finden wir gerade bei den Liebesgedichten konventionellere Gebilde, einem Text im Augsburger Liederbuch oder einem Text des späteren Senfl ähnlich und manchmal nur an der Bewußtheit des Formwillens als Hofweise zu erkennen: »Ein edels weib erfrewet mich / das gein mir schön erzeiget sich / von hertzen würd beweget ich / ir dienen zu gefallen« (Schöffer 1513, 53), in dessen Strophenform die Kunst gerade in der Schlichtheit sichtbar und wirksam wird. Häufiger ergeben sich Verwandtschaften in abgeschliffenen, gekonnten Texten[84]). Sie sind für den Genotyp dieser Lieder weniger aufschlußreich. In anderen treten neben die Besonderheiten der äußeren Form, neben die Lehrhaftigkeit und die nüchtern und glanzlos gewordene Realistik die Differenzierung und Auffaltung des Formelhaften. Sie erscheinen – vergleichbar der zweihebigen Kurzgliedrigkeit neben und im traditionellen Vierheber – z. T. in, z. T. neben formelhaften Prägungen[85]). Einige Beispiele mögen diese Auffaltung erweisen:

---

[82]) Vgl. W. v. d. Vogelweide, L. 46, 32.

[83]) Vgl. W. Stephan, Die Haltung freier Mut und das ältere Volkslied, 1938, S. 73 f., S. 131 ff.

[84]) Vgl. z. B. Schöffer 1513, 27. Diese Fälle veranlaßten vermutlich W. Stammler, von formal wie inhaltlich übereinstimmenden Zügen der gesamten Lyrik von 1450 bis 1580 zu sprechen (Von der Mystik bis zum Barock, 2/1948, S. 236 ff.).

[85]) Die eingangs zitierte Arbeit von E. Dahmen, anhand ästhetischer Kategorien des 19. Jahrhunderts in Forsters z. T. mit unseren Liedern konkordanten Liedertexten den »seelischen Bewegungen« nachspürend, kommt zu einem an-

In Nr. 90 des Augsburger Liederbuches erschöpft der Liebesnarr seinen Zustand in der Feststellung der Fesselung ans Affenseil, mit dessen Hilfe man ihn zum »affenspiel« treibe. Der Narr in Aich 53 durchschaut den Zustand dagegen bereits soweit, daß er seine Verfallenheit in bewußter Ironie zur Narrheit mildert und verbrämt: »Sie ist mein bul / ich bin ir gauch / und wils gar gern beleiben.«

Schedel 48 zeichnet den Klaffer noch in der Weise des überkommenen Tageliedes als Topos, als gestaltlosen Begriff, als den mißgünstigen und argwöhnischen Schatten im Hintergrund, der den Tag für die Liebenden verlängert. In Diskant 24 ist der Klaffer zum persönlichen Gegner geworden, der »stechen« und neiden kann. Aich 62 wirkt wie ein psychologischer Steckbrief auf den Klaffer, mit Vorführung seiner Eigenschaften und ihrer Wirkung; sogar die Möglichkeit, daß er einmal im Recht sein könnte, wird erwogen.

Der Vagant oder Landsknecht in Lochamers Liederbuch Nr. 9 bannt seine leidvolle Ergebung beim Abschied in die schlichte Formel »Ich var dahin wan es muß sein« – in dieser Wendung erschöpft sich seine Wiedergabe der Empfindung. Der Abschiednehmende in Diskant 27 dagegen resigniert nachdenklich »hat wol sein sin / mein bester gwin / ich far mein straß / wiewol mich reut ich sie verlaß«.

Zugleich mit der Auffaltung und Differenzierung, als Korrelat zur unruhigen Untergliederung, vollzieht sich in einer großen Reihe von Texten eine Steigerung der inneren Bewegtheit und Bewegung, nirgends besser greifbar und im Zusammenhang mit den Strukturen aufschlußreicher als in den drei großen Liedern »Ach hülff mich leid« (Aich 21), »Ach Jupiter hetstu gewalt« (Aich 38) und »Apollo aller kunst ein hort« (Aich 71), die Adam von Fulda zugeschrieben werden[86]). Ein fast leidenschaftlicher Atem durchzieht diese Lieder. Aich 38 bringt einen strophenreichen Dialog[87]), der in der Hartnäckigkeit des Werbenden und der Motivierung des allmählichen Nachgebens der Umworbenen psychologisch überzeugend geführt ist. Autoritäten aus Bibel, Antike und Rittertum[88]) dienen beiden zur Argumentation. Die Wendung geschieht in der 8. Strophe, als der

---

deren Ergebnis: »Das menschliche Erleben, sein Dasein, sein Rhythmus ist formgebend, bestimmt allein die Gestalt des Gedichts« (S. 17). Für die Hofweisen um 1500 gilt demgegenüber: erst wenn der Formgesinnung Rechnung getragen ist, verwirklicht sich in der Mehrzahl der Texte nach und neben Form und Formel auch jene Bewegung, die innerhalb dieser Formenwelt zu ihr einen charakteristischen Widerspruch bildet.

[86]) Zur Verfasserschaft vgl. Diss. d. Verf., S. 61–64.

[87]) Vgl. O. v. Wolkensteins »Wechsel«.

[88]) Vgl. B. Nagel zu Michael Behaim, a.a.O., S. 180. Dazu wiederum Diskant 23, das dem Meisterlied Behaims außerordentlich nahe, vielleicht nachgebildet ist.

Werbende die lehrhafte Quintessenz weiblicher Abwehr »du liest darvon / der lon / der lieb ist trawrigs endt . . . du hast in lieb nie leid erkenndt . . .« mit dem durchschlagenden »solt darum ich / auch meiden dich / ich stürb vor leid / glaub sicherlich« entkräftet; das Maß seiner Gefährdung ist ihr ein Maß seiner Liebe, es erlaubt ihr, sich für ihn zu entscheiden. Auch ihre Hingabe wird noch psychologisch abgeschirmt: »erbarm dich mein / ich habs gewagt / so du mich nu / verliest zuletzt / du hetst eyn kleine eer erjagt / hertzliebster gsel . . .« Dafür gibt es in den Liederbüchern des 15. Jahrhunderts keine Parallelen.

4.

In Handschriften, Drucken und Flugblättern verbreitet, erlebte Aich 38 vorreformatorische und lutherische Parodien und ist ein Beispiel überaus kunstvollen Strophenbaues, Zeugnis der Tendenz zur Strukturvariation[89]). Die Barform ist »potenziert«, d. h. der Abgesang in sich ebenfalls barförmig angelegt, so daß die Sukzession der Teile sich im Vollzug z. T. überlagert[90]).

Der melodista läßt seine Zeilen mit dem ersten Glied des überbindenden Reimes in der Zäsur zwischen zwei Sinneinheiten enden; die Reimgliederung zeichnet er in seiner Untergliederung nach. Durch die Klarheit seiner melodischen Zeilendisposition[91]) erhalten wir folgende Zeilenanordnung:

Ach Jupiter hetstu gewalt /
so manigfalt /
als etwan was erhöcht dein preis /
Mein klag die für ich tausendfalt /
in der gestalt /
vor deinem tron klaeglicherweis /
mein bitt / wirt nit / von dir gewendt /
behendt / erman ich dich der gir /
da dich / schwerlich / der liebe krafft /

---

[89]) So weitgehend der Textdichter die Barform abwandelt, so verwandt ist sie im Prinzip mit der großen Anlage von Aich 71 »Apollo aller kunst ein hort«, von dessen näherer Beschreibung hier abgesehen werden soll. Zwar liegt bei Aich 71 keine »potenzierte« Barform vor, jedoch sind die Stollen beider Lieder von gleicher Bauart, die Mitte des Gesetzes, der erste Teil des Abgesangs ist Zentrum der Reimkunst hier wie dort, und dort wie hier bildet eine kleinere Gruppe von Verszeilen gleichen Reims den Abschluß.

Zu den Konkordanzen vgl. NA Nr. 38. Die Handschrift Berlin 40021 (jetzt Tübingen), die auf den Ausgang des 15. Jahrhunderts datiert wird, enthält eine verkürzte lat. Parodie: »O diva sollers . . .«

[90]) Dieses Strukturprinzip findet sich auch im Meistergesang. Vgl. den Kettenton des Hans Folz, abgedr. bei A. Schering, Gesch. d. Musik i. Beispielen, 1931, S. 75 f.

[91]) Zum Liedtenor vgl. Diss. des Verf., S. 80–86.

behafft / durch fraw diane zir /
hör merck mein clag /
die ich dir sag /
send hilff und trost ee ich verzag.

Der melodista richtet sich[92]) in der Gliederung, wie häufig innerhalb der Liederdrucke, nach den Sinneinheiten, die hier Neigung zur traditionellen Vierhebigkeit zeigen. Sie werden durch die Reimglieder spürbar unterteilt. Dem im äußeren Umriß geglätteten Strophenkörper wohnt einmal im doppelten Richtungsbezug des überbindenden Reims[93]), zum anderen in der Potenzierung der Barform eine – optisch nicht wahrnehmbare – Tiefengliederung[94]) inne, die in einer graphischen Zeilenanordnung nicht hinreichend sichtbar gemacht werden kann[95]). Die zweidimensionale vermeintliche Symmetrie wird durch diese für die Liedkunst um 1500 durchaus konstitutiven Erscheinungen unwesentlicher. Andere Lieder sind

[92]) Die Priorität der Entstehung des Textes ist bei diesem Grade von Kunstmäßigkeit nicht in Zweifel zu ziehen; im Gegensatz zur Auffassung H. J. Mosers (Arch. f. Musikwiss. II, S. 345) ist hier, wie auch bei Aich 21, nicht das Nacheinander, sondern das Zugleich der Schaffensvorgänge als unvorstellbar anzusehen.

[93]) Vgl. oben zu Schöffer 1513, 20.

[94]) Die vierstimmige Vertonung, in der Imitation sehr zurückhaltend, ist durch die Eigenständigkeit vor allem des Contratenor bassus spaltsätzig, die Selbständigkeit der Außenstimmen gegenüber dem Tenor offensichtlich, vgl. Stollen:

Sie erscheint zudem im Stollen und in der Schlußgruppe ausgeprägter als im reimtechnisch reicheren Mittelteil, vielleicht im absichtsvollen Wechsel der Kunstmittel. Vgl. dazu Diss. d. Verf. S. 86–89.

[95]) Die zeitgenössische durchlaufende Aufzeichnung bewahrt alle Kriterien der Struktur, ohne sie vollständig sichtbar zu machen.

dazu auch in der Reimzeilenanlage mehr asymmetrisch gebaut, so Aich 71 »Apollo aller kunst ein hort«, und in besonderem Maße das dritte, größte der drei Lieder Adams, das zugleich das größte dieser Jahrzehnte überhaupt ist[96]).

Aich 21 »Ach hülff mich leid«, von Glarean als »cantio ... per totam Germaniam cantatissima« gerühmt[97]), war ungewöhnlich oft parodiert und weit verbreitet – Zeichen dafür, wie die Mitwelt solche Reimzeilentürme schätzte[98]). Auch dieser Text ist eine Liebesklage, nun die eines Mädchens, jedoch ohne die gelehrte Verbrämung von Aich 38 (»Ach Jupiter ...«). Im Abgesang dieser Barform, die trotz Erweiterung des Stollens die Grundanlage noch wiedererkennen läßt, fehlt die Schlußgruppe. Dafür verdichtet der Textdichter das Spiel der überbindenden Reime um den Schlagreim: »Ich arme metz / setz / stetz / mein sin / in / große gfar ...« und vermehrt gegen Ende unter Aufgabe der Schlagreime die überbindenden Reime durch Verkürzung der Glieder: »hertz / liebster gsel / stel / wider her / ich ger / nit mer / ...«

Der in besonderem Maße textverpflichtete melodista, der nicht nur die Untergliederung, sondern auch den Versakzent bis zur Aufgabe eigener melodischer Qualitäten nachzeichnet, macht wiederum, von einer Abweichung im 1. Stollen abgesehen, die großen Sinnzeilen sichtbar:

Ach hülff mich leid und senlich klag /
mein tag / hab ich kein rast /
so fast / mein hertz / mit schmertz / tuot ryngen / dryngen /
nach verlorner freid.

Wiewol ich bsorg es sei umbsunst /
mein gunst / den ich iem trag /
doch mag / ich nicht / mit icht / verlassen / hassen /
in umb lieb noch leid.

Ich arme metz / setz / stetz / mein sin / in große gfar /
zwar / gar / embrint / rynt / dyse trew / new / aus edler art /
hardt / wardt / mir nie so wee / gee / stee / schlaff / oder wach /
gmach hab ich nicht /
ficht / dicht / wie ich mich halt / balt / zu erwerben / erben / sein genad /
mein schad / und schwer / wer / noch eyn schertz /
hertz / liebster gsel / stel / wider her / ich ger / nit mer /
dan dich / freuntlich / zu schmucken / drucken / an meyn brust /
als etwan was deins hertzen lust.

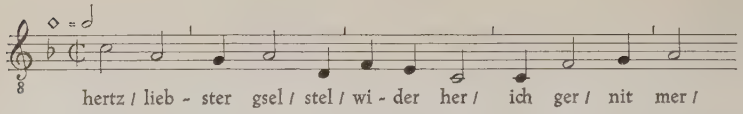
---

[96]) Der cod. pal. 343 (Mitte 16. Jahrh.) z. B. kennt bei etwa 200 Liedern keine umfangreichere und künstlichere Form.

[97]) Dodekachordon, Basel 1547, S. 262.

[98]) Zu den Konkordanzen vgl. NA des Aich sowie Diss. des Verf., S. 90; der Liedtenor findet sich noch in den Musae Sioniae des Michael Praetorius von 1609 (vgl. Nr. 71 in Bd. VII der Gesamtausgabe, 1928 ff.).

Den kurzatmigen Textgliedern entsprechen kurze Tenorphrasen:



Diese reihen sich zu sinnbedingten Großzeilen, deren melodische Einheit – im Gegensatz zu Aich 38 – nicht qualitativ ist, sondern durch Addition erreicht wird: das Ganze ist nicht mehr als die Summe formelhafter Glieder. Die Kurzglieder drängen sich der Wahrnehmung auf; in ihrer Zweihebigkeit oft vom melodista bestätigt[99]), können sie als formale Entsprechung zur zweihebigen Formel gelten. Die Kurzglieder sind somit nicht nur Bauelemente kleinerer Strukturen, sondern, wie sich an Aich 21 herausstellt, auch der großen Struktur, eines »spätgotischen Ziergeschmeides« (Moser) und bleiben als ein wesentliches Kriterium der Hofweisen dieser Zeit festzuhalten[100]).

Auch von diesem Textdichter wird der Wortleib zurechtgestutzt. Aber das hypertrophe Reimgebilde als solches dominiert nicht, ist keine Fessel mehr. In der kurzatmigen Vielgliedrigkeit wird die rationell umgeprägte Leidenschaft mit ihren Untertönen von Verlangen, Unrast und Leid greifbar, die Strophenstruktur ist in Verbindung mit der Verbalhäufung und der schnellen Abfolge der Reimikten, die gegenüber früher eine Verschärfung erfahren haben, ein Korrelativ zum Affekt dieser »senlichen Klagrede« (H. Sachs). In ihn lassen sich alle Komponenten der Form und der Aussage auflösen; dabei erscheint er nicht formelhaft, sondern Innewohnendes wird freigelegt und in seiner Summe wirksam, wenn auch noch nicht individualisiert. Hier wird, ähnlich Aich 38 »Ach Jupiter . . .«, fern der Identität von Form, Aussage und Gehalt zur Stauferzeit, eine andersgeartete Übereinstimmung erreicht, die sie dem wertenden Vergleich entzieht. Im Gegensatz zur Mehrzahl seiner Kunstgenossen hat dieser Dichter die Problematik einer Synthese von Gegenwartsstruktur und Formüberhang bewältigt. Die Lieder lehren uns die Möglichkeiten der Zeit um 1500 erkennen: die absolute Vorherrschaft der äußeren Form zu brechen, ohne sie dabei aufzugeben.

[99]) Vgl. Diss. d. Verf., S. 97 f.

[100]) Zur »wechselseitigen Erhellung« der Künste mag ein Hinweis auf die bildende Kunst dienen, auf die »reichen Formmöglichkeiten der spätesten manieristischen Phase der Gotik«, die »bis zum Aufsplittern der Form getriebene Bewegung« bei den Schnitzwerken Benedikt Dreyers (vgl. H. Appuhn, B. D. (1480 bis 1555), in Bd. IV der Neuen Deutschen Biographie) oder etwa die Unruhe und Vielgliedrigkeit des gegen 1500 entstandenen Pappenheimer Altars im Dom zu Eichstätt.

Der wohl reifste Text der Sammlungen überhaupt ist jedoch Aich 38, der zuvor erwähnte Wechsel«.» Abgesehen vom weit verbreiteten »Zucht eer und lob« (u. a. Diskant 36 und Öglin 39), in der kunstvollen Struktur und der inneren Dynamik den Liedern Adams verwandt, begegnet sonst ein Moment ähnlich tiefer menschlicher Beziehungen selten: »der urteil frag / dein eigen herz / so findst mein sag« (Öglin 23, 3).

5.

Bei der Frage nach den besonderen Voraussetzungen der Spätblüte der mittelalterlichen Formkunst in diesen Hofweisen ist vor allem auf die für die Kulturgeschichte, vor allem auch Musikgeschichte zentrale Bedeutung Augsburgs, des Entstehungsortes der Liederbücher des Arnt von Aich und Erhart Öglins, am Ausgang des Mittelalters[101]) hinzuweisen. Frühe Liedersammlungen (1454, 1471) sowie antiklerikale und weltliche Neigungen der bereits 1449 nachweisbaren Meistersingerschule bereiten den Boden. In Augsburg verbrachte Kaiser Maximilian drei Jahre seines Lebens. Die berühmtesten Mitglieder seiner 1488 gegründeten Hofkapelle, Heinrich Isaac, Paul Hofhaimer und Ludwig Senfl, weilten häufig und z. T. lange in der Reichsstadt. Hier finden mehrmals, u. a. 1500 und 1510, glanzvolle Reichstage statt mit einem großen Aufgebot musikalischer Darbietungen; höfische Feste und Tafeln erforderten ein ständig wachsendes Repertoire der Hofkapellen, zu denen neben den Instrumentisten die »Singer« zählten, für die die vier Stimmbücher unserer Liederdrucke gedacht waren. Einen Wendepunkt in der Musikgeschichte Augsburgs hatte schon das Jahr 1486, die Bischofsweihe Friedrichs II., Grafen von Hohenzollern (1450–1505), herbeigeführt[102]). Nach 1485 melden die Stadtrechnungen ungewöhnlich viele Ausgaben an Musiker aller Art[103]); die Liedpflege bekundet sich in zahlreichen Nachrichten über Sänger und Lautenschläger[104]). In Augsburg können wir demnach mit einiger Wahrscheinlichkeit den Entstehungsort vieler Hofweisentexte sehen, um so mehr als die Hofkomponisten des Kaisers eine große Reihe dieser Texte komponiert haben.

Im gleichen Augsburg erlebte in dieser Zeit das Rittertum, burgundischem Vorbild folgend, eine letzte Blüte. Der kaiserliche wie auch andere süddeutsche Höfe waren – unter Billigung der humanistischen Bildungs-

---

[101]) Vgl. E. F. Schmidt, Artikel Augsburg, in: Musik in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. F. Blume, 1949 ff.

[102]) Vgl. E. F. Schmid, in: Augusta 955–1955, Forschungen und Studien zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Augsburgs, Augsburg (1955), S. 308.

[103]) Vgl. O. Z. Nedden, Zur Geschichte der Musik am Hofe Kaiser Maximilians I., Zeitschr. f. Musikwiss. 15, S. 24 ff.

[104]) Vgl. H. J. Moser, DVjs. 5, S. 385.

bestrebungen – auch in literarischer Hinsicht retrospektiv und traditionsverbunden. Rottenburg trieb Wolframkult. Ulrich Fürtrer erneuerte im Auftrag des Bayernherzogs 1487 die Hauptdichtungen der Artusrunde. Der Rückgriff der Inkunabeldrucker auf klassische einheimische Stoffe ist bekannt. Bald nach 1500 entstand die Ambraser Handschrift des Hans Ried mit Kudrun, Titurel, mit Hartmanns Erec und Iwein.

In diesen Bestrebungen ist weniger eine Reaktion auf die Wendung der eigentlichen Humanisten zur Antike, sondern ein von Fürsten und Adel eingeleitetes und gefördertes Wiederaufleben der großen literarischen Vergangenheit zu sehen, die in einer größten Breite und Dichte weiterlebte, als die Verlegenheitsbegriffe Renaissance und Humanismus erkennen lassen. Dieser »Renaissance« der Stauferdichtung fügt sich der letzte Ritter Maximilian I. mit seinen Sammlungen älterer Dichtung, seinen selbstbiographischen Plänen (Freydal, 1505) und Werken (Teuerdank, 1517) widerspruchslos ein. Auf dem Hintergrund dieser wiederauflebenden Pflege der klassischen Literatur, der Erneuerung ritterlichen Wesens und höfischen Zeremoniells und bei den erwähnten, überaus günstigen Verhältnissen im kulturellen Brennpunkt Augsburg wird die Blüte der Hofweise in den Jahren um 1500, in den Jahren der Gründung der Hofkapellen, noch verständlicher, zur gleichen Zeit, in der Hans Folz durch seine Reform des Meistersangs der einheimischen Formkunst neuen Auftrieb gegeben hatte.

6.

Mosers eingangs erwähnte Kriterien treffen, was die hier behandelten Texte angeht, an sich zu, entstammen jedoch, wie auch beim zeitgenössischen Meistergesang, der mit antikem Bildungsgut nur gering angereicherten einheimischen Tradition[105]). Dem Kenner des Spätmittelalters[106]) sind Monogramme, Personifikation, Akrostichon und »jambischer Versakzent«[107]) wohl zur Abgrenzung vom Volkslied dienlich, keineswegs aber ausreichend zur Begründung einer »Renaissance«- oder »Humanisten«-Lyrik[108]). Nicht eine genuine Veränderung, sondern eine Verbreiterung

---

[105]) Hierher gehört auch die in den Hofweisen verbreitete Farbensymbolik, auf deren lebendige Bedeutung im Alltag ein Lehrgedicht im Liederbuch der Clara Hätzlerin schließen läßt (II/19).

[106]) J. Huizinga, a.a.O., S. 219, 223, 226. – Nach H. Gumbel, Dt. Sonderrenaissance in dt. Prosa, Frankf./M. 1930, S. 185, gilt vor allem das 15. Jahrh. als »große Zeit aller ornamentalen Schmuckmittel«.

[107]) Der spätmittelalterlichen Alternation fehlen die reichen Modifizierungsmöglichkeiten des jambischen Metrums. – Das Enjambement, ein weiteres Kriterium Mosers, wird in dieser Formkunst irrelevant.

[108]) Der Stil- und Epochenbegriff »Renaissance« ist seit längerem als unscharf und unzureichend erkannt; vgl. etwa E. R. Curtius, a.a.O., S. 396.

von Stilmitteln[109]) liegt vor. Die Zunahme antiker Namen kann nicht als humanistische Vertiefung gelten, sie sind in der Mehrzahl »aufgeklebt auf ein echt mittelalterliches Bild« (Huizinga)[110]). Ebensowenig handelt es sich um »abgesunkenen Minnesang«. Ein Werturteil solcher Art ist unangemessen, ein Vergleich mit dem Jahrhunderte zurückliegenden klassischen Minnesang unzulässig und schief. Längst hat der »freie mut« den »hohen muot« abgelöst. Wo der Widerspruch zwischen Tradition und Gegenwart zu Auswirkung und Äußerung gelangt, kann nicht von Verfall die Rede sein[111]). In die überlieferte Formenwelt, deren Vielfalt nun nicht mehr gewachsen, sondern Folge vorsätzlicher Abwandlung und nahezu zeremonielles Programm[112]) ist, schiebt sich zunehmende Bewegung, die Unrast des in seiner Welt nicht mehr gesicherten Individuums. Soweit Form und Formel es zulassen, wird die innere Bewegtheit spürbar, in Entsprechung dazu das kleinere Strukturglied konstitutiv. Der forcierten Formalisierung der Texte, dem Zuwachs an Dynamik steht ein Verlust formbildender Kräfte gegenüber. Neben die Statik der Formel tritt ihre Auffaltung, neben den gehemmten ein fließenderer Sprachablauf[113]). Die Begrifflichkeit der Denkform kontrastiert mit ihrer Derbheit, die prosaische und nüchterne Alltagssprache mit der Kunstmäßigkeit der Strukturen. Die Autoren dieser Texte sind Kinder einer Zeit, deren Einheit die Uneinheitlichkeit ist[114]). Der Überhang des Überkommenen, der Formenwelt und

[109]) Vgl. H. Gumbel, Dt. Kultur . . ., S. 219.

[110]) Vorliebe für das antike Exempel, Gelehrsamkeit und Verbrämung mit stofflichem Wissen sind von jeher Kennzeichen des Meistergesangs, wie des Spätmittelalters überhaupt gewesen. – Diskant 4 und Aich 71, 3 sind – wie zuvor O. v. Wolkenstein 79, 1 ff. – astrologische Lehrgedichte, die antiken Namen somit auf Gestirne zu beziehen. – Öglin, aus dem Repertoire der kaiserlichen Hofkapelle, scheint der Bildungsschicht am nächsten zu stehen. Schöffer 1513 dagegen bringt Antikes erst mit Nr. 23 und auch dann nur vereinzelt. Echte Kenntnis der Antike scheint nur vereinzelt den Komponisten und Textdichtern (vgl. dazu Diss. d. Verf., S. 50, Anm. 2), häufiger jedoch den Schreibern und Eigentümern der Handschriften, etwa St. Gallen 462, München 3155, auch schon Hartmann Schedel, eigen zu sein. Mit der Feststellung gelehrter Glossierung ist über die Texte selber noch nichts ausgesagt.

[111]) Vgl. W. Rehm, Kulturverfall und spätmhd. Didaktik, ZfdPh 52/1927, S. 289 ff. bzw. 298, dort auch Auseinandersetzung mit E. Spranger, Die Kulturzyklentheorie und das Problem des Kulturverfalls, Sitz.-Ber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1926. [112]) Ebda., S. 324.

[113]) Vgl. H. Rosenberg, Acta Musicol., S. 76, sowie E. Dahmen, a.a.O., S. 14.

[114]) W. Rehm, a.a.O., S. 330. Vgl. auch Huizinga, S. 138. – Keine Wertordnung stuft die Einzeldinge gegeneinander ab. Der Mensch ist Ding neben Dingen, er nimmt das Geschehen bei aller Sinnenfreudigkeit passiv hin; als Gegenwehr und Ausweg bleibt ihm allenfalls die Zeitkritik. Diese, z. B. in Diskant 15, orientiert sich nicht mehr an einem Ideal; die Reflexionen dieser Art, die noch am klassischen Ideal gemessen hatten, bleiben nach Michael Behaim aus. Vgl. B. Boesch, a.a.O., S. 257.

der Formel, wie der spätmittelalterlichen Tradition überhaupt läßt sich von den neuen Kräften nicht antithetisch abgrenzen. Die großen Formen, die Adam von Fulda komponierte, gehören ihrer Struktur nach in eine Tradition, die über Oswald von Wolkenstein bis zu Walther von der Vogelweide (z. B. L 47, 16) zurückführt, aber gerade sie dienen als Gefäß des Neuen, und auch in ihnen wirkt das Element der kleinen Strukturglieder formbildend. Die Zeit um 1500 ist Schnittpunkt eines noch einmal extrem angestrebten Formenkultes mit den latent wirksamen Kräften der Gegenwart, von denen er bereits unterlaufen ist. Tradition und Gegenwart ergeben auch um 1500, auch in den Hofweisen eine unwiederholbare, einmalige Individualität. Die eigentlichen Triebkräfte dieser Zeit sind unserer Einsicht immer noch entzogen, wohl aber erfahren wir Späteren in geschichtlicher Analogie an solcher Kohärenz der Gesetzmäßigkeiten die innere Spannung dieser Zeit, die bewußt in den Formen der Vergangenheit, unbewußt in den Kräften der Gegenwart lebt[115]). In der Spannung vom rationell Bewältigten zum noch nicht zu Bewältigenden entspringt ihre Unruhe – in vielen Einzelzügen der Texte greifbar; hier erklärt sich auch die Unsicherheit des Stilgefühls, von hier aus wird auch das Nebeneinander heterogener Sphären, der derbe Schwank neben dem Christe eleison, die marianische Litanei neben dem Narrenlied verständlicher[116]).

Die Hofweise leugnet ihre Abkunft nicht, aber sie hat tiefgehende Umbildungen erfahren, sie tendiert in Richtungen, die dem herkömmlichen, durchaus noch lebendigen, aber nicht mehr tragenden Kulturideal entfremdet sind, die in absehbarer Zeit die Welt der bis dahin gültigen Formen, der höfischen wie der literarischen, auflösen sollten. Diese Liedkunst gehört in den spannungsreichen, gärenden Zeitraum zwischen deutlicher ausgeprägten Epochen; an seiner Uneinheitlichkeit hat sie teil. Nur eine Reihe von Einzelbeobachtungen kann einen solchen Gegenstand annähernd charakterisieren, und auch diese müssen oft genug noch Folge von Vereinfachungen sein.

III.

Die Kompositionen sind, abgesehen von einigen Sätzen bei Schöffer 1513, die Jörg Schönfelder, Joh. Fuchswild, Joh. Sies, Jörg Brack, Andreas

[115]) H. Heimpel findet als Erklärung für die »Krise des späten 15. Jahrhunderts« die »Formel« der politischen Enttäuschung, vgl. Das Wesen des Spätmittelalters« in: 'Der Mensch in seiner Gegenwart, 7 historische Essays', 1954, S. 134 f. Diese Formel des Historikers wäre zu ergänzen.

[116]) Vgl. F. Ranke, Zum Formwillen und Lebensgefühl in der deutschen Dichtung des Spätmittelalters, DVjs. 18/1940, S. 307–327 bzw. 315: ». . . und immer ist die erregende Spannung zwischen der Form mit den ihr anhaftenden höheren Vorstellungen und dem einer gänzlich anderen Welt entstammenden Inhalt das Lebenselement . . .«

Grau, M. Wolff, H. Eytelwein, Malchinger und Virdung als Komponisten benennen, anonym. Jedoch ist für eine große Zahl weiterer Sätze der Autorennachweis mit Hilfe von Konkordanzen möglich geworden[117]). Zu den genannten Namen, die auf die Hofkapelle des Herzogs von Württemberg weisen, treten damit u. a. bekanntere Namen wie Adam von Fulda, Heinrich Isaac, Paul Hofhaimer, auch schon Ludwig Senfl, d. h. Meister der sächsischen und der kaiserlichen Hofkapelle.

Die Namen der Textdichter sind nicht genannt[118]). Personalstilkriterien fehlen, wie im Meistersang, so auch in dieser Kunst, soweit sie Formkunst ist und sich des Formelhaften bedient. Wir dürfen allenfalls bei großen Abweichungen im Grad der Struktur- und Reimtechnik vermuten, daß die Textdichter nicht identisch sind. Ansatzpunkte finden sich auch sonst weniger für den Nachweis der Autoren selbst, als für den Nachweis der Identität oder Nichtidentität zweier Textdichter, so z. B. im Maß der Fähigkeit, Wortleib und Sprachform gegenüber den Forderungen der Formtechnik unversehrt zu erhalten, ferner in der Formelhaltigkeit oder in der Entfernung vom Formelhaften in Richtung auf Psychologisierung und Affekt. So wird der Nachweis, daß Text a nicht den gleichen Autor haben kann wie Text b, sehr viel leichter zu führen sein als der für einen bestimmten Autor. Die authentische Zuweisung ist nicht einmal bei Aich 38 für Adam von Fulda mit Hilfe eines Akrostichons möglich; Akrosticha erscheinen häufig als Adresse[119]). Zudem ergeben sich zwischen einem geistlichen Text Adams[120]) und den Texten seiner Sätze Aich 21, 38 und 71 auffällige Abweichungen in der Verstechnik[121]). Bedenken sind auch bei Aich 75 zu erheben, einem geistlichen Lied mit dem Akrostichon (her)»Fridrich Bischof Her von Zoren (= Zollern) zu Augsburg«: es deutet eher auf eine Adresse als auf Verfasserschaft des Bischofs, die von Moser angenommen wurde[122]).

In der Frage der Personalunion von Dichter und Musiker, die in diesen Zusammenhang gehört, besteht in der Literatur insofern Einigkeit, als im allgemeinen beide Möglichkeiten offengehalten werden. Die Anzahl zeit-

---

[117]) Vgl. dazu die Neuausgaben.

[118]) Das gilt auch für die zahlreichen Handschriften dieser Zeit. Zu den wenigen Ausnahmen gehört Basel FX 1–4, 73, dessen Liedtenor mit L(udwig) S(enfl) signiert ist, während der Text den Namen Christoferus Echa führt.

[119]) W. Altwegg hält das Akrostichon im allgemeinen für ein Zeichen der Auftragsarbeit (Vorwort zur Ausgabe der Lieder L. Senfls, Reichsdenkmale Deutscher Musik, Bd. 15).

[120]) Ser andechtig christenlich Buchlein . . ., Faksimile durch E. Flechsig, 1914.

[121]) Vgl. Diss. des Verf., S. 61–64.

[122]) Diese Annahme veranlaßte Moser, im Vorwort seiner NA das Liederbuch des Arnt von Aich als Repertoire der bischöfl. Hofkapelle zu bezeichnen.

genössischer Zeugnisse[123]), die zur Zahl der Texte in krassem Mißverhältnis steht, erlaubt keine Folgerungen. Sie soll im folgenden um zwei weitere Nachrichten vermehrt werden, die im einen Fall die Identität, im anderen mit Wahrscheinlichkeit die Nichtidentität belegen; beide gehören in den Umkreis der frühen Liederdrucke.

Die erste Nachricht findet sich in der »Musica getutscht« (d. h. verdeutscht) des Sebastian Virdung[124]). Das Druckjahr 1511 stellt den zeitlichen Zusammenhang zu unserem Thema her; der sachliche wird durch den erwähnten Namensvermerk »Virdung« bei Schöffer (1513) 48, 49, 52 und 54 gegeben. In diesem instrumentenkundlichen Traktat, der vorausgenommenen Teilveröffentlichung eines umfassenderen Werkes, antwortet Virdung seinem Gesprächspartner Andrea Silvano, einem Humanisten, auf dessen Bitte, ihm die ganze Schrift zu zeigen, ablehnend: »Es nymt vil müe / und übersehens / auch verstast du des teutschen gedichts / und der reimen nit so vil als der latinischen poetrey«[125]). Virdung läßt damit durchblicken, daß er den Humanisten in Hinsicht einheimischer Verstechnik für wenig versiert hält. Wie diese Bemerkung in Hinsicht auf Virdung selber zu verstehen ist, ergibt sich im weiteren Verlauf des Dialogs: als Silvano sich nach weiteren, bis dahin noch nicht erwähnten Instrumenten erkundigt, verweist Virdung wiederum auf die größere, noch nicht vollendete Schrift und erinnert an den Beginn des Gesprächs: »Ich hab dir gesagt / wie das ich ein deutsche Musica / von mancherley geschlechten der reymen und der gesetze / als dye deutschen lieder gedichtet synd gemacht hab . . .« und fährt dann fort, daß er darin auch von der Leiter des Guido von Arezzo, von der Solmisation, Mutation, von den acht »Tönen« handle, ferner vom »figuriert gesang« und »contrapunckt singen uff das bůch«; folgen soll noch »von allen proportzen Beschaulich und gebrauchlich«, überhaupt von allem, »was die musica betreffen mag und mir wissent ist«[126]).

Diese Äußerungen besagen, daß Virdung, der die Musik von Grund auf zu verstehen meint, auch Kenntnis davon besaß, wie man in der Zeit um 1500 »mancherley geschlechte der reymen und der gesetze«, d. h. die Strophen in ihrer kunstgerechten Struktur »setzte«. Sie können vielleicht

---

[123]) Für Nichtidentität sprechen z. B. die Aufträge des preußischen Hofes an Senfl (vgl. Mhh. f. Musikgeschichte, 1876, S. 26), für Identität eine Nachricht zu Paul Hofhaimer (ebda. 1903, S. 182). – Wenn Albrecht von Preußen bei Senfl zu einem vorgegebenen Text um einen »sonderlichen« Tenor bat, dann nicht deshalb, weil dies Begehren gegen eine sonst übliche Einheit von Poet und melodista verstieß (Moser, Archiv f. Musikwiss. II, S. 346), sondern weil dem Herzog an einem besonders kunstreichen, »sonderlichen« Liedtenor gelegen war.

[124]) Basel 1511, Faks. durch L. Schrade, Kassel 1931.

[125]) S. 6. [126]) S. 31.

auch besagen, daß Virdung sein größeres Werk in einheimischer Sprache und Strophentechnik niederschrieb, in Art eines Lehrgedichtes. Nicht überall jedoch ist diesem Traktat Eindeutigkeit und Folgerichtigkeit eigen. So haben wir auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Beginn des Zitats nicht auf die Anlageform des Traktats zu beziehen, sondern ebenfalls schon als Teil der Inhaltsangabe zu verstehen ist, Virdung also auch von »mancherley geschlechten der reymen und der gesetze« handle. In beiden Fällen dürfen wir annehmen, daß er in der Lage war, sich seine »teutschen gedicht« selber zu schreiben; er wird, da Komponist des mehrstimmigen Satzes, wohl auch melodista der Liedtenores jener vier Lieder in Schöffer (1513) gewesen sein. Regelgerechte, aber etwas zopfige Trockenheit ist nicht nur den Sätzen, sondern auch den Texten eigen[127]), auch der Traktat ist nicht das Produkt einer gewandten Hand.

Die zweite Nachricht gehört nach Augsburg, wo vermutlich die Vorlage Aichs entstand, dem Druckort Öglins, der sein Liederbuch aus dem Repertoire der kaiserlichen Hofkapelle zusammenstellte. Herkunft und zahlreiche Beispiele kunstvoller Reim- und Strophentechnik führen zur Frage der Beziehungen dieser weltlichen Liedkunst zu den Meistersingern. Es ist merkwürdig, daß Nachrichten über Meistersinger in Augsburg gerade für die Jahrzehnte um 1500 fehlen[128]), in denen das Musikleben der Stadt besonders lebendig war, während sie für die vorhergehende Zeit und die Folge vorliegen. Bekannt ist die Kennzeichnung der Singschule in einem Gedicht aus der Mitte des 15. Jahrhunderts als keck und antiklerikal:

Augspurg hatt ain weisen ratt,
das brueft man an ir kecken tatt
Mit singen, dichten und claffen;
Sy hand gemacht ain singschuol
Und setzen oben uff den stuol,
Wer übel redt vonn pfaffen . . .[129])

Wir dürfen daraus schon für die Frühzeit einen Hang der Singer zu weltlichen Stoffen ableiten. Im 15. Jahrhundert war die Augsburger Schule überdies die einzige, die Gebildete unter ihre Mitglieder zählte[130]). – Die Überlieferung setzt dann erst wieder nach 1520 ein. Jörg Preining war kein Angehöriger der Schule[131]). Michel Müller kam vermutlich erst

[127]) Vgl. Schöffer 49, 1: Ach ach / wie schwach / macht mich die sach / ich trag gros heimlich leiden / Wie gern / wir wern / bei ein in ern / not zwingt uns frewd zu meiden / Ich wolt / es solt / uns machen holt / füglich zusammen kreiden.

[128]) Vgl. F. Schnell, Geschichte d. Meistersingerschule zu Augsburg, Diss. Erangen 1956 (ungedruckt).

[129]) Liederbuch der Clara Hätzlerin I, 29, 85 ff.

[130]) Vgl. B. Nagel, a.a.O., S. 209.

[131]) Vgl. W. Stammler, Artikel Preining im Verf.Lex. d. dt. Lit. d. Mittelalters.

nach 1525 nach Augsburg[132]). Ein 'Verzeichnis der Augsburger Meistersinger'[133]) beginnt mit 1534. Dieses Jahr wird für die Geschichte der Schule wichtig. Die Singer, unter ihnen Raphael Düller[134]), richten eine Supplik an Bürgermeister und Rat[135]): »... Hierauf ist abermals unser untherthänigst pit und begeren, Nachdem wir in unser alten ordnung so wir von ainem E. W. Rat vormals gehapt, und darnach singschull gehalten haben, darine doch nichts dan poterey und haidnische erdichtung geiebt, Es wolle nun jetzundt ain E. W. Rat umb Gotes und Erhaltung seines gotlichen worts wegen[136]) ... uns singschull zu halten genädighlich vergunstigen, damit andere gots lesterliche stuckh, wie oben bemelt, hie zwischen von der Jugent vermieten pleiben mögen ...«

Der Wortlaut belegt das Bestehen der Schule vor 1534. Die Supplikanten distanzieren sich von vergangenen Singschulübungen[137]) und damit vermutlich von früheren Singern. Sie wollen nun im Anschluß an die Gottesdienste singen; zuvor hätte man »gots lesterliche stuckh«, nämlich »nichts dan poeterey und haidnische erdichtung« geübt. Demzufolge hat die Schule vor 1534 weltliche Stoffe gepflegt und sich in einem Maße von ihrer ursprünglichen Aufgabe entfernt, wie es bisher von keiner anderen Schule her bekannt geworden ist[138]). Die Nähe der weltlichen Haltung zum Ruf der Schule um 1450, wie er aus dem Liederbuch der Hätzlerin hervorgeht, ist offensichtlich. Ein Rückschluß auf die dazwischenliegenden Jahrzehnte liegt nahe; in dieser Zeit[139]) entstanden die zahlreichen, von den Komponisten der Hofkapellen vertonten Texte der Liederbücher. Bisher gibt es keinerlei Anhaltspunkte für neulateinische Dichtungen in den Meistersingerschulen[140]), so daß wir mit einiger Sicherheit »poeterey« auf die weltliche Liedkunst, und »haidnische erdichtung« im besonderen auf die mit antiken Namen und Fabeln bereicherten Texte nach Art von Aich 71 »Apollo aller kunst ein hort« und Aich 38 »Ach Jupiter hetstu

[132]) Vgl. F. Schnell, a.a.O., S. 11.

[133]) Hrsg. und kommentiert von F. Keinz, 1893.

[134]) 1524–47 in den Steuerbüchern geführt, vgl. H. Rosenfeld in Neue Dt. Biogr., Bd. IV.

[135]) Abgedruckt bei F. Schnell, a.a.O., als Anhang zu Teil I.

[136]) Hier folgen einige auf die Gottesdienste abgestimmte Mittagszeiten.

[137]) Nach 1534 lassen die Meistersinger ihre Schule stets 1534 beginnen.

[138]) Th. Herberger, dessen Erörterung der Supplik nur teilweise im 'Versuch e. Gesch. d. theatr. Vorstellungen in Augsburg' 1876, S. 11 abgedruckt sind, kommt, wie F. Schnell mit Recht urteilt, zu falschen Schlüssen: die Kunst hätte »nach Brot« gehen und »auf andere Lockungen sinnen« müssen, da geistliche Stoffe unbeliebt waren. Seine Kriterien gehören offensichtlich in spätere Jahrzehnte.

[139]) Vgl. auch Texte und Textmarken d. Hs. Augsburg 142 a (1499–1513).

[140]) Für diese Auskunft ist der Verf. Herrn Prof. Dr. Rupprich, Wien, zu Dank verpflichtet.

gewalt« beziehen können. Da auch der Grad ihrer Kunstmäßigkeit auf den Meistersang weist[141]), sind engere Beziehungen zwischen den Angehörigen der Singschule und der Hofkapellen in Augsburg nicht von der Hand zu weisen. Eine Reihe von Textvorlagen der Hofkomponisten entstand vermutlich innerhalb der Singschule.

[141]) Einzelne der wenigen geistlichen Texte der Liederdrucke zeigen ebenfalls kunstvolle Faktur, z. B. Aich 36 und Öglin 2 (Marienlieder) oder Öglin 36 (über Katharina von Siena). Vgl. auch oben S. 425, 433.

Bibliographie und deutsche Philologie

Von Hans Fromm (München)

I

Wer sich in Deutschland mit Bibliographie beschäftigt, ist gewöhnlich praktisch – sammelnd, sichtend, ordnend oder beschreibend – tätig und denkt nicht viel über die Art seiner Tätigkeit und den Ort nach, den sie in einem übergreifenden Bereich geistiger Beschäftigungen einnimmt. Dabei ist ein solch, wenn auch noch so vorläufiges, theoretisches Besinnen geeignet, die Aufmerksamkeit auf bestimmte Seiten des Gegenstandes zu erhöhen, die Einsicht in eine Topographie von Zentrum und Peripherie zu wecken und überhaupt den Sinn für das eigentümliche Phänomen zu schärfen, daß der Bibliograph die Mittelbarkeit seines Verhältnisses zu dem, worauf er sich bezieht, noch um eine Stufe potenziert hat gegenüber etwa dem Literaturwissenschaftler, der sich unmittelbarer, über die zeichenhafte Sprache freilich, mit den Sachen einlassen darf[1]).

Ausdruck der Mittelbarkeit ist für den Bibliographen nicht so sehr die Tatsache, daß der Erkenntniswert einer Titelliste oft in den Bereich der Wissenschaftsgeschichte – also in den eines potenzierten Über-etwas-Sprechens – fällt, als dies, daß es dem Hersteller eines Verzeichnisses verwehrt ist, einem Problem nachzugraben, das als solches nicht in dem für ihn verbindlichen Systemgedanken steckt. Wenn man einmal die von Nicolai Hartmann ausgeführte Unterscheidung zwischen Problemdenken und Systemdenken aus ihrem philosophiegeschichtlichen Zusammenhang löst und sich hier zunutze macht[2]), zielt die retrospektive Fachbibliographie, die systematisch angelegt ist (und mit ihr hat es der Fachwissenschaftler und damit auch die vorliegende Arbeit in erster Linie zu tun), als eine organisierende Gruppierung objektiven Geistes oder wenigstens der ihn meinenden Titel-Symbole unbedingt auf das System und läßt das Problem außer Ansatz, zwingender als jede andere Form literatur- oder sprachwissenschaftlicher Tätigkeit. Noch das Wörterbuch verlangt nicht in gleichem Maße Organisation und Normung. Der Wörterbuch-Verfasser ist stets überzeugt, daß der phonetischen, etymologischen, semologischen, syntaktischen Problematik, die ein Wort aufwirft, ihr Recht werden müsse, wenn auch in gebotener Verkürzung.

---

[1]) Es gibt Wissenschaften, in denen der Übergang von der Beschäftigung mit den Gegenständen selbst zur Beschäftigung mit dem Wissen von den Gegenständen methodisch gefordert wird; etwa in der modernen Physik, die bei ihren Überlegungen nicht mehr von den kleinsten Teilchen der Materie, sondern nur noch von dem Wissen um diese kleinsten, objektiv nicht mehr untersuchbaren Teilchen ausgehen kann.

[2]) N. Hartmann: Der philosophische Gedanke und seine Geschichte. 1936. S. 4ff.

Dabei ist die Fachbibliographie rein funktional, instrumental. Und aus diesem zweckbestimmten Charakter heraus ist Bibliographie mit Recht eine Hilfswissenschaft genannt worden. Bedeutende Fachleute haben vor ihrer Autonomisierung gewarnt[3]). Hilfestellung gewährt sie auch, insofern eine heute wesentlich problemwissenschaftlich eingestellte Philologie des Systemgedankens nicht entraten kann. Bibliographie bildet nicht Systeme, was nach Hegel die große Aufgabe der Philosophie ist, sonsern deckt sie auf. Bezüge, die zwischen den Sachen bestehen, treten in der Bibliographie durch die Abkürzung profilierter heraus. Das eben gibt ihr den mittelbaren und abhängigen Charakter. Wer Bibliographien zu lesen versteht, genießt bei dieser Tätigkeit die Vollzüge der Abstraktion, Reduktion und Reflexion, d. h. der Spiegelung von geistiger Situation und Bewegung in einer bestimmten prismatischen Brechung.

Die Bibliographie als okkasionelles Auskunftsmittel wird nicht gelesen, sondern auf Information befragt. Durch die Stelle, an der sie Antwort gibt, verweist sie auf die ihr aufgegebene Systematik und den Systemgedanken, aus dem sie entwickelt wurde. Je mehr dieser Systemgedanke reflektiert, d. h. den geistigen Entwurf zurückwirft, desto größer wird ihre Brauchbarkeit und ihr Erkenntniswert.

Diese Bezüge erlauben, der Kritik bibliographischer Verzeichnisse im Zeitraum von 1952 bis 1958 vorbereitende Bemerkungen zur Situation der im Titel genannten Wissenschaft zu machen, um zu erkennen, aus welcher Lage die zu besprechenden Werke entstanden und auf welche Lage sie, sich zurückwendend, wiederum treffen.

Was heute als Bezug gewertet werden darf, war nach der Terminologie des Aufklärungszeitalters, das mit dem enzyklopädischen und dem retrospektiven Gedanken der bibliographischen Praxis die entscheidende Richtung gewiesen hat, noch Identität. F. A. Ebert, im Aufklärungsdenken wurzelnd, sagte noch 1821: »Die Bibliographie ist in ihrem weitern Umfange der Codex diplomaticus der Literar-Geschichte, der sicherste Grad- und Höhenmesser der literarischen Kultur und Tätigkeit«[4]).

Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur ist seit einer Generation besonders stark von der zunehmenden Vermassung unserer Gesellschaft beeinflußt worden; am sichtbarsten vielleicht, insofern die Zahl derer, die produktiv mit dieser Wissenschaft befaßt sind und an ihr weiterbauen (neben den »Unzünftigen« die Lehrer an den Hochschulen, die große Schar der Dissertanten, wissenschaftliche Beamte an Instituten verschiedenster Art und eine Reihe von Deutschlehrern an Höheren Schulen), seit dem letzten Kriege ungemein angestiegen ist. Nicht nur im unmittelbaren wissenschaftlichen Kontakt zwischen den Forschenden, sondern auch in der Hervorbringung, Aufnahme und Auswertung ihrer Arbeit, soweit sie publizistisch ist, bilden sich als Folge davon, deutlich wahrnehmbar, Formen heraus, die sich nicht mehr auf eine organisch zusammenhängende und miteinander im Austausch stehende Gemeinschaft, sondern auf eine organisiert zusammengefaßte Gesellschaftsgruppe beziehen. Die Philologie hat als Wissenschaft durch ihren an sich schon apparativischen Aufbau – auf den Alfred Weber verschiedentlich hingewiesen hat – ihre eigenen Transzensionen; diese sind zum Beispiel von denen, die sich aus einer isolierten philologischen Geistestätigkeit herleiten, unterschieden. Hier ist das Ganze nicht mehr und ist nicht weniger, sondern es ist anders als die Summe seiner Teile.

[3]) Vgl. G. Leyh: Bibliographisches. In: Festschr. f. J. Vorstius. 1954. S. 78–85.
[4]) F. A. Ebert: Allgemeines bibliographisches Lexikon. 1821. I, p. IX.

Es braucht hier nicht näher dargelegt zu werden, wie die Hervorkehrung und das Anschwellen dieses apparativischen Aufbaus entsprechende Seiten im Wesen der Wissenschaft als eines Gebildes des objektiven Geistes gefördert haben. Es genügt darauf hinzuweisen, wie der von Karl Mannheim seit längerem vertretene Gedanke der Planung als Abwehrmaßnahme die Wissenschaften bewegt. Außerdem hat eine Überproduktion an sog. Sekundärliteratur eine Erscheinung hervorgerufen, die besonders für den experimentierenden Naturwissenschaftler nichts Neues ist: die schnelle Abnutzung, der Verschleiß des Durchschnitts und die kurze Zeitspanne, während deren eine Schrift nur Aktualität besitzt. Daß dies letzten Endes nicht nur in dem unangemessenen zahlenmäßigen Anwachsen der Wissenschaft Treibenden, sonern in der großen Grundlagenkrise der Geisteswissenschaften und in besonderem Maß der Wissenschaft von der Dichtung begründet ist, mag hier beiseite bleiben. Die Literaturwissenschaft hält heute, unsicher geworden, ungewöhnlich viele, vielleicht zu viele methodische Türen offen.

Jedenfalls wird die Bibliographie gerade gegen jene beiden Gefahren – das ungeplante Arbeiten, das zu methodisch gefährlichem Engagement führen kann, und das Tempo des Verschleißes – zu Hilfe gerufen. Ihr zahlenmäßiges Anschwellen schreibt sich daher. Sie soll in der ihr eigentümlichen abbrevierenden Sprache den Forschungsstand ausdrücken, damit die Planung vorbereiten und so weit die Wege abkürzen helfen, daß Forschung in ihrem καιρός, nämlich noch innerhalb des Zeitraumes wirksam werden kann, in dem sie Lebens- und Wirkungsboden besitzt.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Bibliographie als in besonderem Maße organisierte Form selbst stark Gefahr läuft, von anderen, noch intensiver entfremdenden Formen der Dokumentation und Information überholt zu werden. Ich hatte 1952 auf Ernst Jüngers 'Heliopolis' und seine Zukunftsvision des »Phonophors« und »Zentralarchivs« hingewiesen [5]). Heute werden Elektronenaggregate für die Bibliographie nutzbar gemacht [6]), und es ist klar, daß das, was wir heute unter Bibliographie verstehen, damit eine entscheidende Metamorphose in einen anderen Formtypus der Dokumentation durchmacht. Der Planende kann sich aus der Planung nicht ausnehmen.

Dazu erhellend ist, daß in den Bezirken unserer Welt, in denen die Gesellschaft mit ihren Beschäftigungen durch Planung gesteuert wird, die Bibliographie besonderes Ansehen genießt. Die Arbeiten aus der UdSSR lassen Pflege des Gebietes und hohes Niveau erkennen [7]). In der Deutschen Bücherei in Leipzig sind rd. 70 Bibliothekare ständig mit bibliographischen Arbeiten beschäftigt [8]), und der Hauptdirektor des Instituts hat deutlich ausgesprochen, daß solche bibliographischen Arbeiten der Erfüllung des Fünfjahresplanes dienen [9]). Daß die USA

---

[5]) H. Fromm: Neue Bibliographien zur deutschen Philologie. DVjs. 26. 1952. 258–282, hier 258. Dieser Bericht, an den der vorliegende anknüpft, wird künftig nur »oben I« mit der Seitenzahl zitiert.

[6]) z. B. Ralph R. Shaw: Mechanical and electronic aids for bibliography. Library Trends (Illinois Library School) 2. 1953/54. 522–531.

[7]) Man sehe den Artikel »Bibliographie« in der Großen sowjetischen Enzyklopädie und erinnere sich an den Beschluß des Zentralkomitees der KP der Sowjetunion »Über die literarische Kritik und die Bibliographie« aus dem Jahre 1940.

[8]) Mitteilung von C. Fleischhack in: L. N. Tolstoj. Bibliographie der Erstausgaben deutschsprachiger Übersetzungen und der seit 1945 in Deutschland, Österreich und der Schweiz in deutscher Sprache erschienenen Werke. Leipzig: Deutsche Bücherei 1958. (Neujahrsgabe der Deutschen Bücherei. 1959.) S. 5.

[9]) C. Fleischhack: Bibliographische Arbeiten der wissenschaftlichen Bibliotheken [der DDR]. ZfB 68. 1954. 97–108, hier 103.

bibliographische Arbeit ähnlich einschätzen, mag den Kulturphilosophen beschäftigen.

Hier fehlen freilich die in der UdSSR und in der DDR gepflegten propagandistischen Formen der Bibliographie, bei denen sich die bibliographie raisonnée zur »empfehlenden Bibliographie« wandelt, die in der UdSSR in hoher Blüte steht und seit einigen Jahren als »didaktisches« Hilfsmittel auch in der DDR besonders gefördert wird[10]). Das Nutz-Wesen des Verzeichnisses (der Namens-Liste!) ist hier am schärfsten erfaßt. Die Auswahl wird zur Waffe.

Die besondere Anziehung, welche die Bibliographie auf die der marxistischen Ideologie anhängenden Länder und auf die USA ausübt, rührt auch daher, daß die Herstellung von Titellisten zunehmend eine vom Kollektiv bzw. vom Team geleistete Arbeit wird. Die in den Philologien, vielleicht abgesehen von der Lexikographie und Sprachfeldforschung, nicht leicht herzustellende natürliche Kollektivarbeit bietet sich hier geradezu an[11]).

Auf die zusammengeschrumpfte Aktualitätsspanne reagiert die Bibliographie vorerst noch unbefriedigend; denn sie hilft sich, sofern sie einen großen Bezirk des Schrifttums im Auge hat, verständlicherweise damit, daß sie sich mit der reinen Titelliste begnügt und die Annotation einspart. Verfeinerte Gliederung soll teilweise diesen Mangel ausgleichen. Dringend benötigt wird aber gerade das mit Kompetenz räsonierende Verzeichnis, das für den Forscher eine Vorauswahl trifft.

Vorbedingung dazu sind bibliographische Arbeitsstellen, denen ein vor allem fachlich gut ausgebildeter Stamm von Mitarbeitern zur Verfügung steht,die mit ihrem Namen für ein Urteil einstehen können. Die Gefahr liegt heute nahe, daß sich mit der überall aufschießenden Erkenntnis, daß bibliographische Arbeit von geographischen Zentren aus an leistungsfähigen Instituten vorgenommen werden muß, die Ansätze verzetteln. Solche Zentren für die Allgemein- und Fachbibliographien sind heute schon Leipzig (Deutsche Bücherei), Nijmegen (Bibliographien der Unesco, Sitz des Comité international permanent des linguistes), London (British Museum), Washington (Library of Congress). Alte Bestrebungen für Hamburg, von Hans Pyritz verfochten, werden nun von Ulrich Pretzel gestützt[12]). Das Unternehmen Friedrich Maurers, die periodische, z. T. mit Besprechungen versehene Titelliste im ASNS (s. oben I, 273), scheint nur auf wenigen Augen zu stehen; und Frankfurt ist in der Fachbibliographie noch kaum hervorgetreten; Eppelsheimer arbeitet mit einer Mitarbeiterin. Hier müssen in den nächsten Jahren Überlegungen angestellt und Entscheidungen gefällt werden.

---

[10]) Fleischhack ZfB 68, 108: »Der wissenschaftliche Bibliothekar muß ... in einer empfehlenden Bibliographie die Absichten der Regierung unterstützen.« Vgl. auch C. Fleischhack, E. Rückert u. G. Reichardt: Grundriß der Bibliographie. 1957. (Lehrbücher für den Nachwuchs an wissenschaftlichen Bibliotheken. 2.) S. 8f. – Als Beispiele: L. A. Lewin: Die Klassiker des Marxismus-Leninismus in empfehlenden Bibliographien. 1953. (Bibliothekswiss. Arbeiten aus der Sowjetunion u. d. Ländern d. Volksdemokratie in dt. Übersetzung. A, 2.); Verzeichnis der wichtigsten Literatur für das Studium der Grundlagen des Marxismus-Leninismus. Hrsg. v. Zentralkomitee der SED, Abt. Propaganda. 1.–50. Tsd. 1952. (Bibliothek der Propagandisten. 3.). Wie harmlos waren die Anfänge dieser Gattung: Verzeichnis der von den Dozenten der Univ. Hamburg empfohlenen Bücher. (Hamburg) 1919.

[11]) Fleischhack beklagt ZfB 68, 108: »Die gegenwärtige bibliographische Tätigkeit der wiss. Bibliothekare weist doch noch sehr viel individuelle, aus den Neigungen der einzelnen Bibliothekare geborene Züge auf.« Vgl. auch H. Lülfing: Bibliographische Veröffentlichungen aus der ÖWB zu Berlin. ZfB 68. 1954. 408–426.

[12]) s. W. Krogmann u. U. Pretzel: Bibliographie zum Nibelungenlied und zur Klage. Ms.-Druck. Hamburg 1958: Heimberg. S. 32.

Die bibliographische Situation hat uns schon weit ins Praktische geraten lassen. Wir kehren wieder zu unseren theoretischen Überlegungen zurück.

Der verstärkte apparativische Aufbau der Wissenschaft, verbunden mit inneren Krisenerscheinungen, hat in den Methoden, etwa durch Entwicklung dialektischer Denkprinzipien oder durch überspielende Synthesen mit Hilfe eines absolut verstandenen Existenzbegriffes, scholastische Formen entwickelt, wobei jedoch die Geschlossenheit des Systems – der Sachen wie der Methoden – bewußt vermieden wird. Die Geschlossenheit des Systems, das sich aus der Betrachtung homogenen Materials bildet, trägt den Makel positivistischer Denkweise. Moderne komparatistische, phänomenologische, ja sogar neo-positivistische Scholastiken fordern offene Grenzen. Die bibliographische Aufgabe wird durch diese wissenschaftsgeschichtliche Situation erschwert; denn so sehr heute die Bibliographie gebraucht wird, sie trägt historisch die Züge der Aufklärung und des historischen Positivismus am deutlichsten zu Gesichte. Sie reagiert am besten auf Geschlossenheit. Sie verficht noch den Grundsatz der Vollständigkeit dort, wo die Forschung – nicht selten trotz allen gegenteiligen Behauptungen – das vollständig angereicherte Material als tote Masse oder sogar als hinderlich für den beschreibenden oder deutenden Blick empfindet.

Die gegenwärtige systematische Fachbibliographie sieht sich im Widerstreit zweier gegensätzlicher Tendenzen: die eine richtet sich auf Wissenschaftskomplexe, welche die herkömmlichen Fächer übergreifen und als sinnvollere Einheiten empfunden werden als das aus einem schwer entwirrbaren Gemisch von Tradition, Nationalismus, Empirismus, Geschichtlichkeit und Sprache gebildete »Fach« (s. die Mediävistik); die andere geht aus der Notwendigkeit hervor, in zunehmender Spezialisierung und Arbeitsteilung die Binnengrenzen zu befestigen und größere, naturhafte Einheiten aufzulösen. Davon ist etwa in unserem Bereich die nordische Philologie betroffen, die sich heute in eine nicht gewollte Isolierung gedrängt sieht, der etwa der 'Jahresbericht für germanische Philologie' bereits durch die Ausscheidung des betr. Abschnitts Rechnung tragen wollte. Grundsätzlicher noch zeigt sich die Situation in der Ablösung der Literaturwissenschaft von der Sprachwissenschaft, nicht nur einer Ablösung des Gegenstandes, künstlerisch gestalteter Sprache bzw. unter ästhetischen Gesichtspunkten getroffenen Auswahl aus dem Gesamt des Sprachmaterials, sondern auch einer Ablösung der Methoden. Die Ironie des »Zeitgeistes« wollte es dabei, daß zu dem nicht mehr als allein befriedigend empfundenen empiristischen Schema einander kreuzende – und ergänzende – methodische Typen entwickelt wurden: hier die Form- und Strukturphänomenologie der Dichtung, dort die an ihre Sinnträchtigkeit gebundene Sprachgestalt (heute unter dem Schlagwort der inhaltbezogenen Grammatik)[13].

Die Bibliographie zeigt diese Lage mit Verzeichnissen an, die sich nur auf die Literaturwissenschaft beziehen (z. B. Eppelsheimer [unten S. 461–463], auch Körner [oben I, 263–268]). Die Verzeichnung der sprachwissenschaftlichen germanistischen Veröffentlichungen in retrospektiven Verzeichnissen wird den allgemein-sprachwissenschaftlichen Werken überlassen. Wichtige Anliegen der Forschung bleiben damit außerhalb des Blickfeldes. Eines etwa ist: die Bezogenheit der Dichtung auf Laut- und Sinngestalt der Sprache zu zeigen, und zwar nicht nur in dem, was wir allzu elastisch Stil nennen.

[13]) Die Vielschichtigkeit des Problems durchleuchtet Hugo Kuhn: Sprach- und Literaturwissenschaft als Einheit? In: Festschr. f. J. Trier. 1954. S. 9–33 (Wiederabdr. u. d. T. 'Germanistik als Wissenschaft' in: Kuhn: Dichtung und Welt im Mittelalter. 1959. S. 70–90).

Damit sind wir bei der Formulierung des Desiderats angelangt: Zu wünschen sind in erster Linie auswählende, mit Kompetenz räsonierende Verzeichnisse, die das ganze Fach vor Augen haben. Die Arbeiten können durch Zentralisierung und einheitliche Leitung vereinfacht werden. Neben den großen Verzeichnissen werden Listen, die quer zu den (äußeren und Binnen-)Grenzen des Fachs angelegt sind, hervorragenden Nutzen stiften. Sie können abgesehen von den Anregungen, mit denen sie der deutschen Philologie aus Engen heraushelfen, zu einer Komparatistik höherer Artung führen, einer, die es sich schwer macht und die methodischen Schwierigkeiten ihrer eigenen Arbeit begreift.

II

Die *Bibliographien der Bibliographien* bleiben zum Nachteil der Fachwissenschaften meist Bearbeitungs- und Benutzungsbereich der Bibliothekare. So gibt es auch noch kein derartiges Verzeichnis allein für die deutsche Philologie. Auch die kurze Geschichte der Gattung von A. Taylor läßt die Speziallisten außer acht[14]). Wir erfahren aus der Darstellung, daß der erste im Abendland, der eine Zusammenstellung von Namen vornahm, deren Träger ihrerseits Verzeichnisse unter ein und demselben Gesichtspunkt angefertigt hatten, der hl. Hieronymus war (De viris illustribus; 392 n. Chr.), der dann in Beda, Gennadius von Marseille, Isidor, Honorius und Sigibert von Gembloux Nachfolger fand. Der Hauptteil des Leitfadens ist den späteren, berühmten Werken von Gesner, Ph. Labbé, Petzholdt und Henri Stein bis herab zur Gegenwart gewidmet.

Deren größter Vertreter auf seinem Gebiet ist nach wie vor Th. Besterman (vgl. oben I, 261f.). Seine Bibliographie der Bibliographien ist inzwischen in 3. und vom Verf. als »endgültig« gekennzeichneter Auflage erschienen[15]). Noch immer ist das Mammutwerk das Arbeitsergebnis eines einzelnen und verdient damit rückhaltlose Bewunderung. Noch einmal hat B. die Titelmasse vermehrt: von 65000 auf 84000. Die Zunahme kommt im wesentlichen auf das Konto der Arbeitsmöglichkeiten und des Materials der Library of Congress. So hat die Germanistik wenig profitiert, wo sich nach wie vor schlimme Lücken finden: Körner, Loewenthal, Hirschbergs Taschengoedeke, Koschs Katholisches Deutschland, Giebisch-Pichler-Vancsa u. v. a. Von den »neueren« Jber. kennt B. nur die Jgg. 1890–1892, den 'Goedeke' hat er nur bis 1939 verfolgt, die Bibliographie des Rez. nur bis 1951 (Bd. 4) und das VerfLex. gar nur bis 1937 verzettelt. Wir zweifeln nicht, daß B. alle Schriften selbst gesehen hat, wie ihm Taylor nachrühmt. Aber hier liegt einmal auch der Nachteil der Autopsie zutage: der Bearbeiter ist dem Anwachsen seines Materials nicht nachgekommen. Mit Hilfe zuverlässiger Fachbibliographien hätte er seine Liste »German Literature« verbessern können. Er

---

[14]) Archer Taylor: A history of bibliographies of bibliographies. New Brunswick 1955. IX, 147 S.

In dem vorliegenden kritischen Forschungsbericht werden bei Zitierung einer Schrift Ort und Verlag nur in den Fällen angeführt, in denen die Schrift dem Rez. als Bespr.-Ex. vorgelegen hat. Da eine Schrift durch das Erscheinungsjahr eindeutig zu identifizieren ist, erschien es nicht nötig, jene immer größer werdende Gruppe von Verlagen durch Nennung auszuzeichnen, die ihre Neuerscheinungen lieber an Redaktionen senden, bei denen sie sich bequem verwertbare Spruchbänder erhoffen können.

[15]) Theodore Besterman: A world bibliography of bibliographies and of bibliographical catalogues, calendars, abstracts, digests, indexes, and the like. 3rd and final ed., rev. and enlarged. T. 1–4. Genève (1955–1956). 4°

hat darauf in falsch verstandener Tugend primärer Titelaufnahme verzichtet. Wichtig bleibt Besterman dem Germanisten für das Auffinden speziellen Schrifttums, da hier die relative Kleinräumigkeit des Stichwortnetzes, in dem die Bibliographien eingefangen sind, seine Vorteile erweist.

Die in Zeitschriften, Dissertationen und anderswo sog. versteckten Bibliographien, die Besterman unberücksichtigt läßt, auf die aber die Fachwissenschaft immer stärker angewiesen ist, erschließt – von 1930 bis 1953 retrospektiv und seit 1954 periodisch – ein Unternehmen der Deutschen Bücherei[16]). Es ist wegen der schnellen Berichterstattung besonders hilfreich und gewährt auch bei der Dichte der Stichwörter die Sicherheit, daß am richtigen Orte nachgeschaut wurde. Das Verzeichnis sollte den deutsche Philologie Studierenden bekannt sein.

Da es nur deutschsprachige Zeitschriften exzerpiert, ist es zu ergänzen durch den 'Bibliographic Index', der ebenfalls periodisch (halbjährlich mit jährlichen Kumulationsbänden) erscheint und die Literaturzusammenstellungen in rd. 1500 Zeitschriften erhebt, ja sogar besonders reiche Anmerkungsteile in selbständigen Schriften erwähnt[17]). Auch diese Bibliographie der Bibliographien macht die schnelle Berichterstattung – kaum ein Titel ist älter als 4 Jahre – zu einem unerläßlichen Hilfsmittel.

Zureichenden Ersatz für Georg Schneiders 'Handbuch' bietet heute das Übersichtswerk von Totok und Weitzel, das wie sein Vorgänger in erster Linie als Ausbildungs- und Handbuch für Bibliothekare gedacht ist[18]). Unter den beiden großen Abteilungen der Allgemein- und Fachbibliographien werden die bibliographischen Hilfsmittel mit einer kurzen Erläuterung ihres Inhaltes vorgeführt. Wertungen finden sich nur in den die Kapitel einführenden Abschnitten. Zur deutschen Sprache und Literatur werden bibliographische Einführungen, periodische Bibliographien, Referatenblätter, abgeschlossene Bibliographien, Hss.-Verzeichnisse, Zss.-Bibliographien, Reallexika, biographische Lexika, Stoff- und Motivübersichten, Handbücher genau verzeichnet[19]) (S. 141–145). Über die Auswahl ließe sich, besonders bei den Handbüchern, streiten. Das Werk ist dem Germanisten dienlich, wenn er Auskünfte über Nachbargebiete sucht.

Ähnlich wie Totok-Weitzel gruppiert im 'Handbuch der Bibliothekswissenschaft' auf engstem Raume H. Widmann sein Material[20]), der den Beitrag von G. Schneider erneuert und ihm einen verzeichnenden Teil hinzugefügt hat. Dieser weist weniger Titel auf als Totok-Weitzel, weil er den in Handbüchern versteckten Bibliographien geringeres Interesse zuwendet, ist aber geographisch weiter gespannt.

---

[16]) Bibliographie der versteckten Bibliographien aus deutschsprachigen Büchern und Zeitschriften der Jahre 1930–1953. Bearb. v. d. Deutschen Bücherei. 1956. 371 S. 4° – Bibliographie der deutschen Bibliographien. Jahresverzeichnis der selbständig erschienenen und der in deutschsprachigen Büchern und Zss. enthaltenen versteckten Bibliographien. Bearb. v. d. Deutschen Bücherei. Jg. 1 ff. (— Berichtszeit 1954 ff.). Leipzig: Verlag f. Buch- u. Bibliothekswesen 1957. [jährlich rd. 3000–4000 Titel]

[17]) Bibliographic Index. A cumulative bibliography of bibliographies. New York: H. W. Wilson. – Der Kumulationsband für 1951–1955 erschien 1956 mit XII, 709 S., bearb. durch Marga Franck.

[18]) Wilhelm Totok u. Rolf Weitzel: Handbuch der bibliographischen Nachschlagewerke. 1954. XIII, 258 S. (2., stark erw., völlig neu bearb. Aufl. 1959. 335 S. [konnte nicht mehr berücksichtigt werden]).

[19]) Bei einer Neuaufl. sollte aus der Art der Aufnahme periodische Erscheinungsweise bzw. endgültiger Abschluß eines Lieferungswerkes erkennbar sein. Anführungen wie S. 142 Jber. und AfdA und S. 143 VerfLex. sind jetzt irreführend.

[20]) Georg Schneider u. Hans Widmann: Bibliographie. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft. 2., verm. u. verb. Aufl. 1952. I, 1006–1046.

Materialreicher noch ist die Bibliographie von L.-N. Malclès[21]), die ihr Werk nicht als Summe sondern als Hilfsmittel aufgefaßt sehen will. Die Verf., der die Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses an der Sorbonne obliegt, hat immer das praktische Anliegen vor Augen, geht von der Nachschlagesituation aus. Das macht ihr Buch leicht und gut benutzbar. Die Anordnung geht instruktiv vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Zentralen zum Peripheren. Die Genauigkeit ist vorzüglich, die Bemerkungen zu den wichtigeren Titeln sind kritisch[22]). Die germanistische Liste, bei der A. Fuchs geholfen hat, ist umfangreich; daß alles etwas einseitig vom französischen Blickpunkt gesehen wird und daher eine Reihe wichtiger Titel fehlt, wird man dem Zweck des Buches zugute halten. Der Germanist wird es mit Erfolg benutzen, wenn er auf unbekannten Gefilden jagen will.

Das Gegenstück zu Totok-Weitzel in der DDR ist der 'Grundriß der Bibliographie' von Curt Fleischhack[23]), der trotz längeren theoretischen Erörterungen den Vergleich nicht aushalten kann. Die Wertdifferenzierungen mit typographischen Mitteln sind auf eine bibliothekswissenschaftliche Propädeutik zugeschnitten, die zu wenig die Urteile der Fachwissenschaften berücksichtigt.

III

Unter den *biographischen Handbüchern* mit bibliographischem Nachweis hat für den Literarhistoriker die 'Neue deutsche Biographie' die größte Bedeutung[24]). Die Historische Kommission der Bayer. Akademie der Wissenschaften hat nach dem Kriege in dem Wissen, daß nach Verlust ungezählten biographischen Materials die Erinnerung der jetzt noch lebenden älteren Generation unwiederholbares Gut ist, den seit 1925 verfolgten Plan einer völligen Neugestaltung der ADB verstärkt vorangetrieben. Der Fortschritt gegenüber dem Werke Rochus von Liliencrons ist bedeutend. Zwar wurde die Darstellung verknappt, aber auch gestrafft. Dadurch konnten wieder auch die unbekannteren Namen berücksichtigt werden, bei denen gerade der Literarhistoriker die NDB immer wieder befragen wird. Das Namenmaterial hat einen sehr starken Wandel durchgemacht; die Auswahl ist im ganzen verantwortungsbewußt. Die Quellen sind vervielfältigt, so daß die Liste der am Schluß der Artikel genannten Quellenliteratur häufig eigenen Wert beanspruchen darf. Dankbar nimmt man den genealogischen Abschnitt jedes Artikels entgegen, der nach dem Vorbild des 'Dansk biografisk leksikon' eingerichtet wurde. Im europäischen Norden hat freilich sippengeschichtliche Forschung eine ganz andere Tradition und einen anderen Sinn als in Deutschland, wo auch das literarische Bewußtsein stark vom Gefühl der Diskontinuität gespeist wird.

Bereits abgeschlossen ist das Unternehmen der 'Großen Deutschen'[25]), bei dem die Herausgeber-Trias die Auswahl strenger traf, dafür aber den Entwurf umfänglicherer, abgerundeter Lebensbilder anstrebte. Zeichen der Zeit ist es, daß die Dichter nicht mehr,

---

[21]) Louise-Noelle Malclès: Les sources du travail bibliographique. T. 2, 1: Bibliographies spécialisées. Sciences humaines. Genève, Lille 1952. – Bespr. J. Vorstius ZfB 65. 1951. 460–463; E. Zimmermann ZfBB. 1. 1954. 149f.

[22]) Der 'Aufriß' scheint mir als Gesamtwerk bedeutend überschätzt.

[23]) Curt Fleischhack, E. Rückert u. G. Reichardt: Grundriß der Bibliographie. 1957. 263 S.

[24]) Neue Deutsche Biographie. (Vorw. unterz.: A. Graf v. Stauffenberg.) [bisher:] Bd 1–3. 1953–1957.

[25]) Die großen Deutschen. Deutsche Biographie. (2. Aufl.) Hrsg. v. Hermann Heimpel, Theodor Heuss, Benno Reifenberg. Bd 1–4 [4: Nachtrag]. 1956–1958.

wie in früheren ähnlichen Unternehmungen, den Löwenanteil an Raum zugebilligt bekommen. Unter den Autoren der Dichterbilder treten bekannte Literaturkritiker anteilmäßig hervor. Das bestätigt den Eindruck, daß im Durchschnitt der gescheit geschriebenen, geschmackvollen Formung eines in sich geschlossenen Bildes vor materialmäßiger Aufarbeitung der Vorrang eingeräumt wurde.

Ähnlich wie die beiden großen deutschen Unternehmungen ergänzen die österreichischen einander, das 'Österreichische Biographische Lexikon 1815–1890' und 'Große Österreicher ab 1815'[26]). Jenes bietet kürzere Artikel mit knappen, aber Umschau bezeugenden bibliographischen Hinweisen. Es will das bekannte Werk des Ritters von Wurzbach aus dem letzten Jahrhundert ersetzen und erklärt sich für den gesamten Raum der alten Donaumonarchie zuständig. Deren Vielgestaltigkeit spiegelt sich in der langen Vitenkette und gibt der Lektüre einen eigenen Reiz. Wie etwa der Artikel »Grillparzer« ausweist, begnügt sich die Bearbeiterin, Eva Obermayer-Marnach, nicht mit der Darstellung von Lebensabläufen, sondern bemüht sich, einsichtsvolle, sachhaltige Werkdeutungen zu geben.

Im Parallelwerk erschienen während des Berichtszeitraumes für den Germanisten wichtige Artikel: Nestroy (von Rommel IX, 130–145; mit guter, kritischer Bibliographie), Wildgans (von L. Wildgans IX, 154–174), Raimund (von Pichler X, 9–17), Bahr (von Kindermann X, 138–149), Hofmannsthal (von Hadamowsky X, 180–188; sehr dürftig), Grillparzer (von Rollett XI, 85–96). Die Artikel sind im Niveau höchst ungleichmäßig, bibliographisch ohne Richtlinien, und es ist schade, daß die Mitarbeiter zum großen Teil nicht ohne eine gewisse popularisierende Note in der Darstellung auszukommen glaubten, zu der auch der Ton der Festrede (z. B. A. Schärf über Karl Renner) gehört.

Nur der ersten Orientierung kann das kleine Nachschlagewerk von H. Giebisch, L. Pichler und K. Vancsa zur österreichischen Biographie dienen, das knappe Literaturangaben bietet[27]).

Für die Geschichte der Wissenschaft bedeutungsvoll ist die ausgezeichnete Bibliographie, die der Direktor der Carolina-Wilhelmina zu Braunschweig, F. Meyen, von seinem Amtsvorgänger in den Jahren 1782–1820, Johann Joachim Eschenburg, zusammen mit einem knappen biographischen Abriß anfertigte[28]). Sie wird hoffentlich dazu beitragen, das Bild dieses Freundes Lessings wieder zu verdeutlichen; dadurch, daß das ausländische (englische) 19. Jh. in ihm nur den autoritativen Ästhetiker und das 20. Jh. nur den popularisierenden Literaturprofessor und Shakespeare-Übersetzer sah, ist es einseitig geworden. Er »fand in dem Studium der ältern deutschen Literatur angenehme Beschäftigung und Erholung für . . . Nebenstunden« (Denkmäler altdt. Dichtkunst. 1799. Vorber. Bl. 1), machte altdt. Texte aus Wolfenbüttler Hss. bekannt, behandelte in einigen Abhandlungen (gar nicht immer unglücklich) philologische Fragen (z. B. führte er den Nachweis einer lat. Quelle des Spruchgedichts von Salomon und Markolf) und war im ganzen kein unwürdiger Vertreter der germanistischen Prä-

[26]) Österreichisches biographisches Lexikon 1815–1950. Hrsg. v. d. Österr. Akad. d. Wiss. . . . bearb. v. Eva Obermayer-Marnach. [Bisher:] Lfg 1–8 (Aarau-Hermann von Hermannsthal). 1954–1958. – Neue österr. Biographie ab 1815 . . . Geleitet v. Heinrich Studer. Abt. 1, Bd 9. 1956; Große Österreicher ‹Neue österr. Biographie ab 1815› . . . Bd 10–12. 1957.

[27]) Hans Giebisch, Ludwig Pichler u. Kurt Vancsa: Kleines österr. Lit.-Lexikon 1948. VII, 550 S. (Buchreihe Österr. Heimat. 8.)

[28]) Fritz Meyen: J. J. Eschenburg. 1743–1820. Kurzer Abriß seines Lebens u. Schaffens nebst Bibliographie. Braunschweig: Waisenhaus-Verl. 1957. 130 S. (Braunschweiger Werkstücke. 20.)

historie. Bei den Titeln zur älteren deutschen Philologie, aus denen der Gegenstand nicht ersichtlich oder heutiger Forschung nicht mehr erkennbar ist, läßt der Bibliograph leider im Stich, da er nicht annotiert.

Ich ergänze daher: Nr. 268 'Studentenglück' ist die ndd. Übertragung des Schwankes 'Von einem Schreiber' (HGA Nr. 42) aus Ms. germ. 186 4° der ÖWB Berlin, 'Fragment einer ndsächs. Erzählung' nichts anderes als die Übertragung der 'Frauentreue' (HGA Nr. 13) aus derselben Hs.; 'Kato des Maysters Rat' ist der mfrk. Cato aus der Wolfenbüttler Hs. 226, dessen Abdruck hier W. Mitzka im VerfLex. I, 371f. offensichtlich übersehen hat; 'Ein alter Meistergesang', noch von Lessing kommentiert, entpuppt sich als die Meistersingerballade vom 'Grafen von Savoyen', nicht nach J. Gutknechts Fl. Blatt, sondern nach einem schlechteren Quartdruck wiedergegeben; die Priameln finden sich nur z. T. später wieder gedruckt bei Keller (15 Nrn., nämlich Alte gute Schwänke Nr. 2 bis 5. 28. 32–38. 41. 50. 52) und v. d. Hagen, die summarischen Zuweisungen an Rosenplüt und Folz sind so nicht haltbar, Anklänge an Freidank finden sich, z. B. XXXI, 13f. entspricht entstellt *(staetekeit – unstaetekeit)* Freidank 31, 16f. Die von E. als »Anhang« abgedruckte 'Hübsche Priamel von dem Tod' aus der gleichen Wolfenbütteler Hs. ist keine Priamel, sondern eine Übersetzung des bekannten lat. 'Dialogus Mortis cum Homine' (hrsg. v. C. Blume AH 33, Nr. 256; vgl. Manitius LG III, 953f.). Die sog. 'Altdeutschen Lieder' sind Neudrucke aus reformationszeitlichen oder späteren Drucken, höchst unterschiedlich in der Qualität. Es finden sich darunter das Jüngere Hildebrandslied, das Schloß in Österreich, Lindenschmid (Uhland Nr. 139), aus dem 17. Jh. 'Carolus von England', von den lyrischen 'Ach, Elslein . . .' (Nr. XV = Uhland Nr. 46). Von Eschenburg übernahmen Arnim und Brentano ins Wunderhorn Nr. V; Nr. XII, von der E. nur eine Strophe bringt, steht vollständig im Wunderhorn ('Übersichtigkeit'). – In Nr. 232 'Nachricht von dem altteutschen Gedichte Hennynk de Han, einer Nachahmung des Reineke de Voss' ist E. einer Irreführung des Verf. K. F. Renner (gest. 1772) auf den Leim gegangen, der seine Tierfabel als aus dem Anfang d. 16. Jh. stammend ausgegeben hatte. – Nr. 300 handelt zum großen Teil über das Schachbuch des Meisters Stephan, aus dem Proben gegeben werden, und Notizen zu verschiedenen anderen Übersetzungen des Jacobus de Cessolis (franz., ital., engl., mndl. und auch einer von Lessing angezeigten Prosaübers. in einer Wolfenbütteler Hs.). – Nr. 202 glaubt, den richtigen Verf. der 'geharnschten Venus' in Jacob Schwieger ermittelt zu haben (was erst A. Köster 1897 berichtigte).

Die zeitgenössische Gelehrtenbibliographie ist weniger problemreich und eng mit der Festschrift verknüpft. Nur selten erscheint sie selbständig. Ich führe die mir bekannt gewordenen Veröffentlichungen auf:

(G. Wüstling:) Georg Baesecke. Leipzig: Harrassowitz 1952. 37 S. (Schriften zum Bibliotheks- u. Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt. 5) [vollst. Verz. mit Lebensbild].

Ernst Bertram: Möglichkeiten. (1958). S. 273–282.

August Knapp u. Viggo Lisz: Verz. d. Schriften von Gerhard Eis. Als Ms. vervielf. 1958. 26 S. [270 Titel, rd. 160 Nrn. wurden fortgelassen].

Moriz Enzinger, in: Festschr. M. E. 1953. (Schlern-Schriften. 104.) S. 200–204.

A. Plott [u. a.], in: Fragen u. Forschungen . . . Festgabe Theodor Frings. 1956. S. 399–427 [nicht ganz vollst.; fehlt z. B. F' Berichte über das Wb. d. sächsischen Maa – zus. mit H. Braun u. B. Schier – in den SBLeipzig 1936 und 1938].

H. Dörr, in: Edda, Skalden, Saga. Festschr. Felix Genzmer. 1952. S. 333–335.

K. v. Bremen: N. O. Heinertz' Schriften. Studier i modern språkvetenskap 19. 1956. 11–23.

E. A. Ebbinghaus, in: Erbe der Vergangenheit. Festgabe f. Karl Helm. 1951. S. 264 bis 272 [enth. keine Bespr., obwohl Helm ein substantieller Rezensent ist].

(E. Metelmann:) Bibliographie Paul Kluckhohn. DVjs. 30. 1956. 157–160 [nicht ganz vollständig; es fehlen z. B. die beiden Aufsätze in dem Sammelbd. 'Romantik', 1958].

Festschr. f. Dietrich Kralik. 1954. S. 287–290.

E. Albrecht: Bibliography of William Kurrelmeyer. MLN 68. 1953. 291–99.

H. Günther: Artur Kutscher. 1953. S. 213f.

Georg Lucács zum 70. Geburtstag. 1955. S. 255–260.

Th. Schumacher: Bibliographie Walther Mitzka 1912–1957. ZfMaf. 26. 1958. 1–12.

Helene Müller, in: Gestaltprobleme der Dichtung. Festschr. Günther Müller. 1957. S. 335–337 [nicht vollst., fehlt z. B. 'Die klassisch-romantische Humanität und der unbekannte Gott' ZfdG 2. 1936. 127–130].

Josef Nadler: Kleines Nachspiel. 1954. S. 149–171.

K. F. Müller, in: Beiträge zur Sprachwissenschaft u. Volkskunde. Festschr. f. Ernst Ochs. 1951. S. 374–383.

P. Wapnewski, in: Studien zur dt. Philologie des MA. Festschr. Friedrich Panzer. 1950. S. 161–172. [Lücken; fehlt z. B.: NL und Minnesang am Oberrhein. Jb. d. Stadt Freiburg 3. 1939. 165–181; Sprache u. Volksseele. ZfdB. 13. 1937. 377–389].

Festschr. f. Will-Erich Peuckert. (1955). S. 162f. [unglaublich dilettantisch; viele Lücken und Fehler].

[Eva Heidtmann:] Veröffentlichungen von Hans Pyritz. Euph. 52. 1958. 455–459. [anläßl. d. Nachrufes von U. Pretzel].

Stanley N. Werbow, in: Arno Schirokauer: Germanistische Studien. 1957. S. 437 bis 451.

W. Hecht, in: Gedenkschrift für F. J. Schneider. 1956. S. 372–377.

J. Hansel, in: Festschr. f. Wolfgang Stammler. (1953). S. 206–218. [gründlich]

Gertrud Strich-Sattler, in: Weltliteratur. Festg. f. Fritz Strich zum 70. Geburtstag. 1952. S. 177–183.

F. Mossé: Bibliographie des travaux d'Ernest Tonnelat. Et. germ. 5. 1950. 21–30.

J. M. Giesebrecht, in: Festschr. f. Jost Trier. 1954. S. 512–518. [gründlich]

H. Gipper, in: Sprache – Schlüssel zur Welt. Festschr. f. Leo Weisgerber. 1959. S. 374–385. [zuverlässig].

Kürschners Gelehrtenkalender[29]) erschien 1954 wieder, als Ergänzung zur Ausg. von 1950, die also für die Publikationen mitbenutzt werden muß. Es finden sich verschiedene Lücken im germanistischen Teil, die aber mit den noch keineswegs stabilisierten Verhältnissen in den Jahren der fragebogenmäßigen Erhebung leicht erklärt werden können. In einer neuen Aufl., die bereits vorbereitet wird, läßt sich auch ohne Schwierigkeit das räumliche Mißverhältnis zwischen dem Übergewicht der jüngeren, erstmals Aufgenommenen und den Ergänzungsartikeln der älteren Forscher ausgleichen.

IV

Unter den Neuerscheinungen an *Universitätsschriften- und Festschriftenbibliographien* ist vor allem dem Mediävisten das Verzeichnis von H. F. Williams wichtig[30]). In der Form der Festschrift beglückwünschen und feiern nicht nur Mitforschende einen verdienten Gelehrten, sondern die Festschrift drückt zugleich Repräsentation aus – der Wissenschaft als eines Gebildes mit institutionellen (»apparativischen«) Formen und der Wissenschaftler als einer gesellschaftlichen Gruppe. Das begründet, weshalb trotz vielfachem Mißvergnügen an dieser Publikationsform die Zahl der Jubelschriften sich weiter potenziert. Ein alter, in jüngster Zeit häufig benutzter Ausweg vor der bibliographischen Verlorenheit von Festschriftbeiträgen ist die Dedikation einer Zeitschriftennummer oder eines Jahrgangs an einen Jubilar.

Williams hat über 500 Festschriften verzettelt und über 5000 Titel, nach Verfassern und Sachgebieten aufgeschlüsselt, verzeichnet. Besonderen Dank verdient, daß er sich für die Sachgebiete den größeren mediävistischen Rahmen gesteckt und auch Zeitschriftenjahrgänge berücksichtigt hat. Er umgreift: games, music, books, manuscripts, culture, history, language, literature, philosophy, medicine, law, religion, church. Vollständigkeit konnte wegen der oft nur regionalen Verbreitung der Festschriften nicht erreicht werden; doch wird man an wichtigeren, rein mediävistischen Sammelwerken kaum etwas vermissen. Schwer wiegen die freilich verständlichen Lücken, die dadurch entstanden, daß Beiträge mediävistischen Charakters in nichtmediävistischen Sammelwerken stehen (Beispiel:

---

[29]) Kürschners Dt. Gelehrtenkalender 1954. Hrsg. v. Gerhard Oestreich. 8. Ausg. 1954. XI p., 2892 Sp.

[30]) Harry F[ranklin] Williams: An index of mediaeval studies published in Festschriften 1865–1946, with special reference to Romanic material. Berkeley 1951. X, 165 S. 4°

H. Hempel: Sigurds Ausritt zur Vaterrache. In: Beiträge zur Runenkunde . . . G. Neckel . . . dargebracht. 1938). Zu bedauern ist auch, daß wohl aus praktischen Gründen die Veröffentlichungen des Ostens fortgelassen wurden, so daß vor allem die Byzantinistik zu kurz kommt, mit der sich die mittel- und westeuropäische Mittelalterwissenschaft besonders intensiv beschäftigen sollte.

W. Suchier hat fast 5000 Dissertationen zusammengestellt, die zwischen 1817, dem Jahr der Verlegung der Universität von Wittenberg nach Halle, und 1885, dem Beginn des deutschen Hochschulschriftenverzeichnisses[31]), an der Universität Halle angefertigt wurden[32]). Die Daten der Verfasser werden beigefügt und dann und wann wird, leider unsystematisch, auf spätere Publikationen hingewiesen. Die Arbeit ist eine ausgesprochene bibliothekswissenschaftliche Fleißarbeit.

W. Krause vermittelt 81 Titel sonst kaum erfaßbarer germanistischer Sekundärliteratur[33]), von denen einige mit regionaler Ausrichtung oder biographischen Materialien nicht ohne Interesse sind; z. B. veröffentlicht L. Kaff im Welser Programm 1950/51 das 1936 entdeckte Welser Passionsspiel mit Erklärungen. Die Annotationen scheinen im übrigen auf die Verfasser selbst zurückzugehen.

Als Periodicum wird hier nur ausnahmsweise angezeigt das 'Verzeichnis der im Entstehen begriffenen Dissertationen'[34]), das 1957 auf dem Marburger Germanistentag beschlossen wurde. Es hat Aufgaben zu erfüllen, die unmittelbar auf die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit abzielen. Einesteils gehört es zu den Merkmalen der prospektiven Bibliographie, daß in ihr gemachte Versprechungen nicht immer eingehalten werden; andererseits ist es heilsamer Zwang, daß unverbindlichere Absprache schriftlich als Auftrag und Aufgabe niedergelegt ist. Nach wie vor aber erscheint es mir sinnvoll (vgl. I, 272f.), daß ein Thema erst dann gemeldet wird, wenn die Arbeit bis zu einem Punkte vorangeschritten ist, an dem der Doktorvater erkennen kann, daß sich dem Range des Vorgewiesenen nach die Promotionsabsicht vermutlich verwirklichen läßt. Nicht seriöse Versuche bleiben so unkodifiziert.

Für den Benutzer des Verzeichnisses wäre es von Vorteil, wenn dem Dissertationsthema und Namen des Dissertanten auch der Name des betreuenden Hochschullehrers beigefügt würde; denn schon mit der Formulierung des Arbeitstitels setzt er sich selbst mit ein, und aus seinem Namen lassen sich oft Richtung und Methode einer Dissertation erschließen. Arbeitstitel könnten übrigens durch * oder [AT] gekennzeichnet werden. Bei sehr allgemein formulierten Themen wären ein paar erläuternde Stichwörter am Platze.

Das Verzeichnis selbst enthält Glanz und Elend des deutschen Dissertationswesens. Daß ein rundes Drittel aller Arbeiten der Literatur des 20. Jahrhunderts gewidmet ist, sollte zu denken geben. Im Mittelalter fehlt es nach wie vor an Editionen und Vorarbeiten dazu. Humanismus und Reformation sind mit 9 (von 661 der 1. Liste) Themen traditionell schlecht vertreten. Die Sprachgestalt moderner Dichtung ist nicht so oft Untersuchungsgegenstand wie sie es verdiente. Bevorzugt werden Strukturanalysen, Symboluntersuchungen, Abhandlungen zum Zeitproblem und zu Erzählformen. Die innere Interpretation besitzt nicht mehr die unbedingte Vorherrschaft wie noch vor 10 Jahren. Motivuntersuchungen drängen wieder nach vorne, manchmal in seltsamen Verkleidungen.

Für die Anglistik, Romanistik und Skandinavistik liegen jetzt eigene systematische Bibliographien vor, die aus dem Hochschulschriftenverzeichnis ausgehoben sind: Richard Mummendey: Die Sprache und Literatur der Angelsachsen im Spiegel der deutschen Universitätsschriften 1885–1950. 1954. XVI, 200 S. (Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde. 1.) [fast 3000 Titel]; Hans Flasche: Die Sprache u. Lit. der romanischen Länder im Spiegel der deutschen Universitätsschriften 1885–1950. 1958.

[31]) Jahresverzeichnis der deutschen Hochschulschriften. Hrsg. v. d. Deutschen Bücherei. [Letzter Bd.:] 72. 1956. (1956 erschien auch der Bd. 60 [Diss. 1944/45]). Das Wiener Verzeichnis von Franz Gebauer, das bis 1936 reichte, ist jetzt fortgesetzt von Lisl Alker: Verzeichnis der an der Univ. Wien approb. Diss. T. [1:] 1937–44; [2:] 1945–49. 1954. 1952

[32]) Wolfram Suchier: Bibliographie der Universitätsschriften von Halle-Wittenberg 1817–1885. 1953. XXIII, 806 S., 4 Taf. 4°

[33]) Wilhelm Krause: Gesamtverzeichnis der Programme und Festschriften der Schulen Österreichs 1945–1955. (1956). 310 S.

[34]) (Georg Bangen:) Verzeichnis der im Entstehen begriffenen Dissertationen aus dem Gebiete der deutschen Sprache und Literatur. [Bisher:] Liste 1–3. Berlin: Germanisches Seminar der Freien Universität 1958–1959 [vervielf.].

XXII, 299 S. (Bonner Beiträge . . . 3) [rd. 4700 Titel]; in Kürze erscheinen wird: Fritz Meyen: Die nordeuropäischen Länder im Spiegel der dt. Univ.-Schriften 1885–1954. (Bonner Beiträge . . . 4) [rd. 1300 Titel].

V

Wer über deutsche Literatur von der Reformationszeit bis in die Aufklärungsepoche hinein arbeitet, ist in besonderem Maße auf die Hilfsmittel angewiesen, die ihm *verkleidete Literatur* entschlüsseln oder ihm wenigstens den Weg zu eigener Nachforschung ebnen. Eine Zusammenstellung solcher Hilfsmittel findet man jetzt in der Geschichte der Anonyma und Pseudonyma von A. Taylor und F. Mosher[35]).

Leider ist der Versuch des bekannten Seniors der deutschen Bibliographie, Georg Schneider, mißlungen, in einer ersten Gesamtdeutung eine Typologie der Schlüsselliteratur zu entwerfen und in zwei großen Alphabeten die in- und ausländischen Literaturwerke zu besprechen, die Schlüsselcharakter besitzen[36]). Schon der Ansatz ist verunglückt, weil der Begriff des Schlüsselwerkes viel zu weit gefaßt wurde. Man begreift bekanntlich unter dieser Kategorie Werke der Dichtung, deren Verhüllung (von Personen oder Handlungen) vom Verfasser mit dem Ziel vorgenommen wurde, enträtselt und durchschaut zu werden. Das Schlüsselwerk soll »verstanden« werden, und zwar im Hinblick auf sein Modell, dem es sein Dasein verdankt. Und es kann nur verstanden werden in der Beziehung auf dieses Modell. Schneider aber sieht überhaupt das Vorhandensein eines realen Urbilds als genügende Legitimation für die Zuweisung zur Schlüsselliteratur an. Damit wird der Prozeß der Verwandlung des biographischen Erlebnisses in das dichterische »Erlebnis« und das Sich-Befreien der Dichtung aus diesem Bezugssystem in einer essentiell verschiedenen Realitätsebene der Kunst und in actu des Kunstwerks bagatellisert, und all und jedes kann zum Schlüsselwerk werden, wie es auch bei Schneider der Fall ist, z. B. Kleists 'Penthesilea', 'Prinz Friedrich von Homburg', Grillparzers Dramen zum großen Teil, beinahe alles von G. Keller usf. Der Verf. glaubte, bei seinem Unternehmen mit bekannten Faustregeln der Scherer-Schule ohne Beachtung des Symbolbegriffs auszukommen. Wenn es so wäre, wie er nahelegt, hätte jener Thüringer Gastwirt recht, der an dem Autorenhonorar von K. Kluge als »Urbild« des Herrn Kortüm beteiligt sein wollte[37]).

Erscheinungen von Zwischenformen, die den Literarhistoriker interessieren, bleiben außerhalb des Blickfeldes: Dichtungen, denen erst aus einer bestimmten psychologischen Situation heraus eine Schlüsselfunktion beigelegt wird, wie etwa das Lied von Kriemhilds Rache, das der sächsische cantor dem Knut Lavard 1131 sang, um ihn vor Verrat zu warnen; oder Dichtungen, in denen die »freie« Idee durch die Gewalt der historischen Stunde zur Tendenz verengt und die Dichtung als Schlüsselwerk verstanden wird. Der Modellrahmen ist in der Idee enthalten, aber er faßt sie nicht, wie es bei E. Jüngers 'Marmorklippen' der Fall ist[38]).

---

[35]) Archer Taylor and Frederic Mosher: The bibliographical history of anonyma and pseudonyma. Chicago 1951. 288 S. – Bespr. H. Widmann DLZ 74. 1953. 515–518.

[36]) Georg Schneider: Die Schlüsselliteratur. Bd. 1–3. 1951–1953. – Bespr. H. W. Eppelsheimer ZfBB 1. 1954. 74f.

[37]) Nicht ohne Ironie ist, daß der früheste Schlüsselroman der deutschen Literatur im Werke vermißt wird: Augustin von Hammerstetten: Historie vom Hirs mit den guldin ghurn vnd der Fürstin vom pronnen. [1496], dessen Modell die Beziehung Friedrichs des Weisen zur Gräfin Amalie, der Gemahlin Günthers XXXVII. von Schwarzburg, ist.

[38]) Man vgl. Jüngers Äußerung in 'Jahre der Okkupation' (1958) S. 46.

Zugrunde liegt dem Werke Schneiders die Kunstanschauung des wilhelminischen Bürgertums, das seinen Haeckel wohl anzuwenden wußte. Aus der Lektüre der 'Schlüsselliteratur' hätte der Kreis um den Rittmeister von Stechlin schmunzelnd Belehrung gezogen, den alten Fontane hätte sie schon nicht mehr gefreut. Heute wirkt das Werk anachronistisch, und man wird bedauern, daß der hochverdiente greise Verf. sich noch auf ein Gebiet gewagt hat, auf dem er methodischer Erkenntnis nicht mehr sicher sein durfte.

Der Einfachheit halber schließen wir gleich hier an M. O. Kriegs Bibliographie unvollendet gebliebener Druckwerke[39]), die der Verf. selbst »ein makabres Buch« nennt. Er hat sie aus den Materialien des ehem. Wiener Patentamtdirektors und Bibliophilen M. Grolig zusammengestellt; sie reicht daher leider nur bis 1930, so daß die interessanten Fälle des Hitlerreiches und vor allem die durch den letzten Krieg hervorgerufenen Abbrüche nicht mehr verzeichnet werden (man denke nur an den GK!). Die Bände bleiben durch den Materialreichtum (rd. 24000 Titel) nützlich, im einzelnen enthalten sie sehr viele Ungenauigkeiten und Irrtümer, so daß empfohlen werden muß, die dem Verzeichnis entnommenen Titel anderweitig nachzuprüfen.

VI

Grundwerk der *Bibliographien für den gesamten Zeitraum der deutschen Literatur* ist der 'Goedeke'. Er wurde im Berichtsabschnitt sehr energisch vorangetrieben. Es erschienen 7 Lfgn[40]), wohl z. T. eine günstige Auswirkung der Vereinigung des alten und neuen Unternehmens. Die Redaktion liegt seit 1955 bei der Abt. Neuere deutsche Literatur im Institut für deutsche Sprache und Literatur der Deutschen Akademie (Leitung: L. Magon). Der Verlag Ehlermann – 1854 legte Karl Goedeke mit Louis Ehlermann den Plan des 'Grundrisses' fest – ist weiterhin beteiligt.

Der in den Kriegswirren erhalten gebliebene Band XI, der von K. Kipka hergestellt war, erschien 36 Jahre nach dem Tode des Bearbeiters, von C. Diesch und F. Hadamowsky überarbeitet (s. o. I, 273–275). Er enthält in seiner 2. Lfg das österreichisch-ungarische Theater und das Kindertheater (dies nur wenige Seiten) von 1815 bis 1830. Das gewünschte ausführliche Register blieb leider aus; es ist vergleichsweise mager.

An der gleichen Epoche – von den Napoleonischen Kriegen, die der glückliche Goedeke den Weltkrieg nannte, bis zur Julirevolution – baut seit 1955 der Bd XIV weiter (Leitung: Herbert Jacob), in dem nach kurzer Behandlung von Mecklenburg, Pommern und der Mark Brandenburg Berlin dargestellt wird, das in jenen Jahren wirkliche Mitte, betriebsam in unzähligen literarischen Vereinigungen und Unternehmungen und Schmelztiegel aller Begabungen vom Rheinland bis nach Reval war. Zu den zentralen Artikeln gehören E. T. A. Hoffmann (durch K. Kanzog und W. Kron) und H. Heine (durch F. Hirth). Soweit eine ältere Behandlung vorlag, wurde diese vorausgesetzt. So enthält der Bd XIV nur das Heineschrifttum ab 1905 mit Ausfüllung der Lücken, die der Bd VIII gelassen hatte.

---

[39]) Michael O[tto] Krieg: Mehr nicht erschienen. Ein Verzeichnis unvollendet gebliebener Druckwerke. Auf Grund des v. Moriz Grolig gesamm. Materials bearb. u. erg. T. 1. 2. 1954–1958. (Bibliotheca bibliographica. 2, 1. 2.) – Bespr. R. Teichl ZfB 69. 1955. 307–309; H. Lülfing DLZ 78. 1957. 963–968.

[40]) Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Berlin: Akademie-Verl.; Düsseldorf: Ehlermann. Bd 4, 5, Lfg 1: C. Diesch u. P. Schlager †: Goethe-Bibliographie 1912–1950 (Ergänzung zur 3. Aufl.). 1957; Bd 11, 2: Österr.-ungarisches Theater. Kindertheater 1815–1830. 1953; Bd 14, 1–3: H. Jacob: Nordöstliches Deutschland 1815–1830. 1955–1956; N. F. Bd 1, 1. 2: Eva Rothe: Fortführung von 1830–1880 (Hilfsmittel; A-Assing). 1955–1957.

Bei Heine habe ich Nachprüfungen angestellt. Es scheint insgesamt nicht viel zu fehlen. Ich vermisse: Liebesfreud, Liebesleid. Unsterbliche Verse v. E. Geibel, H. Heine, N. Lenau. (Ausw. u. Zsstellung [v.] J[akob] G[ottlieb] Schreiber.) Neustadt/H.: Musen-Verlag (1947). 72 S. (Musen-Reihe. 2.); H. H.: Ein Gedenkbl. zum 150. Geburtstag am 13. Dez. 1947. Berlin: Pädagog. Verlag 1947. 31 S. (Mosaik-Bücher. 8.); H. H.: Der Rabbi von Bacherach. Ein Fragment. (Hrsg. v. Erich Loewenthal.) Mit Zeichn. v. L. Schwerin. Berlin: Schocken 1937. 104 S.; Nr. 2065) 3 (Harzreise) hat eine 2. unveränd. Aufl. 1911 [Bes. Libr. of Congr.]; Nr. 1938 ist nicht nur 1911 in der Reihe Pandora, sondern auch außerhalb der Reihe 1913 erschienen [Bes. Stabi. München]; der Übers. v. Nr. 1988 W(ilhelm) Eisen ist eig. Peter Schlauß; bei Nr. 2063, 6 fehlt der nicht uninteressante Hrsg.: Wolfgang Goetz.

Nebenher ist die Goethe-Bibliographie (IV, 5, 1) begonnen worden, die das Schrifttum von 1912 bis 1950 erfaßt und damit nach rückwärts an die unter der Leitung Alfred Rosenbaums entstandenen Bände und nach vorwärts an die Bibliographie des Goethe-Jahrbuchs [41]) anschließt. Das neue Material stammt von dem verstorbenen P. Schlager und ist von C. Diesch den Grundsätzen des 'Goedeke' angepaßt worden. Bei so homogenem Gegenstand macht sich bemerkbar, daß der 'Goedeke' immer relativ wenig Wert auf die Gliederung seines Materials gelegt hat. Es sind große Abschnitte, innerhalb deren die chronologische Reihung herrscht. Bei den vielen Titeln der Sekundärliteratur (und wohl auch den Werkauswahlen in der nächsten Lfg), welche die Grenzen überschneiden, sowie dem (bisherigen) Fehlen eines Verf.- und Sachregisters ist das Auffinden von Titeln sehr erschwert [42]). Hier liegt eine gewisse Schwäche des 'Goedeke', und das Generalregister, das die Alte Folge abschließen soll, kann nicht viel helfen. Es muß sich vermutlich auf die 11000 Schriftstellernamen beschränken, welche die Alte Folge biographisch und bibliographisch erschließt [43]).

Franz Muncker hatte als erster an der N. F. des Unternehmens, dem Zeitraum von 1830 bis 1880, gearbeitet, G. Minde-Pouet hatte 1940 eine Lfg herausbringen können. Der Krieg vernichtete einen großen Teil der Arbeitsunterlagen. Es war grundsätzlich richtig, nicht auf jene Lfg zurückzugreifen, sondern hier ganz von vorn anzufangen (Leitung: Eva Rothe). Man besaß jetzt bessere Hilfsmittel (die bibliographischen Hilfswerke S. 29–35) und konnte auch von der regionalen Gliederung zum übersichtlichen alphabetischen Prinzip übergehen. In der 1. Lfg ist besonders auf die wertvolle Zusammenstellung des Schrifttums für den Gesamtzeitraum (S. 36–123) hinzuweisen.

Leider stellt man gerade hier sofort einige Lücken fest. Es fehlen in der Abt. 'Biedermeier' (Nr. 657–696a) so wichtige Titel wie F. J. Schneider: Biedermeier und Literaturwissenschaft. PrJbb 240. 1935. 207–223, und A. P. Berckhout: Biedermeier und poetischer Realismus. Diss. Amsterdam 1942; in der Abt. 'Das Junge Deutschland' z. B. E. Gamper: Dichter und Dichtertum zur Zeit des J. D. Diss. Zürich 1932, E. A. Greatwood: Dichterische Selbstdarstellung im Roman des J. D. 1935; in der Abt. 'Das Junge Deutschland und die Umwelt' J. Dresch: Goethe et la Jeune Allemagne. Paris 1932. S. 451–460.

Zu den wesentlichen Neuerungen gegenüber dem Schema Rosenbaums und den Vorschriften Minde-Pouets gehört, daß die Mitarbeiter ihre Abschnitte mit

[41]) Heinz Nicolai: Goethe-Bibliographie. In: Goethe. N. F. d. Jb. d. Goethe-Gesellsch. [ab] Bd 14/15 (für 1951). 1952/53.

[42]) Über die Vollständigkeit des Materials wage ich bei der Möglichkeit, daß sich ein Titel doch an anderem Orte findet, nichts auszusagen. Nach ein paar Stichproben habe ich jedoch den Eindruck, daß die Dichte, die dem 'Goedeke' sonst eigen ist, hier nicht ganz erreicht wurde. Bei Nr. 1B 1a 120 [mußte die unglückliche Zählung wirklich beibehalten werden?], der Goethe-Biographie des Finnen V. A. Koskenniemi (1948), fehlt z. B. meine Bespr., die doch an leicht auffindbarem Ort erschienen war (Eine finnische Goethe-Biographie. DVjs. 24. 1950. 408–412).

[43]) Die N. F., also das 19. Jh., soll rd. 10000 Autoren erfassen, eine sprechende Parallele zu den Zahlen der Bevölkerungsstatistiker.

dem Namen zeichnen (in der Alten Folge ist es eine kleine Gruppe, an der N. F. arbeiten viele mit), daß die sekundären bio- und bibliographischen Quellen für einen Autor durch kleineren Druck abgehoben sind (früher durch Buchstabenzählung) und daß verschiedentlich Besitzvermerke gegeben werden. Wer weiß, was es für Mühe macht, auch nur eine einzige ältere abgelegene Zs. mit allen Jgg. in verschiedenen Bibliotheken nachzuweisen, wird hier den Redaktoren besonderen Dank wissen. Äußerst wertvoll der leider nicht ganz seltene Vermerk »Ex. nicht nachw.«. In der N. F. kommt die lfd. Numerierung als organisatorische Neuerung noch dazu [44]).

Bibliographien wie der 'Goedeke' leiden gewöhnlich an den Kompromissen mit ihrer Tradition. Sprechendes Beispiel dafür ist die Einordnung der Briefausgaben bei H. Heine. Bd VIII hatte sie nach damals herrschender literaturwissenschaftlicher Richtung unter 'Briefe und Beziehungen' geführt, der Vita zu- und dem Oeuvre abgekehrt, aber doch unmittelbar vor den Werkausgaben und z. T. sogar mit Doppelanführung (die Steinmannsche Sammlung z. B. als Bb und C 104). In Bd XVI muß man die Briefe mitten unter der Sekundärliteratur suchen unter der entsprechenden Überschrift 'Beziehungen zu Zeitgenossen, Vorgängern, Nachfolgern; Sammlungen' (S. 230), während unter dem großen Hauptteil der eigenen Schriften Heines nur die Briefe erscheinen, die zusammen mit anderen Teilen des Werkes ediert wurden. Im Artikel 'Hoffmann' wie in der N. F. sind die Briefe ein Bestandteil der Werke und folgen diesen.

Die kontextlichen Bemerkungen zu den jeweiligen Autoren sind jetzt ganz aufs Biographische beschränkt (vgl. oben I, 274f.) und befleißigen sich eines zuchtvollen Mitteilungsstils. Der Vergleich mit anderen, auch zeitgenössischen biographischen Quellen zeigt übrigens, daß den knappen Notizen oft beträchtliche Nachforschungen vorausgegangen sein müssen und daß die Redaktoren darauf offensichtlich viel Mühe verwendet haben (vgl. XIV, 650f. zu August Kuhn, dem Verf. des 'Freimütigen').

Es ist verständlich, daß der 'Goedeke' als die einzige unserer größeren Bibliographien an seinem traditionellen Grundsatz der idealen Vollständigkeit festhalten möchte. Doch ist bereits der Augenblick abzusehen, wo er ihm nicht mehr ohne Einschränkung folgen kann [45]). Dann und wann entgehen ihm jetzt schon wichtigere Schriften über der Arbeit an vielem Belanglosen [46]). Er sollte den notwendigen Bruch mit der Vergangenheit nicht mehr lange hinausschieben. Dabei wäre nicht an eine Auswahl bei den Schriftentiteln, sondern an eine Aussparung völlig bedeutungsloser Verfasser zu denken. Das Unternehmen würde seine Brauchbarkeit dadurch nur noch erhöhen und seinen hohen bibliographischen Kredit nicht vermindern.

Die handlichste und heute auch meistbenützte Bibliographie für die deutsche Literaturwissenschaft der letzten zwei Jahrzehnte bieten die beiden Bände von Eppelsheimer und Köttelwesch [47]). Das Unternehmen soll in mehrjährigen

[44]) Der 'Goedeke' folgt nun (vgl. noch I, 274) in der Titelaufnahme bibliothekarischen Regeln. Unlogisch ist noch bei anonym erschienenen Schriften »[Anon.]« anstatt des (abgekürzten) Verfassernamens in [ ].

[45]) Teilweise Einschränkungen wurden jetzt schon gemacht, vgl. IV, 5, 1, p. I.

[46]) Aufnahmebedingung ist ja die Veröffentlichung oder auch nur Verfertigung eines »schönliterarischen« Werkes. Wie mancher Biedermann, dem ein Verlegerfreund pseudopoetische Ergießungen in bedrucktes Papier verwandelte, erfährt hier unverdiente Verewigung!

[47]) Hanns W[ilhelm] Eppelsheimer: Bibliographie der deutschen Literaturwissenschaft. Bd 1: 1945–1953. Bearb. v. H. W. Eppelsheimer, Bd 2: 1954–1956. Bearb. v. Clemens Köttelwesch. 1957–1958. – Bd 1 bespr. v. H. Henning ZfBB 4. 1957. 268–272.

Abständen fortgesetzt werden, so daß uns hier schon für die Zukunft ein äußerst nützliches Hilfsmittel versprochen ist. Ein 3. Band, der die Berichtsjahre 1957 und 1958 umfassen soll, ist bereits für Ende 1959 angekündigt.

Die Vorzüge des Werkes stechen sofort in die Augen: schnelle Dokumentation – keine andere retrospektive Bibliographie berichtet so umgehend wie diese, und die wichtigste laufende, Friedrich Maurers Bericht im ASNS [48]), ist nicht so umfassend und auch nicht durchweg analytisch angelegt; umfängliche Benutzung der Zeitschriften – Eppelsheimer hat 224 Zeitschriften exzerpiert; Zuverlässigkeit in der Titelaufnahme, die über das bedeutend hinausgeht, was Eppelsheimer im 'Handbuch der Weltliteratur' (vgl. oben I, 277f.) geboten hatte; und ein sorgsam eingehaltener Mittelweg zwischen letzter bibliographischer Genauigkeit und raumsparender Abkürzung mit glücklich gewählten typographischen Mitteln.

Sachkenntnis und technische Brillanz zeichnen das Werk aus, das seine besondere Aufgabe darin sieht, über die Grenzen des Fachs hinauszublicken. Die Materialdichte ist dort am besten, wo die Bearbeiter selbst am besten zu Hause sind, im 19. und 20. Jahrhundert. Fürs Mittelalter und auch fürs 16. Jh. ist der Raster gröber, auch in der Gliederung, doch kommen auch da wirkliche Lücken kaum vor.

Dies alles muß vorausgeschickt werden, um deutlich zu machen, daß wir mit den folgenden kritischen Bemerkungen, die methodologischer Natur sind, die Bedeutung und den praktischen Nutzen des Werkes nicht herabsetzen wollen. Was uns bedrohlich scheint und verstimmt, macht das Vorwort deutlich, in dem uns Eppelsheimer über seine An- und Absichten unterrichtet. Der Stil ist einem literaturkritischen Essay angemessener als einer sachlichen Einführung in ein Handbuch, die Ausdrucksweise nähert sich der Verschwommenheit, die heute bei vielbeschäftigten Federn nicht selten ist. Die Mitteilung, daß die neue Bibliographie die 'Jahresberichte', die »aus dem Positivismus stammen«, »ersetzen« will, würde überraschen, wenn der Verf. nicht schon vorher seine Einwände gegen dieses traditionsreiche Unternehmen unserer Wissenschaft bekanntgemacht hätte [49]). Aber die Jber. und Eppelsheimers Werk sind gar nicht aneinander zu messende Größen: der Jber. erschließt das ganze Fach, also auch die Disziplinen der Sprachwissenschaft, der Nordistik, die mlat. Philologie (die Eppelsheimer nur hie und da streift) usw., während unser Verf. sich auf die deutsche Literatur beschränkt. Diese perspektivische Verkürzung versucht man bekanntlich nicht nur hier in einer für die Wissenschaft von deutscher Dichtung sicherlich verhängnisvollen Verkennung der eigentlichen Grundlagen wortkünstlerischer Aussage durch Breitenstreuung auszugleichen [50]). Der Jber. nimmt alles auf, was zum Thema gehört [51]), die neue Bibliographie, die deutlich komparatistische Einfärbung zeigt, nur »in den westlichen Kultursprachen erschienene Bücher und Zeitschriftenauf-

---

[48]) Friedrich Maurer: Bibliographie zur dt. Philologie 1949–1951 u. Nachtr. . . . ASNS 189. 1953. 185–224; 190. 1954. 78–105, 222–228, 325–331; (für 1953:) 191. 1955. 47–72, 225–229, 335–339; 192. 1956. 64–69; (für 1954:) 192. 1956. 164–198, 306–313; 193. 1957. 45–55, (für 1955:) 155–200, 302–310; 194. 1958. 49–55, (für 1956:) 188–232, 308–315; 195. 1959. 37–40, (für 1957:) 154–198, 332–340 (vgl. oben I, 273).

[49]) H. W. Eppelsheimer: Theorie und Geschichte der deutschen Literatur. ZfBB 1. 1954. 124–129.

[50]) Diese Notsituation tiefgreifend behandelt von Hugo Kuhn: Sprach- und Literaturwissenschaft als Einheit? In: Festschr. f. J. Trier. 1954. S. 9–33.

[51]) Damit soll keiner absoluten Vollständigkeit, wie sie von der Jber.-Redaktion verteidigt und von Eppelsheimer angegriffen wird, das Wort geredet sein. Vgl. diese Bespr. S. 461.

sätze« (die Zss.-Titel Arkiv för nordisk filologi [in beiden Bdn] und Edda sind denn auch nicht fehlerfrei wiedergegeben), »so vollständig wie zu ermöglichen und zu verantworten war«. Bei so sibyllinischer Aussage fehlt es an Darlegung der Gesichtspunkte. Das Wort »deutsch« im Titel wird noch weiter eingeschränkt, denn die Literatur der DDR wird nur »dokumentarisch« berücksichtigt. Der Verf. hegt hier Zweifel gegen seinen eigenen Wortgebrauch, denn er erklärt: »d. h. als gelegentlicher Beleg der marxistisch-kommunistischen Literaturbetrachtung«. Auch Zweifel zur Sache wären berechtigt, denn was Eppelsheimer ausscheidet, sind die Literaten (mit Ausnahmen: Brecht, A. Seghers u. a.!), nicht die Literaturbetrachter. Zu der grotesken Grenzziehung, daß marxistische Literaturwissenschaftler genannt, Dichter aber ausgeschieden sind, braucht nur noch die freilich fragwürdige Behauptung zu treten, daß sich »auch Dichter und Essayisten in entscheidender Weise mit Literaturwissenschaft beschäftigen« (p. V), dann kann man sich die amüsantesten Konstellationen ausdenken.

Schließlich: der Jber. ist eine räsonierende Bibliographie (nur vorübergehend und der Not gehorchend hat er diesen Charakter aufgegeben), dem beste Fachkräfte zur Verfügung standen. Eppelsheimer nennt Besprechungen und gibt gelegentlich, nicht systematisch, wichtigen Schriften Prädikate wie »[empfohlen]« oder »[umstritten]« (zu Nadlers neuer Literaturgeschichte) oder auch in symptomatischer Verbindung »[vortrefflich, nicht 'schulmäßig']« (zu S. E. Hymans 'The Armed Vision'). Selten ist ein erklärender und manchmal schon nicht mehr erklärender Hinweis wie zu F. R. Schröders 'Adynata'-Aufsatz: »[das 'Unmögliche', das in der Dichtung erstrebt und wider alles Erwarten wirklich wird]«. Es ist nicht der beste Geschmack, der mit solchen Bemerkungen befriedigt wird.

Was also bleibt von dem Überlegenheitsanspruch gegenüber den Jber.? Der stärker betonte Ausblick auf Nachbardisziplinen in der Neuzeit (im Mittelalter ists umgekehrt!) und eine größere Feingliederung innerhalb der einzelnen Abschnitte. Die Gliederung ist auf die derzeit in der Literaturwissenschaft geübten Methoden ausgerichtet und kommt ihnen entgegen. Doch wie eine Titelliste öfter einfach mehr nach dem Praktischen als nach dem methodisch Strukturierten verlangt, zeigt die Zusammenstellung unter den 'Kleineren Formen (Zweckformen)': »Almanach, Aphorismus, Arbeiterdichtung, Autobiographie, Ballade . . . Biographie, Brief, Ghasel, Jugendliteratur, Kritik, Kurzgeschichte . . . Witz, Zeitungsroman« (S. 60).

So scheint uns die Polemik gegen den Positivismus ungerechtfertigt durch die Gegenposition, die zudem auf modische Ansprüche (das Titelverzeichnis will »der werdenden Literatur dienen«!?) nicht verzichten zu können glaubt. Wer sich genauer umschaut, sieht, daß wir längst in einem neuen Positivismus oder sogar in einem ganzen Bündel von Positivismen stehen, die sich etwa um die Begriffe Struktur, Ganzheit, Interpretation u. a. gruppieren. Diese verschiedenen Positivismen sind nicht nur dadurch gekennzeichnet, daß die dichterische Aussage möglichst autonom begriffen werden soll, sondern auch dadurch, daß sie ihre methodischen Gerüste mit unverkennbarer Skepsis als transitorisch verstehen. Die Bibliographie selbst kann gar nicht aus der Einseitigkeit existieren, mit der sie ihr Bearbeiter ausstatten möchte. Sie muß den breiten Strom auch des modernen Historimus, Pragmatismus und Diltheyscher Geistesgeschichte in der Literaturwissenschaft mit aufnehmen, der immer noch davor bewahrt, die trivialen Seiten einer Literaturwissenschaft hervorzukehren, bei deren phänomenologischer Grundhaltung die Erfahrung der noetischen Schicht oft genug zum klappernden empiristischen Mechanismus geworden ist.

Nun gleich zu den 'Jahresberichten' selbst, von denen hier so viel die Rede sein mußte[52]). Im Berichtszeitraum erschienen die beiden Kumulationsbände für die Jahre 1936–1939 unter der Leitung von Otto Neuendorff und unter der Redaktion von Gerhard Marx, jetzt – als Notmaßnahme – als nichträsonierende Titelliste, nur mit gelegentlichen Hinweisen darauf, was ein zu allgemein gefaßter Titel besagen will. Für Gliederungs- und Aufbaufragen darf ich mich hier kürzer fassen und auf meine Besprechungen in den Neuphilologischen Mitteilungen verweisen[53]).

Nur ein Wort zur Vollständigkeit. Die Jber. streben sie an, haben aber ihr Material in ungünstigen Jahren unter erschwerten Umständen zusammentragen müssen, mußten sogar in einer ganzen Reihe von Fällen von dem alten Grundsatz der Autopsie abgehen. O. Springer in seiner ausführlichen Besprechung MLN 70. 1955. 463–472 und ich in den NphM, wir haben eine größere Anzahl von Lücken feststellen können. Die fehlenden Titel aber, wenn man die Liste überblickt, betreffen fast durchweg Gebiete, die peripher, oder Zeitschriftenaufsätze, die an abgelegenem Ort erschienen sind. Um mir ein Bild von der Materialdichte in Zentralbezirken zu machen, habe ich die Jahresberichte an den nach dem Kriege erschienenen germanistischen Gelehrtenbibliographien überprüft – und sie meist zuverlässiger als diese gefunden, die doch oft die Kartei oder das Sonderdruckbündel des Gelehrten selbst benützen können.

Vermißt habe ich nur: K. Helm: Der Heliand, Schularbeit oder Dichtung? NordSt 7 1937. 117f.; F. Panzer: Wer war Wolfram v. Eschenbach? Mitt. d. Wolfram-v.-E.-Bdes 1937. H. 1. S. 55–72; ders.: Sage und Dichtung am Kaiserstuhl. In: Der Kaiserstuhl. 1939. S. 183–200; J. Trier: Warum studieren wir die Geschichte unserer Muttersprache? Die Welt als Geschichte 4. 1938. 347–357; K. Vietor: Die Idee des Erhabenen in d. dt. Lit. HarvardSt. 19. 1937[54]).

Das ist kein schlechtes Ergebnis, und man wird es um der Gerechtigkeit willen neben die langen Lückenverzeichnisse halten müssen.

In einer Bespr. der Jber. (AfdA 70. 1957/58. 45–48) wurde die Frage ihrer Berechtigung im Zusammenhang mit der gegenwärtigen bibliographischen Situation aufgeworfen. Es war ebenso natürlich wie günstig, daß die Zweifel an der Notwendigkeit des Organs für die Nachkriegsjahre von der Seite eines Gelehrten kamen, der die Kompetenz, nicht aber die Belastung durch Traditionsgebundenheit mitbringt, wie sie den deutschen Germanisten behindern mag. Immerhin scheint mir eine Diskussion über diese Grundsatzfrage vonnöten.

F. Norman argumentierte: Für die Nachkriegszeit sind wir mit einer ganzen Reihe guter Bibliographien ausgestattet, die uns nahezu alles finden lassen, was wir brauchen. Die Jber. erscheinen daher überflüssig, zumal sie sich in beträchtlichem zeitlichen Rückstand befinden.

Es ist wahr, 20 Jahre überschreiten die Rhythmusspanne von Veröffentlichung, Aufnahme, Besprechung d. h. Wertung, und Wirkung in der Forschung beträchtlich; und wenn es den Berichten nicht in kurzer Zeit gelingt, ihr Titelverzeichnis bis auf 2–3 Jahre an das Berichtsjahr heranzuziehen, ist dem englischen Kritiker

[52]) Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Hrsg. v. d. Dt. Akad. d. Wiss. zu Berlin. N. F. Bd. 16/19 = Bibliogr. 1936–1939. Berlin: Akademie-Verlag 1954. XXIII, 1052 S.; Jahresbericht über die wiss. Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren dt. Lit ... N. F. Bd. 16/19 = Bibliogr. 1936–1939. Ebda 1956. XIX, 689 S. – Bespr. W. Schmidt ZfBB 3. 1956. 126f.

[53]) NphM 56. 1955. 298–301; 59. 1958. 48–52.

[54]) H.-F. Rosenfeld, der DLZ 77. 1956. 829–833 die Jber. an seinen eigenen Publikationen prüfte, konnte auch nur fehlende Besprechungen über sein »Christophorus«-Buch in nichtgermanistischen Zss. nachweisen.

ohne weiteres beizupflichten. Es stimmt freilich bedenklich, daß nun, fünf Jahre nach dem Erscheinen des 'älteren' Jber., die Fortsetzung, welche ältere und neuere dt. Lit. und Sprache der Kriegsjahre zusammenschließen und dafür einige Gebiete aufgeben will, noch nicht vorliegt. Der Abstand hat sich also noch vergrößert!

Wenn aber das Material so weit beisammen ist, daß in wenigen Jahren der Anschluß erreicht werden kann, stellt sich die Frage des Lebensrechts neu, nämlich unter dem Gesichtspunkt einer Repräsentanz der Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung, ihrer Umrisse und ihrer Stellung unter den benachbarten Disziplinen. Denn es ist keine Frage, daß in der Berichterstattung, die wir als einen Teil der Dokumentation ansehen, sich eine Wissenschaft auch selbst dokumentiert. Bibliographie ist auch als Arbeitsinstrument zugleich mehr als dieses.

Und ich habe Zweifel, ob mit der Aufzählung einer Reihe von anderen Berichtsorganen, die jeweils in Teilgebiete eintreten [55]), die Frage der zentralen Berichterstattung – und um sie allein geht es – befriedigend gelöst werden kann. Keines der genannten Verzeichnisse (bis auf die 'Bibliographie linguistique') kann Anspruch auf potentielle Vollständigkeit erheben, und Fr. Maurers Bibliographie ist nicht grundsätzlich analytisch angelegt.

Es ist auch zudem letztlich unerheblich, ob alle Mosaiksteine aufzutreiben sind oder nicht. Das Ganze erst, in dem die Teilbereiche einander sinnvoll zugeordnet sind, kann die höheren bibliographischen Funktionen erfüllen.

Ich gebe Beispiele: Aus dem Sprachgefüge des Deutschen geht die Frage nach den Ursprüngen und dem Sinn des grammatischen Systems ebenso hervor wie das Stilproblem in der Dichtung. So wichtig es daher ist, daß wir Schwerpunkte, die unsere Untersuchungen zur deutschen Sprache kennzeichnen, bibliographisch Bestrebungen zugeordnet finden, die sich den Titeln der allgemeinen Sprachwissenschaft oder anderer Philologien entnehmen lassen [56]), so unerläßlich ist es, daß wir auch in der Dokumentation deutsche Sprache und deutsche Literatur in ihrer engen und dauernden Wechselbeziehung vorführen.

Oder: Das Symbol-, Allegorie- und Bildverständnis, das einen breiten Strom mittelalterlicher Dichtung trägt, bleibt bis gegen den Ausgang der Barockzeit lebendig. Eine so ausgezeichnete mediävistische Bibliographie wie die in den Jgg. der Revue d'histoire ecclésiastique, in der volkssprachliche Literatur als geistes- oder ideengeschichtliches Zeugnis gewertet am Rande auftritt, kann uns den Blick schärfen für das Miteinander von Literatur, bildender Kunst, Theologie, soziologischer Fragestellung usw., kann uns aber den Blick verstellen für die Eigenwelt des mittelalterlichen volgare, das sich ins protestantische Kirchenlied ebenso fortsetzt wie in den barocken Staatsroman.

Oder: Von dem Schrifttum und den Gedanken, die ein bewahrungsstarker Norden bis ins Mittelalter und noch weiter geführt hat, kann nicht nur die Brücke rückwärts zu gemeinsamer Ahnschaft geschlagen werden, sondern auch unsere eigene Literatur des Mittelalters und unsere ganze geschichtliche Existenz sind geprägt etwa von dem Ausgleich und dem Austrag des Ringens zwischen Heidentum und Christentum. Das darf nicht verdunkelt werden dadurch, daß man die Nordistik auch in der Berichterstattung isoliert und auf die, in ihrer Art vorzüg-

---

[55]) Norman führte u. a. an: Fr. Maurers Bibliographie in ASNS (s. I, 273), PMLA und Years Work in Modern Language Studies für das Gesamtgebiet (dazu oben I, 272), Bibliographie linguistique (s. S. 469) für die Sprache, Eppelsheimer (S. 461–463) für die Literatur, Revue d'histoire ecclésiastique fürs Mittelalter, APhS und ANF für die Nordistik sowie die Sammelreferate in der DVjs. für einzelne Epochen und Gebiete.

[56]) z. B. die Frage des Urgerm. und die Problematik des Ursprachenproblems.

lichen, APhS verweist. Die Vermittlerfunktion, welche die deutsche Nordistik zu erfüllen hat, wird damit verdeckt.

Wir brauchen also nicht einen Haufen Mosaiksteinchen, sondern das ganze Mosaik, eine zentrale Bibliographie, die alles umgreift, Brücken schlägt zu anderen Disziplinen oder sinnvollen geistigen Einheiten, aber die der Mitte die Mitte läßt und in der Zuordnung und Gliederung mit eigener Ausdruckskraft repräsentiert und Zusammenhänge sichtbar macht, die für das Stoff- und Ideengefüge bedeutungsvoll sind.

Ich sehe kein anderes Unternehmen, das zur Erfüllung einer solchen Aufgabe in principio gleich gut imstande wäre wie der Jber. Daß es in actu anders aussieht, war oben gesagt. Daher aber schlage ich – umgekehrt wie Norman – vor, daß das Institut für deutsche Sprache und Literatur jetzt sofort daran gehen möge, unabhängig von dem sichtlich schleppenden Fortgang der Nachholbände die kurzfristige Berichterstattung mit Annotation wieder aufzunehmen [57]). Der Mitarbeiterstab, der dafür benötigt würde, wäre durchaus von dem verschieden, der jetzt für die Kriegs- und Nachkriegsbände die bibliothekarischen Arbeiten durchführt. Gleichzeitigkeit wäre also nicht störend, und die Zweifel, die jetzt an dem ganzen Unternehmen, nicht unberechtigt, auftauchen, wären bald zerstreut.

Auf die Bibliographie von O. Olzien [58]), die als Ergänzung zu den 'Annalen der deutschen Literatur' erschien, gehe ich hier des näheren nicht ein. Abgesehen davon, daß sie auf weite Strecken einem Namensverzeichnis, nicht aber einer Bibliographie gleicht, hat sie bereits durch H. Henning eine detaillierte Absage erhalten [59]), die hart aber gerecht ist. Ich könnte diese hier nur wiederholen. Es genügt zu sagen, daß das Verzeichnis mißglückt ist.

Zu den wichtigsten sog. *versteckten Bibliographien* gehören die Titellisten in der 'Deutschen Philologie im Aufriß'. Die querschnittartigen Themen der einzelnen Beiträge haben hier Zusammenstellungen entstehen lassen, die man woanders nicht leicht findet. Die bibliographische Qualität ist natürlich je nach den Beiträgern verschieden. Leider hat der Herausgeber W. Stammler seinen Mitarbeitern den bibliographischen Anhang nicht zur Pflicht gemacht. Im 1. Bd fährt von ihnen noch die knappe Hälfte *âne der buoche stiure*, und auch später verdient manche Zusammenstellung nicht den Namen einer Bibliographie (vgl. das Verzeichnis zur neueren deutschen Lyrik II, 258), doch zu rühmen sind die Listen von H. Moser (Deutsche Sprachgeschichte der älteren Zeit I, 966–970), A. Langen (Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart I, 1517–1522), K. G. Just (Musik und Dichtung III, 691ff.) u. a. Ein umfangreiches Verzeichnis trägt Stammler selbst zur mittelalterlichen Prosa zusammen (II, 1622–1632; rd. 750–800 Titel); sein Wert wird leider durch zahlreiche Flüchtigkeiten und Druckversehen beeinträchtigt, die hier im einzelnen nicht nachgewiesen werden können.

Am dankbarsten wird man die über 1000 Titel umfassende Auswahlbibliographie von U. Pretzel und H. Thomas zur Verskunst begrüßen (III, 2453–2466),

---

[57]) Aus kritischen Anzeigen ein Politicum zu machen, sollte der Takt verbieten. Für die Annotation einschlägiger Titel empfiehlt sich ohnehin die reine Angabe des Inhalts. – Übrigens wäre es dann auch möglich, von den Titeln zur neueren dt. Lit. jenen nicht unbeträchtlichen Teil zu streichen, für den auch das schon dem Begriff »wissenschaftlich« gegenüber geweitete Gewissen ('neuerer' Jber. p. IV) nicht mehr hinreicht. Alles, was unterhalb der Literaturkritik liegt und sachlich nichts Neues bringt, könnte fortfallen.

[58]) Otto Olzien: Bibliographie zur deutschen Literaturgeschichte. [Nebst] Nachträge 1953–1954 mit Ergänzungen und Berichtigungen. Stuttgart: Metzler 1953. 1955. 156, 24 S.

[59]) H. Henning ZfBB 1. 1954. 300–305; 3. 1956. 128.

die teilweise annotiert ist und die intime Bekanntschaft der Verf. mit ihrem Thema schon dadurch ausweist, daß sie grundsätzlich auch versteckte Behandlung von verskünstlerischen Fragen nachweist. Die Gliederung ist hinreichend dicht, so daß die Titel leicht aufzufinden sind, doch ist die Materialdichte ungleich, weil auf den Gang des Beitrages bezogen, der die Methode exemplarischer Auswahl verfolgt. Bibliographische Ergänzungen bieten die einschlägigen Artikel des neuen RL.

Ich habe nur Weniges vermißt, wie z. B. Carl Erdmann: Leonitas, Zur mal. Lehre von Kursus, Rhythmus und Reim. In: Corona quernea. 1941. S. 15–28; E. Trunz: Die Entwicklung des barocken Langverses. Euph. 39. 1939. 427–468; H. Spanke: Romanische und mlat. Formen in der Metrik von MF. ZsfromPhil. 49. 1929. 191–235; F. Gennrich: Liedkontrafaktur in mhd. u. ahd. Zeit. ZfdA 82. 1948/50. 105–141 [ferner einige wichtige musikwissenschaftliche Veröffentlichungen zur modus-Problematik, u. a. die von H. Husmann]. – Man wird es nicht leicht verstehen, daß der Hrsg. des 'Aufrisses' die Zusammenstellung aus Raumersparnisgründen kürzte.

Für die schon im Erscheinen begriffene neue Aufl. wäre der Bearb. zu bitten, die Druckversehen, Namensverschreibungen, Zahlenirrtümer u. a. zu tilgen, die sich bei dem kleinen Druck nur allzu leicht in größerer Anzahl einschleichen.

Das umfänglichste *bio-bibliographische Handbuch* des Fachs ist bis auf weiteres das nun mit 4 Bänden abgeschlossene 'Deutsche Literaturlexikon' von W. Kosch[60]). Über die Ausrichtung und äußere Anlage wurde bereits oben I, 268–270 berichtet. Es muß nunmehr, nach Fertigstellung des Werks, noch deutlicher als damals gesagt werden, daß lebenslanges unsystematisches Titelsammeln noch keinen guten Bibliographen macht.

Der deskriptive Teil der Artikel ist, wenn er sich nicht in des Verf. eigener Domäne, im Eng-Biographischen hält[61]), oft hilflos in der Auffassung einer literarischen Erscheinung. Definitionen von Realbegriffen machen Kosch Schwierigkeiten. Nicht alles ist eine so klassische Stilblüte wie »Sachlichkeit, Neue, löste im Gegensatz zum Expressionismus diesen ab« oder »Simplizissimus . . . Die . . . Zs. trug durch die Negation der damaligen Gesellschaft wesentlich zu deren nach dem ersten Weltkrieg vollzogenen Beseitigung bei«. Verschwommen, geredet und inhaltslos sind viele andere: Romantik, Novelle, Mystik, Neuromantik, Nationalsozialismus, Naturalismus (mit falscher Datierung), Perioden (plötzlich nicht literaturgeschichtlich, sondern sprachgeschichtlich verstanden), Sage (dilettantisch), Scholastik (mit falschem Vornamen von M. Grabmann), Schundliteratur, Sequenzen (mit schiefer Datierung des Jacopone da Todi). Humoristisch wirkt noch der gouvernantenhafte Zeigefinger bei 'Originalgenies' (»sie verachteten und verspotteten die in den Zeitschriften geübte Kritik und brachten in Ermangelung eines zuverlässigen kritischen und kunstphilosophischen Führers die Literatur auf neue Abwege« [difficile est saturam non scribere!]), aber die Rilke-Philologie einer ganzen Generation muß Kosch nur in den Titeln nahegekommen sein. Abgesehen von der Belanglosigkeit, daß Rilke »die Rechte in Prag und Philosophie in München und Berlin studierte«, hören wir: »Vor allem Lyriker großen Stils, in seiner Sprachkunst St. George verwandt, doch als Altösterreicher mit böhmischem Einschlag viel melodischer und in dieser Hinsicht an Eichendorff gemahnend.« Das ist die Einordnung durch unseren Verf., der anscheinend über die Lektüre der frühesten Produktion Rilkes niemals hinausgelangte.

[60]) Wilhelm Kosch: Deutsches Literaturlexikon. Biographisches u. bibliographisches Handbuch. 2., vollst. neubearb. u. stark erw. Aufl. Bd 1–4. Bern: Francke 1949–1958. – Im Berichtszeitraum Bd 3. 4 (1956. 1958).

[61]) Posten und Titel sind gerne mit einer Gewissenhaftigkeit angegeben, die einem k. u. k. Kanzleibeamten Ehre macht.

Daß Metrik nicht des Verf. starke Seite ist, weisen Artikel wie Reim, Nibelungenstrophe u. a. aus, die durch laienhafte Ausdrucksweise auffallen. Der Kreis der Personalstichwörter ist unnötig weit gespannt (warum Plato [ohne dichterische Behandlung], Niemöller, Ribbentrop?), das Aufnahmeprinzip ist für ältere und neuere Literatur verschieden[62]): beim Mittelalter, für das Cola Minis beigesteuert hat, sind kleinere Werke oder Namen manchmal fortgelassen, wie ein Vergleich mit dem sonst zu Rate gezogenen VerfLex. zeigt (z. B. Segen Jakobs, Ulrich Pinder), in der neueren Literatur darf auch der unbedeutendste Reimschmied paradieren. Sachliche Irrtümer sind nicht selten: Reinhold Schneider und Henry von Heiseler (ihnen wird eine Konversion zum Katholizismus angedichtet), Servatius (die Legende der AASS soll von Frings-Schieb neu hrsg. sein!), Nibelungenlied (steuert mit Sicherheit auf die Klippe zu, um an ihr zu zerschellen: »In einem Streit über Rang und Wert der Gatten verrät Kriemhild, durch welchen Betrug Brünhild Gunthers Frau wurde, auch daß Siegfried, um Gunthers Geheimnis zu wahren, sie in der Brautnacht mit Hilfe der Tarnkappe an Gunthers Stelle gebändigt und dabei unberührt gelassen hat«)[63]), Ruodlieb (um 100 Jahre umdatiert), Rudolf von Ems (die Braunsberger Inkunabel – als »Braunberger Bruchstück« zitiert – ist dem falschen Werk, zudem noch mit unsinnigem Erscheinungsvermerk, zugewiesen), Passional (verweist für die Ausgabe der Marienlegenden auf Helm-Ziesemer »Anm. 126«!; daß das Wenzelspassional von 1471 etwas anderes ist, bleibt dunkel), Osterspiele (das von Muri soll von Walther von Rheinau verfaßt sein) usf.

Der Verf. hat sich anscheinend überhaupt kein Schema gemacht von den Punkten, über die ein Artikel zu handeln hat. So fehlen Datierungen und Lokalisierungen (Rosengarten, Salbenkrämerspiele, Seifrit [Verf. d. 'Alexander'], Siebenschläfer u. v. a.), und s. v. 'Neidhart Fuchs' wird dem Auskunftsuchenden überhaupt nicht gesagt, wovon die Rede ist.

Wie blaß bleiben die Angaben über Gelehrte (z. B. Friedrich Neumann, Hans Naumann)! Bei Kosch sind alle nur Staatsbeamte, die Bücher schreiben; kein einziges geistiges Profil schaut hervor. Und unser Verf. scheint sich den Benutzer um 2000 vorzustellen, wenn er lebenden Fachkollegen oder Schriftstellern nur das Präteritum zubilligt (Hellmut Rosenfeld »war Staatsbibliothekar in München«, Albert Schramm »lebte in seiner Vaterstadt«).

Es kann nicht anders sein, als daß bei so geringer polyhistorischer Veranlagung auch der bibliographische Teil unzuverlässig bleibt. Auf die Fülle von Namensentstellungen, falschen Impressa, falschen Zuweisungen von Sekundärliteratur lasse ich mich nicht näher ein, obwohl sich unter den Versehen vieles findet, was aus germanistischer Elementarkenntnis noch in der Korrektur zu verbessern gewesen wäre. Doch muß auf die Gefahr hingewiesen werden, daß der unser Hand-

---

[62]) Die Stichwortlücken dürften insgesamt nicht groß sein. Immerhin fehlen in dem bescheidenen Nachtrag (IV, 3563–3568) auch die Namen, die ich I, 269 als vermißt aufgezählt hatte.

[63]) Der Artikel ist überhaupt reichlich verunglückt: Der Verf. geht mit dem Sagenbegriff um, hält sich aber dabei an Heuslers strenge »Fassungen«; die Waberlohe sei das Ursprüngliche, das ältere Atlilied »eine erste Stufe«, Siegfried »wohl ein uralter Lichtmythos«, Hagen »hat viel Dämonisches« usf. Wir lesen, daß Walther von der Vogelweide nicht als Verf. des NL angesprochen werden kann. Alle Hss. des NL sollen auch die Klage enthalten, die nach Schwieterings LG nicht mehr so verständnislos charakterisiert werden durfte. In der Bibliographie werden dann Zss. verwechselt (H. Hempel 1932), Titel entstellt (Tempeanu 1938), Bibliographien nicht als solche erkannt (M. Thorp 1940); von E. Schröders Beiträgen zur Textform des NL in der ZfdA werden nur T. 1 und 4 genannt, T. 2 und 3 vergessen usw.

buch häufig heranziehende Student nicht nur mit Nichtigkeiten abgespeist oder mit dem bürgerlichen Literaturgeschmack um die Jahrhundertwende bekannt gemacht wird, sondern sich auch vor einer unzulänglich, nämlich nur chronologisch gegliederten Titelmasse findet, keinen Hinweis auf den Wert einer Ausgabe oder auf vorhandene Spezialbibliographien erhält und vor dem Literaturberg stehend gar nicht erkennen kann, daß ihm unser Sammler nicht ganz selten das wichtigste Werk überhaupt vorenthält, weil es ihm entgangen ist.

Manche Lücke hätte sich Kosch sparen können, wenn er nur einmal Körners Bibliographie aufgeschlagen hätte. Nur zur Probe: 'Servatius' ohne Fr. Wilhelm 1910, 'Selbstbiographie' ohne die Reihe Selbstzeugnisse in der DLE, Franz Neumayr ohne die einzige Schrift von Belang, die es über ihn gibt, nämlich Gumbels Diss. 1938, 'Neulateiner' ohne Ellinger GRM 21, Stemplinger 1906 und P. v. Tieghem 1944, 'Sonett' (dessen Ursprung auf »das mittelalterliche Italien« präzisiert wird) ohne W. Mönch 1955.

Ich verzichte auf alle weiteren Nachweise und fasse zusammen: Man wird Koschs Handbuch immer wieder benutzen müssen, weil es für viele minderrangige Poeten des 19. und 20. Jahrhunderts, soweit sie nicht im Goedeke, Brümmer, Körner, Kutzbach und Lennartz stehen, das einzige Hilfsmittel ist. Doch bleibt es schade, daß so unendlicher Fleiß in ein Werk gesteckt wurde, das Rang hätte nur erwerben können, wenn sich der Verf. mit seinem Material nicht nur sammelnd, sondern auch systematisch sichtend eingelassen hätte. Das Vollständigkeitsideal, von dem praktisch sowieso dauernd abgelassen wurde, enthebt den Fachbibliographen nicht der Verpflichtung, mit seinem Material als Fachgelehrter umzugehen. Der – selbst nicht sehr exakt arbeitende – Titelsammler Kosch ist von dem Literarhistoriker Kosch allzu oft im Stich gelassen worden.

VII

Die Arbeiten zu den germanischen *Sprachen* und zum Deutschen sind bis 1939 vom 'Jahresbericht' erfaßt (s. S. 464–466). Damit ist seit einigen Jahren der Anschluß an die 'Bibliographie linguistique' [64]) gewonnen, der heute führenden laufenden Bibliographie für die gesamte Sprachwissenschaft, die allerdings in ihren ersten Bänden die deutschen Publikationen noch nicht vollständig erfaßte.

Sonst gibt es nur periodische Bibliographien und Berichte in Fachzeitschriften, wovon ich das Wichtigste nenne: Henry W. Nordmeyer: American Bibliography. Germanic Languages and Literatures. PMLA 67ff. 1952ff.[65]), Olof von Feilitzen: Bibliography of Swedish works on Romance, English, and German Philology. Studier i modern språkvetenskap 18. 1953. 145–171 [für 1949–1951]; 19. 1956. 187–215 [für 1952–1955]; Otto Neuendorff: Literaturbericht. Germanistik in der Sowjetunion. DLZ 74. 1953. 257 bis 268; Joseph Dresch: Die Arbeiten der französischen Germanistik seit 1938. WW 3. 1952/53. 285–294; Hans Krahe: Bibliographie der Jahre 1947 und 1948, Germanisch. IJ 30. 1955. 260–293; E. A. Philippson: Neuere Forschungen zum Westgermanenproblem und zur Ausgliederung der germanischen Stämme. Symposium 8. 1954. 18–32[66]).

[64]) Bibliographie linguistique. Publ. par le Comité international permanent des linguistes (Secrétaire: Christine Mohrmann). Utrecht, Anvers ([zuletzt für 1956:] 1958). 325 S.

[65]) Bd 72. 1957. Nr. 2. 339–384; Bd 73. 1958. Nr. 2. 278-344; Bd 74. 1959. Nr. 2. 264–316 bearb. v. Otto Springer u. a.

[66]) Die wichtige Lit. zur Stammeskunde findet sich in den Anm. zusammengestellt bei Ernst Schwarz: Germanische Stammeskunde. Heidelberg: Winter (1956). – Eine periodische namenkundliche Bibliographie bringt [Zs.] Onoma; vgl. bes. Ernst Schwarz u. O. Leys: Deutschland-Österreich. Onoma 7. 1956/57. 27–41 [Bibl. f. 1955].

F. Mossés 'Bibliographia Gothica'[67]) ist zweimal ergänzt worden; sie wird seit 1957 fortgeführt und sachkundig annotiert von J. W. Marchand[68]). Der 2. Nachtr. umfaßt 211, noch zum großen Teil ältere, Titel. Um diese Bibliographie leichter zugänglich zu machen, wäre ihr Erscheinen als selbständige Schrift wünschenswert.

Eine ausgewählte kleine Bibliographie zur allgemeinen Sprachwissenschaft, zu welcher der Vertreter der Einzelphilologie immer enge Verbindung halten sollte, bietet H. Arens[69]). Für das derzeit in der deutschen Philologie, auch von Literarhistorikern wegen seiner – oft nur scheinbaren – literaturwissenschaftlichen Ergiebigkeit, gern bearbeitete Gebiet der Semasiologie stellte H. Kronasser einige Literatur zusammen[70]). Eine Auswahlbibliographie zur Bezeichnungslehre in den germanischen Sprachen bot B. Quadri[71]). Er faßte sein Thema sehr weit: man findet neben stärker semasiologisch ausgerichteten Untersuchungen auch z. B. – trotz Triers eigenem Einspruch (Der dt. Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. 1931. S. 16f.) – die Arbeiten von J. Trier und seinen Schülern. Im Einteilungsprinzip nach Forschungszentren (Universitäten) ist ein Stück Wissenschaftsgeschichte geboten – aufschlußreich im Hinblick auf die Schulenbildung der vielen Richtungen der Wörter-und-Sachen-Forschung. Ein sehr nützliches Sach- und ein Autorenregister gleichen die Nachteile der Titelanordnung aus. In der im Vorw. p. IX in Aussicht gestellten umfassenden Bibliographie zum Thema wird der Verf. hoffentlich nicht vergessen, die einschlägigen Bibliographien heranzuziehen (Jber., Bibl. linguist.), die zum vorliegenden Verzeichnis nicht benutzt wurden; dessen Vorzug liegt aber darin, daß Quadri nach Ausweis seines Buches die wichtigeren Werke der Liste auch inhaltlich zur Kenntnis genommen hat.

An praktischem Nutzwert wird Quadris Liste durch die Materialfülle (ca. 4500 Titel) überholt von dem nach Sachgruppen geordneten Verzeichnis onomasiologischer Literatur in der Neuauflage von F. Dornseiffs Wörterbuch[72]). Freilich geht die Titelmasse auf Kosten der Genauigkeit (sehr viele Druckfehler, Nennung von Schriften, die in dem Verz. nichts zu suchen haben usw.), und Verifizierung an anderem Ort muß empfohlen werden.

Aus der vorstehenden Übersicht erhellt, daß eine abgeschlossene, auswählende, retrospektive Bibliographie zur germanischen Sprachwissenschaft dringendes Desiderat ist.

Auf Philologenbeifall darf von vornherein eine Bibliographie der Sprachwörterbücher rechnen, wie sie W. Zaunmüller angefertigt hat[73]). Von den insgesamt rd. 5600 in systematischer Ordnung verzeichneten Titeln[74]) entfallen auf die deutsche Sprache 540 (S. 47–92); wir haben also hier die bisher größte Liste dieser Art.

Genaueres Zusehen freilich enttäuscht, denn abgesehen von dem praktischen Nutzen, der einfach aus der Fülle des zusammengetragenen Materials entsteht, kann das Verzeichnis wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen. Die syste-

---

[67]) Fernand Mossé: Bibliographia Gothica. A bibliography of writings on the Gothic language to the end of 1949. Mediaeval Studies (Toronto, Canada) 12. 1950. 237–324; 1. Suppl. ebda. 15. 1953. 169–183.

[68]) F. Mossé-James W. Marchand: . . . 2. suppl. ebda. 19. 1957. 174–196.

[69]) Hans Arens: Sprachwissenschaft. Freiburg, München: Alber (1955). S. 535–555 [744 Titel].

[70]) Heinz Kronasser: Handbuch der Semasiologie. 1952. S. 198–200 (Autorenregister).

[71]) Bruno Quadri: Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung. 1952. (Romanica Helvetica. [Ser. linguistica.] 37.) S. 212–271.

[72]) Franz Dornseiff: Der dt. Wortschatz nach Sachgruppen. 5. Aufl. Berlin: de Gruyter 1959. S. 68–166.

[73]) Wolfram Zaunmüller: Bibliographisches Handbuch der Sprachwörterbücher. 1958. XVI p., 496 Sp. 4°.

[74]) Auf dem Titelbl. heißt es, daß über 500 Sprachen verzeichnet werden, im Vorw. p. VIII ist nur von rd. 400 die Rede.

matische Feingliederung, über die sich der in der Terminologie nicht sattelfeste Bearb. wortreich ausläßt, ist mißglückt: die Trennung der allgemeinen einsprachigen Wbb. in solche vor und solche nach 1850 erschienenen läßt sich nicht rechtfertigen; die chronologische Reihenfolge innerhalb der Abschnitte (die jüngsten Werke stehen voran, die frühesten am Schluß!) findet man ständig durchbrochen, da meist – aber nicht immer – letzte Auflagen als maßgebend angesehen werden. Von der Stellung der einzelnen Sprachen und Sprachstufen untereinander besitzt der Bearb. offensichtlich nicht immer klare Vorstellungen, so daß er z. B. S. 84ff. die »Wbb. der älteren Sprachzustände [!]« stuft: »Allgemein [darunter Diefenbach]; Luthers Sprache; Älternhd. [wegen Kehrein 1865!]; Frühnhd.; Mhd.; Mnd.; Zu einzelnen mhd. Werken [wo Wbb. und Reimregister durcheinandergehen und Ulrichs Lanzelet – Reimwb. von Beywl 1909 (nicht 1900!) – Ulrich von Türheim zugeschrieben wird]; Ahd., Andt., As.; Langobardisch [wogegen Friesisch und Gotisch als eigene Sprachen geführt werden]«. Die räsonierenden Bemerkungen, die einzelnen Titeln beigegeben werden, lassen erkennen, daß der Verf. den Wert eines Wb. nicht selbständig beurteilen kann. Die Titelaufnahmen enthalten eine ganze Reihe Irrtümer und Unzulänglichkeiten, die hier nicht ausgebreitet werden können[75]).

An Lücken unter den germanistischen Wbb. (abgesehen von öfter fehlenden 1. Auflagen) sind mir aufgefallen: Christoph Ernst Steinbach: Dt. Wb. 1725; H. F. Maßmann: Langobard. Wb. ZfdA 1. 1841. 548–562; R. Heinzel: Wortschatz der Wiener Notker-Hs. SB Ak. Wien 1875; E. Brinkmeier: Glossarium diplomaticum . . . 1856–1863. Lindner 1762; G. Bergmann: Sammlung livländischer Provinzialwörter. Salisburg 1785; A. Torp u. H. Falk: Wortschatz d. germ. Spracheinheit. 4. Aufl. 1909; E. Bernhardt: Die got. Bibel . . . nebst Glossar. 1884; G. A. Hench: Der ahd. Isidor. Mit . . . Glossar. 1893; ders.: The Monsee fragments . . . with glossary. 1891; J. Seemüller: Williram . . . mit Glossar. 1878; E. Wadstein: Kleinere as. Sprachdenkmäler mit . . . Glossar. 1899; P. Möller: Fremdwörter aus d. Lat. im späteren Mhd. u. Mndt. 1915; G. F. Benecke: Anm. u. Wb. zum Wigalois. 1819; F. Seiler: Die Entwicklung d. dt. Kultur im Spiegel d. dt. Lehnworts. T. 1–8. [letzte Aufl.:] 1921–1925; A. Schirmer: Wb. d. dt. Kaufmannssprache. 1911; Deutsches Rechtswb. 1914ff.; K. Saueracker: Carolina-Wb. 1929; E. Reichel: Gottsched-Wb. [2. Bearb.] Bd. 1. 1909; ders.: Kleines Gottsched-Wb. 1902; P. Fischer: Goethe-Wortschatz. 1929; K. F. Müller: Reuter-Lexikon. 1904; J. v. Zahn: Ortsnamenbuch der Steiermark im MA. 1893.

Ungeachtet der Dankbarkeit, die wir dem Sammeleifer Zaunmüllers schulden, bleibt zu wünschen, daß der Verlag die Bearbeitung einer künftigen Auflage einem Gremium von Fachleuten anvertraut.

Für den *Mittelalter*-Philologen ist aus keiner Handbibliothek heute mehr das 'Verfasserlexikon' fortzudenken, dessen langsames und doch energisch vorangetriebenes Wachsen den Zeitraum einer Generation füllt[76]). Es wechselte 1943 den Herausgeber und war auch dadurch, daß es wegen der Vielzahl mittlerer und kleiner Artikel an eine große Schar von Fachgelehrten – es sind 157 – gebunden war, vom Krieg und seinen Folgen besonders betroffen. Daß Mitarbeiter der ersten Bände sich im Nachtrag (Bd V) zu ihrem Thema nicht mehr äußern mochten oder konnten, gehört ebenso zu den Schlägen, denen ein Herausgeber ausgesetzt ist.

Friedrich Neumann hat AfdA 70. 1957/58. 63–72 den Bänden IV und V des VerfLex. eine einsichtsvolle und förderliche Besprechung gewidmet. Es kann

[75]) Ich habe, um nicht das Werk auf Grund eines einzigen Abschnitts zu verurteilen, noch alle Artikel der uralischen Sprachen durchgeprüft. Lücken und Fehler sind dort noch weit größer und schwerwiegender.

[76]) Wolfgang Stammler (ab Bd 3: Karl Langosch): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd 1–5. Berlin: de Gruyter 1933–1955. – Im Berichtszeitraum: Bd. 5: Nachträge 1955. 1150 Sp.

hier, beim Thema 'Bibliographie und Nachschlagewerk', nicht die Aufgabe sein, zu einzelnen Artikeln Stellung zu nehmen, so sehr sie auch z. T. dazu reizen: wenn nämlich die Verf. den überschauenden und kritisch wägenden Standort verlassen und das Lexikon benutzen, um eigenen Theorien ein Forum zu geben. Es ist mein Eindruck, daß hier für Sammelwerke dieser Art heute große Gefahren lauern. Gerade weil sie symptomatischen Charakter besitzen, hätte der Takt der Mitarbeiter und gegebenenfalls der Einspruch des Herausgebers zu einer gemäßigteren Lösung führen sollen, bei welcher die Artikel an Eigenwuchs nichts einzubüßen brauchten.

Bei dem außerordentlich weiten, aber der Forschungssituation angemessenen Rahmen, den W. Stammler 1930 dem VerfLex. gab, war das Zusammentragen der Stichwörter für den Bd V besonders mühevoll. Es war von vornherein klar, daß man das ideale Ziel, »alle Schriftsteller, die in deutscher Sprache etwas von sich verlauten ließen« (Vorw. zu Bd I), dazu das ganze deutschsprachige Fachschrifttum des Mittelalters und die für die deutsche Literatur- und Geistesgeschichte bedeutsam gewordenen mlat. Autoren aufzuführen, nicht werde erreichen können. Man ist ihm aber im großen und ganzen nahe gekommen. Die Lücken hätten sich noch besser schließen lassen, wenn die Herausgeber mit bibliographischem Jagdeifer die redaktionellen Stichwortverzeichnisse unablässig ergänzt und vor allem auch durch Werke bereichert hätten, die ihnen in den Artikeln selbst begegneten. Das ist anscheinend nie richtig geschehen.

So gibt es z. B. Verweisungsversprechen, die nicht erfüllt wurden: Carmina burana, Lobgesang auf Maria (Ps.-Gotfrid), Esopet u. v. a. – Einige wichtigere Unebenheiten ähnlicher Art merke ich an: Die Doppelbehandlung von Hugo von Langenstein (III, 290–294 durch H. Hansel und V, 426–431 durch K. Stackmann) erwähnt Langosch im Schlußwort zu Bd 5 selbst. Ebenso erging es dem Innsbrucker Marienhimmelfahrtsspiel (V, 650f. durch A. Dörrer und V, 652 durch H. Eggers), wobei im Beitrag des letzteren die Nr. der Hs. zu ergänzen ist. Der wertvolle Beitrag des gleichen Gelehrten über die 'Fünfzehn Zeichen' (V, 1139–1148) bietet keine Rückverweisung auf die 'Fünfzehn Vorzeichen des Jüngsten Tages' (IV, 722) aus derselben Feder. – 'Leutpriester Martin' (V, 669) und 'Martin von Salzburg' (V, 670) behandeln dieselbe Person, die im Cgm 715 als Helfer des Mönchs von Salzburg genannt wird. – Ein Artikel oder eine Verw. 'Herger' oder 'Spervogel anonymus' findet sich im Nachtrag nicht, obwohl Wallners Theorie vom Verfassernamen Kerlinc (II, 788–794) heute wohl von niemandem mehr geteilt wird, man also nicht ohne weiteres an das Stichwort gerät. – Stackmann nahm sich großzügig der Mainauer Naturlehre s.v. Hugo von Langenstein (V, 429–431) an, obwohl die Schrift aus sprachlichen Gründen nicht von Hugo stammen kann. So wäre eine Verw. s. v. 'Naturlehre' angebracht gewesen. Die Stelle kann praktisch nur gefunden werden, wenn man von der alten Verf.-Kombination weiß.

Die alphabetische Ordnung, die Stammler wählte, ist an sich praktisch, wenn auch der Hinweis auf die sog. Preußischen Instruktionen, die bekanntlich die Ordnung nach dem substantivum regens vorschreiben, in die Irre führt. Doch wären noch mehr Verweisungen wünschenswert gewesen, denn die Unsicherheit, ob sich das Gesuchte nicht doch an anderem Orte verbirgt, verläßt den Benutzer nicht ganz; zumal die Herausgeber hie und da von der nicht ganz korrekten Möglichkeit Gebrauch gemacht haben, ihnen am Herzen liegende Artikel am falschen Platze unterzubringen (z. B. Nivards 'Ysengrimus' unter Y IV, 1109).

Dies als Hinweis auf die grundsätzlichen Mängel, die dem VerfLex. als Nachschlagewerk anhaften.

Doch ist Mäkelei hier recht unangebracht, und das nun folgende Verzeichnis vermißter Stichwörter, das aus Randnotizen zusammengestellt wurde, hat keinen anderen Zweck als diesen, den verdienten Herausgeber K. Langosch und den Verlag zu ermuntern, dem 1. Nachtragsband noch einen zweiten folgen zu lassen und dessen Stichwortverzeichnis durch unsere Liste eine Grundlage zu geben. Das VerfLex. ist erneuten Schweißes der Edlen wert! Der sich vergrößernde zeit-

liche Abstand zum Bd 1 macht den Gewinn, der erzielt werden kann, nicht zunichte! Es könnten bei dieser Gelegenheit einige Artikel noch einmal vorgenommen werden, die im Hauptteil allzu knapp blieben, den Forschungsstand auch nicht annähernd abspiegeln und im Nachtrag nicht mehr berücksichtigt wurden (z. B. 'Ludwigslied') [77]).

Aal, Johann (Verf. eines Johannesspiels); Adambuch (Prosa); Adelheid, Die böse (NGA); Aesop (Leipziger Hs., 15. Jh.); Agneslegende (mfrk.); Alexiusspiel und -legende; Alkuin; Almosen, Das (NGA); Arnold von Lübeck; Auge, Das (NGA); – Baum, Der hohle (NGA); Beichten, Die zwei (NGA); Bernhard von Clairvaux; Berchta (NGA); Berthold von Freiburg; Bichtebuoch (und die anderen anonymen Stücke bei Ehrismann: LG, Schlußbd. S. 607); Birne, Die halbe (NGA); Bispelsammlung Hs. St. Gallen Nr. 643; Blinde, Der betrogene (NGA); Bonuslegende; Bürger im Harnisch, Der; Buße, Umgangene; – Caecilienlegende (Reimpredigt, 14. Jh.); Carmina burana; Christi Himmelfahrt (lat. St. Galler Spielrolle); Corbinianlegende (a. 1475); – Daghetydenlied; David (Bruchst.); Dialogus mortis cum homine (versch. hoch- u. ndt. Übers.); Dirigierrolle, Frankfurter und Friedberger; Dominicuslegenden; Dreikönigsspiel, Erlauer und Freisinger; – Ehren und Höhnen (NGA); Ehrenfreund (Laßbergs LS Nr. 181); Entkrist Vasnacht, Des; – Fabeln (mdt., um 1450; hrsg. v. K. Eichhorn 1896–1898); Feldbauer (Cpg. 341; Ausg. v. F. Kirnbauer 1955); Franko von Meschede; Frau, Die demütige (NGA); Frau und Magd; Frauen, Drei listige (NGA); – Gärtner, Der (NGA); Gardian, Der; Gebete (Näheres Ehrismann II, 1, 169ff. und Schlußbd. S. 377f.); Gebhardlegende; Gemahelschaft, Geistliche (Cod. 295 d. Wiener Schottenstiftes; vgl. A. Klecker in der Kralik-Festschr. 1954); Georgslegende (Prosa); Georgsspiel; Gesellen, Drei listige; Gevatterinnen, Die (NGA); Greculus (Prediger); Gretlein zu Lichtmeß, Das; – Haimo von Halberstadt; Harm der Hund (NGA); Hausfreund, Der blinde (NGA); Hausknechts Rache, Des; Heiligen Leben und Sterben, Der; Heiligkreuzspiel (Helenalegende, 15. Jh., in A. v. Kellers 'Nachlese'); Hero und Leander (NGA); Herr mit den vier Frauen, Der (NGA); Herrgottsschnitzer, Der (NGA); Himmelfahrtsspiel, St. Galler; Holte darane starf Marien sone, Van dem; Holte des hilligen cruces, Van dem; – Ida von Toggenburg-Legende; – Jacobus a Voragine; Johannes von Olmütz; Judith (mdt., 13. Jh.); Judith (Bruchst.); Jungfrau, Frau und Witwe (NGA); – Karl der Große (Zürcher Prosa); Karl und Elegast (mdt.); Katharinenspiel und -legenden (7 Fassungen); Kerbelkraut (NGA); Knecht Heinrich; Kohlen, Die (NGA); Krämerszene (Berliner Bruchst., 14. Jh., thür.); Küchlin (Verf. einer Augsburger Reimchronik, s. Goedeke Gr.² I, 277); Kupplerin, Die; – Laurentiuslegende (mnd., 13. Jh., in Reimpaaren); Leit, Daz brechen; Liebhaber im Bade, Der (NGA); Lirer, Thomas (Verf. einer Schwabenchronik); Lobgesang auf Maria (Ps.-Gottfrid); Ludwigslegende (Ludwig von Toulouse, österr., 13. Jh.); Lüthiltlegende (ripuar., 14. Jh., in Reimpaaren); – Macer floridus; Makkabäerdichtung (12. Jh.); Maler, Die zwei (NGA); Margarethenlegenden (bis auf Wetzel von Bernau, diverse, Angaben bei Ehrismann im Schlußbd. S. 398–400 ungenau); Marienhimmelfahrt (rhfrk.); Marienleben, Grazer, Königsberger, mrhein.; Marienlegenden (diverse); Mechthildlegende (15. Jh., ndt. Prosa); Meier Betz (NGA); Meßgesang (Benediktbeuren); Metzen Hochzeit (NGA); Minnedurst (NGA); Mißtrauen, Bestraftes (NGA); Mönch als Liebesbote, Der (nur Hinweise unter Hans Schneeberger); Müller, Der schwangere (nur Hinweis unter 'Zwingäuer'; NGA); Müller, Der vertauschte; – Nachtigall, Die (NGA); Neidhart als Pfifferlingsverkäufer; Neidhart Fuchs; Nonnenturnier, Das; Note wider den Teufel, Die; – Ordo Rachelis; Ortenstein, Hans (Verf. historischer Lieder); Osterspiele, Benediktbeurer, Klosterneuburger, Trierer, aus Muri; Oswald, Stuttgarter und Prager; – Passionsspiele, Augsburger, Fritzlarer, Luzerner, sog. Rhein. (= Kreuzensteiner Bruchst.), St. Galler (= Spiel vom Leben Jesu), Wiener, Welser (s. o. S. 457); Peter von Paschkau; Peter von Rez (Verf. historischer Lieder); Pfaffe, Der listige (NGA; nur Hinweis unter Hans Awer); Pfaffe und Ehebrecherin (NGA); Pinder, Ulrich; Prediger, Schwarzwälder; Preller, Der (NGA); Psalmenverdeutschungen (diverse); Pyramus und Thisbe (NGA); – Rache für die Helchensöhne (NGA); Rat, Geistlicher; Regel für ein vollkommenes Leben, Die hl. (mfrk., um

[77]) Es ist bei der Liste aus den schon erwähnten Gründen die reservatio zu machen, daß der eine oder andere Artikel doch noch irgendwo versteckt ist. Ich bitte in diesem Falle die Nennung hier zu entschuldigen. – Ich verdanke 65 Stichwörter, zum großen Teil von H. Niewöhner für das 'Neue Gesamtabenteuer' (NGA) vorgesehene Mären, der Freundlichkeit von Hanns Fischer (München).

1250, hrsg. in den DTM 16); Reimbibel, mfrk.; Ring, Der gefundene; Ritter Alexander; Ritter Beringer (NGA); Ritter mit den Nüssen, Der (NGA); Ritter Sociabilis; Ritterspiegel; – Schüler zu Köln; Sone, De verlorne (= Robert der Teufel) Steinhöwel, Heinrich; Stephanuslegende (versch. Bearbeitungen außer der des Hawich) Stuler, Jörg; – Theodoralegende (Bruchst.); Thomas von Baden; Tobiassegen; – Ulrich von Lilienfeld; – Veronikalegende (ndt., um 1490); Visionen des Ritters Georg aus Ungarn; – Wäscherinnen, Die drei; Weihnachtsspiele, Benediktbeurer, St. Galler; Widerspenstige, Die gezähmte (NGA); Wilhalm und Amali; – Zwetzler, Der verklagte.

Man sieht, wo bei den edierten Texten die hauptsächlichsten Lücken klaffen: bei der geistlichen und weltlichen Kleindichtung des 13. bis 15. Jh. Die Liste enthält in der Hauptsache bereits Veröffentlichtes. Zöge man Stammlers wichtigen Beitrag zur mal. Prosa und G. Eis' Darstellung des mal. Fachschrifttums im 'Aufriß' noch heran, würden sie das Verzeichnis beträchtlich vergrößern. Ebenso würde sich die mlat. Literatur dazustellen, die vorstehend bis auf wenige eindeutige Fälle fortgelassen wurde.

Bei einer Neubearbeitung oder Weiterführung sollte darauf gedrungen werden, daß die Bearbeiter nach Stammlers Grundsatz die hsl. Verhältnisse eines Denkmals so genau wie möglich darlegen, höchstens aber auf eine gut zugängliche Hss.-Beschreibung verweisen und die später aufgefundenen Texte genau bezeichnen. Gerade hierfür ist das VerfLex. weithin unsere einzige Auskunftsquelle und sollte sich dieser Rolle bewußt sein.

Zum bibliographischen Teil der Artikel haben reichlicher als früher L. Denecke und K. Hannemann beigesteuert. Ein eigener bibliographischer Redaktor, wie jetzt beim 'Reallexikon', wird sich wohl künftig immer mehr durchsetzen. Beseitigung von Ungleichheiten in der Aufführung des Schrifttums ist mehr als lexikalische Ästhetik. Der Benutzer bekommt vielmehr ein Gefühl für die Dichte, mit der Literatur aufgenommen (und eingearbeitet!) ist und kann diesen Maßstab bei den einzelnen Artikeln anlegen.

Außerhalb des VerfLex. ist bibliographisch für die ältere deutsche Philologie nicht viel getan worden. So verdienstvolle Verzeichnisse wie H. Küppers 'Bibliographie zur Tristansage' (1941) hat man nicht wieder angelegt. Zwar findet man an vielen Stellen Literaturzusammenstellungen: die Literatur zur Artusepik wird weiter periodisch von J. J. Parry und Jean Frappier verwaltet[78]); W. Krogmann und U. Pretzel haben jüngst das Wichtigste zum Nibelungenlied gesammelt (s. S. 449, Anm. 12) und dabei auch ein Verzeichnis aller NL-Hss. mit Literatur gegeben[79]); H. de Boor steuert zu seiner Literaturgeschichte gute Auswahllisten in sorgfältiger Titelaufnahme bei[80]); die Literatur nach Ehrismann findet man vielfach in den Artikeln des VerfLex. (s. S. 471–474) und in Mono-

---

[78]) J. J. Parry (ab 1955: and P. A. Brown): A bibliography of critical Arthurian literature for the year . . . MLQ 13. 1952. 163–179; 14. 1953. 163–183; 15. 1954. 147–167; 16. 1955. 149–169; 17. 1956. 128–52. – Bulletin bibliographique de la Société internationale arthurienne. [zuletzt:] Nr. 9. Paris 1957. 176 S. Auf dieses Verzeichnis mit jährlich rd. 150–200 Nrn sei hier, obgleich es Periodicum ist, hingewiesen, da es nicht im Buchhandel erscheint und schwer zugänglich ist. Für einen Bereich, der auf übergreifende Berichterstattung besonders angewiesen ist, wird hier fruchtbare internationale Zusammenarbeit vorgeführt. Die Bibliographie ist teilweise räsonierend – nicht kritisch, aber sachkundig. Die Lücken sind nicht zahlreich. Der Hrsg. scheint bestrebt, das Netz zum Titelfang ständig enger zu maschen.

[79]) Lt. GRM 35. 1954. 352 hat Kurt Vancsa eine Nibelungenbibliographie für die Zeit ab 1935 in Arbeit.

[80]) Wir möchten ihn bitten, für den kommenden Bd die Unzuverlässigkeit der Angaben in Ehrismanns Schlußbd zu bedenken und lieber des Guten etwas zu viel als zu wenig zu tun.

graphien[81]); die jüngere Literatur zum Spätmittelalter hat Hanns Fischer in einem Sammelreferat gut erschlossen[82]), und anderes der Art mehr, über das hier nicht im einzelnen berichtet werden kann. Aber das strebt alles auf zu getrennten Wegen voran und will auch nur erste Hilfen geben. Bibliographisch im vollen Wortsinne bleibt noch alles zu tun.

Wir brauchen Werk- bzw. Personalbibliographien (z. B. zu Hartmann, zu Walther) und Verzeichnisse zu einzelnen Sach- und Stoffgebieten und zu Gattungen (z. B. zur Heldensage, zur frühmhd. Dichtung, zur Geistlichen Dichtung[83]), zum späthöfischen Roman, zur Novelle bzw. zum Schwank und, vor allem, zum Minnesang[84]), wofür sich eine Anlage nach Strophen, etwa nach dem Muster der trefflichen Bibliographie von H. Spanke[85]), empfiehlt). Alle diese Verzeichnisse müssen möglichst stark analytisch ausgerichtet sein, d. h. sie sollen nicht nur Aufsätze als Ganzes, sondern auch die Behandlung des Themas in einem den Gegenstand an sich übergreifenden Aufsatz aufschlüsseln.

Auch die Bibliographie zum mittelalterlichen deutschen Spiel bleibt Desiderat[86] denn das kompendiöse Werk von C. J. Stratman[87]) erfüllt leider nicht – wenigstens nicht für das deutsche Spiel, für das allein ich die Titel geprüft habe – die Erwartungen, die sein Titel und sein sympathisches Vorwort eingeben. Offensichtlich hat es dem Verf. an drei Voraussetzungen gefehlt: er beherrschte sein Gebiet nicht hinreichend; er kannte die bibliographischen Hilfsmittel, die ihn zu den Titeln und ihrer Verifizierung führen konnten, nur unzulänglich; und er war zu wenig in der deutschen Sprache bewandert, um selbst urteilen zu können.

Einige Beispiele: Nicht benutzt wurden z. B. das VerfLex. (mit den langen Listen von A. Dörrer [der bei S. als Dorrer erscheint]), Manitius' LG Bd. 2 u. 3 (vgl. Nr. 2592), die neue Aufl. des Wattenbach-Holtzmann u. v. a. – Textsammlungen und Sekundärschrifttum konnten oft nicht auseinandergehalten werden (2595. 2625 u. v. a.). An einzelnen Titeln läßt sich noch erkennen, welch vager Spur der Verf. bei der Titelaufnahme folgte: 3239 Caesarius v. Heisterbach, Dialogus miraculorum; 3302 H. Iserloh: Darstellung der Mundart der delphinatischen Mysterien; 3292 Mysterien des hl. Martin v. Tours im dt. Drama; 2578 [in einem eigenen Hrotswitha-Kapitel] Anatole France: Hrotswitha aux marionnettes; und – damit auch der letzte Spaß nicht fehle – 3236 L. v. Schroeder: Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth. 1911! Die Namensentstellungen und Leseversehen gehen weit über das vertretbare Maß hinaus. Die Lücken sind beträchtlich.

---

[81]) Zu Wolfram z. B. bei Ralph Lowet: Wolfram von Eschenbachs [!] Parzival im Wandel der Zeiten. 1955. S. 209–215 (dazu P. Wapnewski AfdA 69. 1956/57. 102–107).

[82]) Hanns Fischer: Neue Forschungen zur deutschen Dichtung des Spätmittelalters 1230–1500. DVjs. 31. 1957. 303–345 (mit einem Verzeichnis der masch. Diss. 1945–1955 zur Dichtung des Spätmittelalters).

[83]) Hier ist die Frage der Gliederung besonders wichtig. Ich glaube, daß der an sich einleuchtende Gedanke W. Stammlers (im 'Aufriß'), einer Darstellung geistlichen Schrifttums die Einteilung des katholischen Katechismus zugrunde zu legen, doch nicht zu befriedigender Lösung führt. Man wird von der Funktion ausgehen müssen. Nur so bekommt man für die Vielzahl der Unterweisungs- und Andachtstypen, für die Masse moraltheologischen Schrifttums die nötigen Differenzierungen, die der Katechismus nicht hergeben kann. Ihm würde sich das einschlägige lateinsprachige Schrifttum besser anpassen.

[84]) Vgl. hierzu vorläufig André Moret: Les débuts du lyrisme en Allemagne ‹des origines à 1350›. Lille: Bibliothèque universitaire 1951. (Travaux et mémoires de l'Univ. de Lille.) [mit reichen Nachweisen zu jedem Kapitel, nicht kritisch].

[85]) Hans Spanke: G. Raynauds Bibliographie des altfranzösischen Liedes. Neu bearb. u. erg. T. 1. 1955. VIII, 286 S. (Musicologica. 1.) [Lieder nach der Reimsilbe alphabetisch mit metrischen Schemata, Veröffentlichungs- u. Lit.-Nachweisen, Verzeichnis der Hss. mit Lit., Ausgaben- und Dichterverzeichnis mit Nachweis der diesen zugeschriebenen Lieder.]

[86]) Jetzt hilft W. F. Michael: Das deutsche Drama und Theater vor der Reformation. Ein Forschungsbericht. DVjs. 31. 1957. 106–153.

[87]) Carl Joseph Stratman: Bibliography of medieval drama. Berkeley 1954. X, 423 S.

Auch die Gliederung kann nicht befriedigen: Titelaufnahme getrennt nach selbständigen und unselbständigen Schriften und eine große Scheidung in ein »allgemeines«[!] und in ein liturgisches und religiöses Drama wirkt hilflos und nimmt den Listen alle Aussagefähigkeit.

Aus der Zahl der mlat. bzw. theologisch-philosophischen Verzeichnisse sind für den Germanisten von Interesse: Répertoire bibliographique de St. Augustin. Louvain 1951 und die periodische Augustin-Berichterstattung durch T. van Bavel [und anderen wechselnden Mitarb.] in der Zs. Augustiniana; die Liste zu Walahfrid Strabo in den Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 64. 1952. 61f. (für die Jahre 1939–1952); zu Hildegard von Bingen in der Ausg. der 'Scivias' durch M. Boeckeler 1954. S. 399–402.

VIII

Die *nordische Philologie* hat ihr Feld gut bestellt; sie besitzt mehrere schritthaltende periodische Bibliographien (APhS, ANF, dazu der Jber.) und für jede ihrer drei großen Gattungen, Eddik, Skaldik und Sagaliteratur (hier allerdings nur für die Isländersaga) ein retrospektives, systematisches Verzeichnis, das durch Supplemente brauchbar erhalten wird. Diese Gruppe ist, wie nicht selten im Norden, durch die Initiative eines Mannes, Halldór Hermannssons, geschaffen, unter dessen Förderung jetzt auch J. S. Hannesson die ergänzenden Verzeichnisse hergestellt hat[88]): für die Eddaliteratur (Ausgaben, Übersetzungen, Sekundärliteratur) seit 1920 und für die Isländersaga seit 1935. Die Sagabibliographie umfaßt also genau die Zeit von den ersten Ausgaben der Isländischen Schule an und bietet so ein interessantes Stück Wissenschaftsgeschichte. Das Hauptgliederungsprinzip ist im Stoff, den Eddaliedern und den Sagas, mitgegeben. Wächst die Masse des allgemeinen Schrifttums weiter an, wird der Verf. bald den Übergang vom alphabetischen zum systematischen Verfahren erwägen müssen.

Nicht um dem tüchtigen Bibliographen am Zeuge zu flicken, sondern um zu zeigen, wie sehr wir nicht nur forschend, sondern auch bibliographierend monologisieren, nenne ich nachstehend die Titel der Jahre 1935–1939, die im Verzeichnis fehlen, weil offensichtlich von den drei Periodica nur die beiden nordischen benutzt worden sind:

F. Ranke: Altersschichten in der Edda. Nachr. a. d. Inst. d. Univ. Breslau 9. 1936.6–13; Hermann Schneider: Die ältesten Götterlieder der Nordgermanen. FuF 13. 1937. 146f.; R. Prinz: Agerm. Heldenlieder. 1: Das alte Hamdirlied. ZfdB 13. 1937. 330–334; S. Gutenbrunner: Zu den Strophen des »Holzmannes« in der Ragnarssaga. ZfdA 74. 1937. 139–143 [stellt Verbindungen zu den Hávamál fest]; G. Krönert: Edda- und Saga-Bearbeitungen dt. TheolRs 11. 1939. 107–124; F. A. Herzog: Um Edda und altes Morgenland. SchwRs 35. 1935. 148–155. – A. v. Monrik: Het motief van de bebloede kleren in de Ijslandse saga's. Neoph. 22. 1937. 200–205; A. Togan: Ibn Fadlāns Reisebericht. Leipzig 1939. XXXIV, 337, 45 S. [bezieht sich z. T. auf die Íslendingabók]; A. G. van Hamel: De iersche reis van Olaf de Pauw. Neoph. 20. 1935. 41–50 [zur Laxdœlasaga]. Kaum zu glauben ist das Fehlen der Sammlung Thule, die H. offensichtlich nicht kennt! – Die ung. und finn. Titel Nr. 77 u. 844 übrigens mit verschiedenen Fehlern.

Doch soll das unseren Dank nicht schmälern. Vielmehr seien die Gelehrten um die 'Islandica' ermuntert, auch gleich nützliche Bibliographien für die anderen Sagakreise zu überlegen. Vor allem für die Vorzeitsaga wäre ein Verzeichnis fruchtbar.

J. M. Hollander will in seiner skaldischen Bibliographie ein Gegenstück zu den Verzeichnissen seines Lehrers H. Hermansson und seines (seltsamerweise

[88]) Jóhann S. Hannesson: Bibliography of the Eddas. Ithaca: Cornell Univ. Press 1955. XIII, 110 S. (Islandica. 37.) [928 Titel]; ders.: The Sagas of Icelanders (Íslendinga sögur). Ebda 1957. X, 123 S. (Islandica. 38.) – Bespr. H. Voigt PBB [West] 80. 1958. 489–493.

im Vorwort zweimal unrichtig geschriebenen) Freundes J. Hannesson bieten[89]). Hollanders Liste umfaßt 400 Nummern; die Inhalte der Textbücher skaldischer Dichtung werden unter dem Titel aufgeschlüsselt, auch Besprechungen werden genannt.

Der Umfang des Themas ist – für den Benutzer sehr erfreulich – weit gefaßt: entsprechend den sicher allzu summarischen Grenzen, die F. Jónsson (Den norsk-islandske skjaldedigtning) setzte. Die Bibliographie ist leider durch interne Grenzziehung sachlich ein Torso geblieben, denn die Skaldenstrophen der Skáldskaparmál und die lausavísur in den Sagas, von denen zwar die Nrn. im Kap. der Sekundärliteratur handeln, sind an Hannessons Bibliographien abgetreten und können mit Hilfe der Skalden-Bibliographie nicht aufgeschlagen werden. Da gerade die Frage der Echtheit der lausavísur und ihrer Beheimatung in dem überlieferten Erzählzusammenhang sehr umstritten und auch von Fall zu Fall anders zu behandeln ist[90]), wären die Nachweise auch in der Skalden-Bibliographie besonders erwünscht gewesen. Hollander nennt z. B. an deutschen Übersetzungen nur die Skaldenstrophen Genzmers im Bd 1 der Sammlung Thule; der in den Bänden der Isländersagas ausgebreitete Reichtum (meist Übersetzungen F. Niedners) kommt gar nicht zur Geltung, da die Strophen bei Hannesson natürlich nicht eigens genannt werden. Die letzte Übersetzung überhaupt, die Hollander anführt, ist die von Elias Wessén 1922.

IX

Neuere deutsche Philologie. Für die *Reformationszeit,* das Stiefkind der Forschung ist bibliographisch von allen Epochen das meiste getan worden, in erster Linie dank der Neuauflage der ausgezeichneten Bibliographie Karl Schottenlohers[91]), des 1954 verstorbenen Münchener Bibliothekars, mit dem einer der vorzüglichsten Kenner der Frühdruckkultur, vor allem der Flugschriftenliteratur und der Einblattdrucke dahinging. Das Werk, das die Krönung seines Lebens darstellt, kann jetzt erst eigentlich zu wirken beginnen, da es erst im Kriege abgeschlossen wurde und die kleine Auflage bald vergriffen war. Vor allem haben die Literarhistoriker infolge des allzu bescheidenen Titels noch nicht genügend davon Kenntnis genommen, daß Sch. ein Verzeichnis schuf, das keineswegs nur den Historiker angeht. Bildende Künstler, Dichter, Musiker, überhaupt alles, was zum Gegenstand späterer Darstellung geworden ist, findet hier seinen Platz. Die Literaturwissenschaft besitzt für das 16. Jh. kein anderes Verzeichnis gleichen Umfangs und gleicher Gründlichkeit. Der Riesenstoff von über 52000 Titeln ist in vier große Gruppen geordnet: Personen (Bd 1. 2.), Territorien (Bd 3), Kaiser, Landesherren, Fürsten (Bd 3), Gesamtdarstellungen und Sachen (Bd 4). Dazu kommen Ergänzungen, Berichtigungen und eine Zeittafel (Bd 5) und Verfasser- und Titelregister (Bd 6). Allein Luther umfaßt 340 engbedruckte Quartspalten, wobei die Weimarer Ausgabe analytisch behandelt ist! Hier wie überhaupt bei dieser Bibliographie zeigt sich der Vorteil einer Sammeltätigkeit, die nicht an den Grenzen eines Faches haltmachte. Darin, wie ein und dieselben Männer von den ver-

[89]) L. M. Hollander: A bibliography of Skaldic studies. Copenhagen 1958. 116 S.

[90]) Man vgl. nur die Einl. S. Nordals zu seiner Ausg. der Egils saga Skalla-Grímssonar in den Islenzk fornrit Bd 2 (1933).

[91]) Karl Schottenloher: Bibliographie zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung 1517–1585. 2., unveränd. Aufl. Bd. 1–6. 1956–1958.

schiedensten Seiten späterer Forschung aus beleuchtet wurden, spiegelt sich noch die chaotische Fülle vielfach sich überschneidender Bewegungen in dem Zeitalter selbst.

Der Luther-Forscher besitzt jetzt ein hervorragendes Handbuch in der Bibliographie von K. Aland[92]), welches das Auffinden einer Luther-Schrift, auch der Postillen, Predigten usw., leicht macht. Das Werk bietet ein alphabetisches und ein chronologisches Verzeichnis der Schriften Luthers sowie einen Schlüssel zu den wichtigsten Luther-Ausgaben; von den vollständigen sind die Weimarer, die Erlanger, die von Walch (1740ff.) sowie die Neubearbeitung durch die Missourisynode analysiert. Ein Vergleich mit den schon bestehenden Hilfsmitteln, L. Kawerau-O. Clemen (2. Aufl. 1929) und R. Poser (1935) zeigt den erreichten Fortschritt.

Die Druckergeschichte der Reformationszeit, die bekanntlich für die Erforschung sprachlicher Ausgleichserscheinungen in Richtung auf ein gemeines Deutsch von Belang ist, hat in dem Mainzer Bibliothekar J. Benzing ihren hervorragenden Kenner. Seine Bibliographie der Schriften Huttens[93]), die beträchtlich über Böckings Verzeichnis hinausgelangt, ist ein mustergültiges Werk. Es gelingt Benzing, eine ganze Reihe von Drucken ohne Impressum mit den Kriterien der Sprache, der Lettertypen und des Buchschmucks bestimmten Pressen zuzuweisen und darüber hinaus zwischen den Druckorten und den jeweiligen Aufenthaltsorten Huttens biographisch erhellende Verbindungslinien zu ziehen. Hutten ist, da er wegen der Art seiner Schriften die Verschleierung wählen mußte, für den Kenner der Frühdruckgeschichte ein besonders dankbares Objekt. Die Bibliographie enthält in sorgfältigster Aufnahme 270 Titel mit ausführlicherAnnotation (Besitzervermerk, Nachweise in anderen Bibliographien, die Druckerzuweisung rechtfertigende Argumente, Abweichungen einzelner Exx. usw.) und werkgeschichtlicher Einführung unter biographischem Gesichtspunkt. Die Bibliographie stellt jetzt die Grundlage für alle wissenschaftliche Beschäftigung mit Hutten dar.

Ebenso gründlich ist Benzings Reuchlin-Bibliographie[94]), die hoffentlich der Beschäftigung mit diesem vernachlässigten Autor etwas aufhilft. Das Verzeichnis ist für die frühe Wirkungsgeschichte sprechend (wofür sich leider Benzing in keiner seiner Bibliographien interessiert): 'Henno' erlebte in der Inkunabelzeit und im 16. Jh. 41 Ausgaben, 'Sergius' 21, der praktische 'Vocabularius breviloquus' (im Titelregister als Vocabularis verdruckt), ein lat. Wb., sogar 22; die Grundlegung der Hebraistik, 'De rudimentis hebraicis', dagegen nur 2 und die Hauptschrift des Pfefferkorn-Streites, dem Reuchlin seinen Namen in den Literaturgeschichten verdankt, der 'Augenspiegel', vollends nur 1 Ausgabe. Lücken und Flüchtigkeiten dürfte es kaum geben. Ich habe die reichhaltige Reuchlin-Kollektion der UB München, soweit möglich, verglichen und kaum etwas gefunden, was der Rede wert wäre. Nr. 93, die Ausg. des 'Augenspiegels' von 1511 (bei Reuchlins Drucker Anshelm) scheint die UB München mit Impressum zu besitzen. Sie besitzt außerdem unter Joh. Reuchlins Namen ein 'Encomion' o. O. u. J., das Benzing als Schrift Reuchlins überhaupt nicht erwähnt, obwohl er sonst die Fälle nennt, in denen die Forschung eine Autorschaft nicht bestätigen konnte[95]).

[92]) Kurt Aland: Hilfsbuch zum Lutherstudium. Bearb. in Verb. mit Ernst Otto Reichert u. Gerhard Jordan. (1956). 366 S.

[93]) Josef Benzing: Ulrich von Hutten und seine Drucker. Wiesbaden: Harrassowitz 1956. XV, 160 S. (Beiträge zum Buch- u. Bibliothekswesen. 6.) [S. 1–17: Heinrich Grimm: Entstehungszeiten u. Entstehungsorte der Schriften Huttens.]

[94]) Josef Benzing: Bibliographie der Schriften Johannes Reuchlins im 15. u. 16. Jh. Bad Bocklet: Krieg 1955. XIV, 50 S. (Bibliotheca bibliographica. 18.)

[95]) Library of Congress nennt die Erstausgabe der Scaenica Progymnasmata (bei Johann Bergmann von Olpe in Basel 1498) unter CA 29–706 mit anderem Umfang. Doch wohl ein Irrtum der Library?

Gleiches Interesse kann Benzings 'Buchdruckerlexikon des 16. Jh.'[96]) beanspruchen, das, nach Panzer, Weller und des Verf. eigener Schrift von 1936[97]), wieder eine Zusammenfassung wagt. Es bietet nach meiner Schätzung rd. 1100 Drucker im deutschen Sprachgebiet mit den über sie erreichbaren biographischen Daten. Wenn auch hier notgedrungen das Hauptgewicht auf die kleineren Offizinen gelegt ist, bei denen die gesamte Produktion nachgewiesen werden kann (nur bibliographisch), während sich Benzing bei den großen, einflußreichen Pressen mit auswählenden Hinweisen begnügen muß, hat der Germanist jetzt viel leichter als vorher die Möglichkeit, an Zusammenstellungen zu gelangen, wie er sie z. B. für Untersuchungen über regionale sprachliche Erscheinungen und sprachliche Eigenarten gewisser Offizinen braucht. Die Sekundärliteratur dürfte (zusammen mit den 1936 schon genannten und hier nicht mehr wiederholten Werken) praktisch vollständig verzeichnet sein.

Am besten gleich hier anzuschließen ist der fotostatische Neudruck des Standardwerkes der Frühdruckgeschichte von R. Proctor[98]). Da die buchwissenschaftliche Bedeutung des Werkes weit größer ist als sein Katalogwert, konnte auf Verzeichnung der Zugänge seit 1903 mit Recht verzichtet werden. Das Buch erscheint ohne jeglichen Zusatz in seiner alten Gestalt. Auch wenn wir heute von einer so stark verkürzenden und modernisierenden Anführung der Titel wie hier Abstand nehmen würden, behält der Katalog seinen Wert vor allem durch die Drucktypen- und Emblembeschreibungen (Typenindex!), einmal für die Pressen und zum anderen als Hinweis bei jedem Titel. Dadurch gelang Proctor damals schon für viele Drucke ohne Impressum die Datierung und Zuweisung zur Offizin[99]). Der Katalog enthält natürlich immer nur einen, öfter sogar bescheidenen, Teil der Gesamtproduktion einer Presse, doch gibt es, wie ein Vergleich mit Benzing zeigt, nicht viele Drucker der ersten beiden Dekaden des Jahrhunderts, für die das Britische Museum keine Belegstücke vorweisen kann.

Kein Titelverzeichnis strebt so geradlinig dem Ziel zu, Bibliographie und Bibliophilie in ihrer literatur- und kulturhistorischen Aussagefähigkeit unmittelbar für die Darstellung einer literarischen Epoche nutzbar zu machen, wie C. v. Faber du Faurs 'German Baroque Literature'[100]). Reformationszeit und Humanismus, wo die typographische Kunst ihren ersten Gipfel erreichte, hatten die Bedeutung der Druckschrift als Vermittler und Propagator von Ideen hervortreten lassen. In der *Barockzeit* gewann das Buch ein neues Wirkungsfeld. Nun tat es im Pomp des Titelblattes, in tönender und zugleich minutiöser Anpreisung, im Pathos der Kupferstichallegorik eine Selbstrepräsentanz kund, wie sie nie wieder erstrebt und erreicht wurde. C. v. Faber du Faur, der Germanist der Yale University und Kurator der Frühdrucksammlung der dortigen Bibliothek, will durch diese Repräsentanz hindurch Wesentliches der Epoche sichtbar machen. Er hat den

---

[96]) Josef Benzing: Buchdruckerlexikon des 16. Jh. ‹Deutsches Sprachgebiet›. 1952. 215 S. – Bespr. K. Schottenloher ZfBB 1. 1954. 144f.

[97]) Ders.: Der Buchdruck des 16. Jh. im dt. Sprachgebiet. 1936.

[98]) Robert Proctor: An index of German books 1501–1520 in the British Museum. (2nd ed.) London (1954). 273 S. (Holland Press Bibliographies. 3.).

[99]) Die Liste der nicht zuweisbaren Drucke ist natürlich zu kontrollieren. Beisp.: Nr. 11996 Ulrich v. Huttens 'Anzeigung' o. J. [1520] gehört nach Benzing Gutenberg-Jb. 1956. S. 188 (Nr. 5) in die Speyerer Offizin von J. Eckhart, die erst 1521 zu drucken begann. – Was hat es mit Nr. 10263f. auf sich? Benzing verzeichnet diese Ausgabe von Huttens 'Gesprächbüchlein' nicht. Lücke bei Benzing? Indes stimmt auch die Böcking-Nr. nicht überein.

[100]) Curt von Faber du Faur: German Baroque Literature. A catalogue of the collection in the Yale University Library. New Haven: Yale Univ. Press 1958. XLII, 496 S., Abb.

Bestand an Barockdrucken der Bibliothek (1575–1740) so geordnet und beschrieben, daß sich dem Leser (denn dieses Buch wendet sich stärker an den Leser als den Benutzer) ein literaturgeschichtlicher prospectus öffnet. Den einzelnen Kapiteln sind Einführungen, den Schriftentiteln eine biographische Würdigung des Dichters vorangestellt; den Titeln folgt jeweils bibliographischer Nachweis, Beschreibung und buchgeschichtliche Annotation.

Selbstverständlich ist, daß es trotz der stupenden Fülle (1882 Nrn. mit vielen Erstdrucken) dann und wann weiße Stellen gibt (wer wollte die Erstausgabe der 'Oden und Gesänge' Weckherlins 1618 verlangen?!). Sie halten den Hinweis auf den Katalogcharakter wach. Immerhin sind über 30 Nrn. Grimmelshausen (mit der berühmten 4. Ausgabe des Simplizissimus) ein stattlicher Ausweis für den bibliophilen Sammeleifer Amerikas, der Pfropfkulturen eigentümlich zu sein scheint.

Der Herausgeber hat im allgemeinen sorgfältig gearbeitet. Titelverlesungen kommen vor, sind aber selten. Im Philologischen allerdings wäre noch einiges zu tun gewesen; nicht überall fand ich die für die frühe Editionsgeschichte wichtigen Bibliographien und Aufsätze herangezogen. Es fehlt z. B. für Spee G. O. Arlt: F. v. Spees Trutznachtigall; the editions and a bibliography. Modern Philology 33. 1935. 159–168; Edw. Schröder: Die Cautio criminalis. Litwiss. Jb. Görres-Ges. 3. 1928. 134–150 (zu den verschiedenen Formen der Erstausg. von Spees 'Cautio criminalis' 1631); V. Moser: Bibliographisches zu Ägidius Albertinus. ZfdPh 48. 1920. 443–449; R. Eckart: Paul-Gerhardt-Bibliographie. 1908; V. Manheimer: Gryphius-Bibliographie. Euph. 11. 1904. 406–420, 705–718; Andreas und sein Sohn Christian Gryphius sind im Reg. (S. 484) durcheinandergeraten; für die Erstausgabe des 'Simplizissimus' (Nr. 1153) wird Felßecker in Nürnberg als Verleger (wohl nach M. Koschlig) angesetzt, ohne daß J. H. Scholtes Einwand (Neoph. 25. 1940) erwähnt wird.

Doch das sind kleine Mängel, welche die Freude an dem (übrigens bei Augustin in Glückstadt) schön gedruckten Band nicht mindern, der dem Verzeichnen von Buchtiteln eindringlich neue Aspekte gewinnt.

Das »Jahrhundert des deutschen Geistes« nannte Hofmannsthal die Zeit von 1750 bis 1850, G. Wilhelm begrenzt seine periodische Bibliographie[101]) »von der Aufklärung bis zur bürgerlichen Revolution von 1848/49«. Dem Zeitraum gilt die besondere Aufmerksamkeit der Literaturgeschichtsschreibung unter dem Banner des historischen Materialismus; sie will, unter Zerstörung der bürgerlich-idealistischen Legende, auch für die Klassik, mit dem Worte von Engels, den »Triumph des Realismus« zeigen. Das hat eine andere Wertung und Einordnung Lessings zur Folge, welcher der marxistischen Literaturtheorie Träger von Werten ist, für die auch der junge Schiller einen vergeblichen heroischen Kampf austrägt und die später von der Literatur des Vormärz wieder ans Licht gebracht werden. Die von Wilhelm in seinem, sich übrigens äußerster Sachlichkeit befleißigenden Verzeichnis vorgenommene Abgrenzung ist also konsequent. Er führt in möglichster Vollständigkeit Primär- und Sekundärliteratur mit den Rezensionen auf, die nach 1953 erschienen ist, beschränkt sich aber auf deutschsprachige Publikationen. Das Verzeichnis kann, besonders für die weltanschaulich festgelegten Arbeiten, verschiedentlich Eppelsheimer (s. S. 461–463) ergänzen, der sich da eine strengere Auswahl auferlegt.

Schiller ist, besonders durch das Jubiläumsjahr 1955, in den Sog der Propaganda geraten. Sie wird von G. Lucács, H. Mayer, Girnus, Abusch absteigend in allen

---

[101]) Gottfried Wilhelm: Bibliographie deutschsprachiger Bücher u. Zss.-Aufsätze zur dt. Lit. von der Aufklärung bis zur bürgerlichen Revolution von 1848/49. Weimarer Beitr. 1955. 171–232; 1956. 105–163, 417–477.

Niveauschichten vorgetragen, und die räsonierende, empfehlende Bibliographie (vgl. oben S. 449) hält sich in den unteren Lagen[102]). Das ist bedauerlich; denn die bibliographische Situation ist für Schiller ungünstig: H. Marcuses 'Schiller-Bibliographie' (1925) bot nur die Ausgaben der Werke und Einzelschriften, der Zeitraum der letzten Generation zwischen den Kriegen und nach dem zweiten Weltkriege wird nur von den beiden bedeutenden kritischen Berichten von R. Unger und B. v. Wiese überspannt[103]), und bei den jetzt mit der Schiller-Nationalausgabe heranwachsenden Verzeichnissen können nicht alle Teilbezirke zu ihrem Recht kommen.

Der Zugang zu den für das Verständnis des sich herausbildenden Gegensatzes Klassik-Romantik, der literatursoziologischen Schichtenbildung der Epoche und der Frühgeschichte einer Literaturkritik im modernen Verstande wichtigen Rezensionen Schillerscher Werke ist uns jetzt durch die Bibliographie O. Fambachs in seinem bedeutenden Buche 'Schiller und sein Kreis' einfach gemacht[104]). Das Buch bringt in peinlich sorgfältigem Wiederabdruck die bedeutendsten Besprechungen. Fambach hat in seinem selbstbewußten Vorwort beschrieben, wie mühevoll das Aufspüren der Verfasser anonymer Besprechungen war; und darin dürfte das bedeutendste bibliographische Verdienst des Verzeichnisses liegen. Lücken habe ich mit Hilfe von Bobeths Bibliographie der romantischen Zeitschriften und von Borcherdts Briefausgabe (1949) nicht entdecken können. Bemerkenswert übrigens, daß die Schiller-Kritik (und nicht nur durch den Einsatz Friedrich Schlegels) weit höheres Niveau als die Goethe-Kritik besitzt (vgl. Fambachs Parallelwerk unten Anm. 113, das mit gleicher Sachkenntnis gearbeitet ist); Schillers kritisch-kämpferisches Temperament, der offener zutage tretende Einsatz des »Autors« im Werk lockte die erste Garnitur. Der Hauptgrund indes dürfte (worauf mich Prof. F. Sengle hinweist) darin liegen, daß man Philosophie und Dichtung noch nicht ausreichend trennen konnte oder wollte.

Wer vom Studium des neuen *Goethe*-Bandes des 'Goedeke' (oben S. 460) zur Lektüre der 'Goethe-Bibliographie' von H. Pyritz[105]) übergeht, fühlt sich an das Gleichnis erinnert, das E. R. Curtius irgendwo einmal bei der Gegenüberstellung von Gröbers und de Ghellincks Darstellung der mittellateinischen Literatur gebrauchte: nach ermüdender Wanderung durch die halbdunklen Gänge eines Büchermagazins, vorbei an unabsehlichen, einförmigen Regalen, trete man in die lichte Überschaubarkeit einer großen Halle, in der die schönsten und bedeutsam-

---

[102]) Schiller. Ein Verzeichnis der neueren u. der wichtigsten älteren Ausgaben, Biographien, Würdigungen und Inszenierungen [nur in der DDR] mit Einführung in Schillers Hauptwerke. (Hrsg.: Stadtbibliothek Berlin.) Leipzig: Verl. f. Buch- u. Bibliothekswesen (1955). 115 S. – Außerdem: Schiller. Titelverz. d. 1941–1954 in dt. Sprache erschienenen Neuausg. seiner Werke u. Einzelschriften. Hrsg. v. d. Dt. Bücherei Leipzig. Leipzig: Verlag für Buch- u. Bibliothekswesen 1955. 7 S. 4° [Sonderdruck aus dem Deutschen Bücherverzeichnis]; Othmar Feyl: Deutschsprachige Schriften über Fr. Schiller in der Literaturgeschichte der Sowjetunion und der europäischen Volksdemokratien. Chronologische Bibliographie . . . [Nebst] Nachträge. Wiss. Zs. der Fr.-Schiller-Univ., Jena, gesellsch.- u. sprachwiss. Reihe 4. 1954/55. H. 3/4. 347–351; 5. 1955/56. H. 1. 221.

[103]) Rudolf Unger: Richtungen und Probleme neuerer Schiller-Deutung. 1937; B. v. Wiese: Schiller-Forschung u. Schiller-Deutung von 1937–1953. DVJS 27. 1953. 452–483. Vgl. außerdem noch die Forschungsberichte von Melitta Gerhard DVJS 7. 1929. 123 bis 136; H. Cysarz DVJS 15. 1937. 1–31 und W. Müller-Seidel DU 1952. H. 5. 97–115.

[104]) Oscar Fambach: Bibliographie der Schiller-Kritik in den wichtigsten Literaturzss. u. Zeitungen bis zu Schillers Tode. In: Fambach: Schiller und sein Kreis. 1957. S. 507 bis 562.

[105]) Hans Pyritz: Goethe-Bibliographie. Unter red. Mitarbeit v. Paul Raabe. [bisher:] Lfg 1–3. 1955–1957.

sten Stücke an Plätzen und in Vitrinen, die ihrem Werte gemäß, den Besuchern zur Schau gestellt sind.

Auf dem Instrument der Personalbibliographie hat bisher niemand virtuoser gespielt als Pyritz. Er unternahm es, einen Band mit einer Titelliste herzustellen, der in Aufbau und Anordnung, im gegenseitigen Bezug seiner Teile und Ineinanderwirken seiner Glieder, eine wachstümlich organisierte Ganzheit darstellt, die als solche selbst ein Kunstwerk bildet. Eine derartige bibliographische Organisation verstand Pyritz als Spiegel eines Idealbildes, das er selbst vor Jahren skizziert hat, einer noch ungeschriebenen morphologischen Goethe-Biographie[106]), wie sie auch Carus, aus zu großer zeitlicher Nähe, nicht geben konnte. Das heißt, daß hier in der 'Goethe-Bibliographie' ein mit außerordentlicher bibliographischer Phantasie Begabter die fehlenden Teile eines von ihm imaginierten Idealgebäudes mit wenigen »sitzenden« Strichen – in den Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten – selbst ausfüllte und in der Abschnittgliederung das Fachwerk mit seinen tragenden Balken bezeichnete. Er entwarf bis hinab zu den mit Marginalstichwörtern deutlich gemachten kleinsten Einheiten ein Strukturgerüst, das vor der »Aufweichung« durch allzu großen Beziehungsreichtum einerseits ständig bewahrt werden mußte, sich aber andererseits als elastisch zu erweisen hatte, um seinem Gegenstand angemessen zu bleiben. Die technische Hilfe boten dafür die Pauschalverweisungen von Abschnitt auf Abschnitt, mit denen Mehrfachanführung ganzer Reihen vermieden wurde. Die Bibliographie mußte, mit einem schönen Goetheschen Wort, so »vielstrahlsinnig« werden, wie es das Phänomen Goethe selbst war.

So gibt es in dem bisher Ausgeführten, besonders im Teile »Goethes Entwicklungsgang«, der die Abwendung vom rein biographischen und Hinwendung zum morphologischen Gesichtspunkt am klarsten ausdrückt, ganze Strecken, auf denen die Hinweise des Bibliographen das Titelmaterial so überwiegen, daß sie sich wie eine einzige Mahnung an die Forschung lesen.

Den besonderen Rang gab der Verf. seiner Bibliographie durch die strenge Auswahl der Titel. Nur, was Goethen treibet, war ihm wert aufgenommen zu werden, nicht nur bei der Sekundärliteratur, sondern auch bei den Editionen. Er nennt insgesamt 9 Originalausgaben und 14 wissenschaftliche Gesamtausgaben[107]); bei der Berliner Ausgabe (1952ff.), die er offensichtlich hochschätzt, bleibt abzuwarten, ob sie uns über den unzweifelhaft beachtlichen Fortschritt der editorischen Darbietung hinaus einen wirklich so stark von der WA abweichenden Text zu bieten hat, daß er die Vorankündigungen rechtfertigt. Über das Zuwenig oder Zuviel an Sekundärschrifttum im einzelnen zu rechten, maße ich mir nicht an,

[106]) Hans Pyritz: Goethes Verwandlungen. Euph. 45. 1950. 1–22.

[107]) Es erschien außerdem: Goethe. Titelverzeichnis der 1941–1950 in dt. Sprache erschienenen Neuausg. seiner Werke u. Einzelschriften. [Neudr.] 1954. 16 S.; Waltraud Hagen: Die Gesamt- u. Einzeldrucke von Goethes Werken. 1956. XV, 154 S. (Werke Goethes. Hrsg. v. E. Grumach. Erg.-Bd.) W. Hagens Bibliographie ist eine mustergültige Arbeit, die von nun ab die Grundlage für alle textgeschichtlichen Bemühungen um Werke Goethes bilden muß. Die Verf. verzeichnet alle Original-, Nach- und Doppeldrucke, die zu Lebzeiten des Dichters als selbständige Schriften erschienen. Sorgfältige Konkordanzen zählen die zur Unterscheidung verschiedener Drucke textlich relevanten Merkmale auf. Die Angaben zu den Titeln lassen die Deszendenzen und Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den verschiedenen Drucken gut erkennen. Für die Doppeldrucke konnte der Ertrag der von 1911 bis 1946 in den MLN erschienenen Arbeiten W. Kurrelmeyers hier zum erstenmal eindrucksvoll vorgestellt werden. Nach etwa 15 Stichproben an Originalen, die ich vornahm, finde ich nichts auszusetzen und kann nur die äußerste Akribie der Verf. bestätigen. Die schwierigen technischen Probleme (Siglen usw.) sind so glücklich gelöst, daß sie das Vorbild für ähnliche künftige Bibliographien abgeben sollten.

zumal der Verf. beteuert, »jede Auslassung reiflich erwogen« zu haben (p. VII), und seine Gründe nicht mehr erfragt werden können. Bei den Briefen ist besonders nützlich die Zusammenstellung aller der Veröffentlichungen, die nicht im Briefkorpus der WA (Abt. IV) stehen (S. 83).

Die Bibliographie ist so, obwohl sie auf jedes Raisonnement verzichtet[108]), eine eminent persönliche Leistung, bei der auch die umfangreiche Mitarbeit Paul Raabes[109]) ganz in das eigene Wollen eingeschmolzen wurde. Um so schmerzlicher ist es, daß das Ableben des Verf. die Arbeit unterbrochen hat, die letztlich, weil sie das entelechische Prinzip selbst in sich trug, wohl aus einem Teil zu beurteilen, aber nur aus der abgeschlossenen Ganzheit zu verstehen ist. Hoffentlich liegt das Manuskript entweder ganz oder zum größten Teile fertig vor.

Es gehört zu des Verf. Virtuosentum, daß der nüchtern-bibliographische Ton aufgegeben ist und nicht nur das Ich des Bibliographen (»wer mich kennt, wird solche Zurückhaltung [in der Kritik] nicht als Ausdruck eines schwächlichen Objektivismus mißdeuten«, p. VII), sondern auch die Ausdrucksweise literaturwissenschaftlicher Abhandlung durchbricht, die manchmal ans Umständlich-Pretiöse (Vorbemerkung S. 188 zu Beginn) und manchmal ans Feierlich-Zelebrierende streift, wie denn auch zu den Bemerkungen über die technische Einrichtung des Ganzen nicht vom Podest herabgestiegen wird. Das hat freilich auch sein Gutes, weil es einem in Deutschland weniger als z. B. in Frankreich darauf eingestellten Benutzerpublikum klarmacht, daß formale Organisation geistige Grundlegung und damit gehaltliche Aussagekraft besitzen kann[110]).

Pyritz wollte seine Bibliographie als Modell verstanden wissen (p. V). Er hat damit ein hohes Ziel gesteckt, dem um so schwerer nachzueifern sein wird, als sich in Forscherpersönlichkeiten nur selten eine so spannungsreiche wie fruchtbare Verbindung von formalistischem Subtilismus und der Fähigkeit, auch Tiefenschichten des Dichterischen eindringlich zu erfassen, auffinden lassen wird, wie sie im Verf. der Goethe-Bibliographie angelegt war.

In berichtenden, Verbindungen herstellenden, erklärenden und deutenden Artikeln die gesamte Welt und Umwelt Goethes zu überschauen, unternimmt die Neuauflage des Zeitlerschen Goethe-Handbuches durch A. Zastrau[111]), die mit dem Vorgänger nur noch den Namen gemein hat. Aus drei großen Bezugsbereichen baut der Bearb., der übrigens auch den Großteil der Artikel selbst verfaßt hat, eine Goethe-Biographie auf: aus dem räumlichen (ihm dient ein Kartenband mit Darstellung aller Reisen, Fahrten, Ritte Goethes); dem personalen (Personen, mit denen Goethe irgendwie und irgendwann Berührung hatte, werden behandelt[111a]); und den Problem -und Werkbezügen[112]). Dazu tritt als letztes die ausge-

[108]) Nicht ganz allerdings kann der Verf. aus seiner Haut, z. B. Vorbem. S. 236 und Nr. 2662.

[109]) Er brachte 'Zur Bibliographie der Goethezeit' (Euph. 48. 1954. 216–219) einige dem Fachwissenschaftler vielleicht weniger geläufige bibliographische Hilfsmittel wieder ins Gedächtnis.

[110]) H. W. Eppelsheimer hat im Hinblick auf die 'Goethe-Bibliographie' »von der Würde bibliographischer Arbeit« gesprochen (In: Das werck der bucher. Festschr. f. H. Kliemann. 1956. S. 86–89).

[111]) Alfred Zastrau: Goethe-Handbuch. Goethe, seine Welt und Zeit in Werk und Wirkung. 2., vollkommen neu gestaltete Aufl. . . . hrsg. [bisher:] Lfg 1–8. [1955 ff.] (Stichw.: Aachen-Blessenbach.) [darin Sp. 1181–1189: Bibliographie.]

[111a]) Helmut Prang: Johann-Heinrich-Merck-Bibliographie. 1953. 59 S. (auch: Merckscke Familien-Zs. 19. 1954. H. 1/2. 5 ff.).

[112]) Vgl. auch Frederick William Sternfeld: Goethe and music. A list of parodies. Goethe's relationship to music. A list of references. New York 1954. 176 S. – Zu einem vielfach verwendbaren Hilfsmittel – für den Goethe-Forscher, den Betrachter der Goe-

dehnte Wirkungsgeschichte [113]), die besonders qualifizierte Mitarbeiter verlangt. Es sind insgesamt 10000 Stichwörter vorgesehen; für viele haben die Bearb. selbständige Forschungen zu treiben, und an dem schon erschienenen Teil läßt sich ablesen, daß der eigene wissenschaftliche Ertrag des Unternehmens nicht gering sein wird. Das kann freilich nur ungenügend darüber hinwegtrösten, daß bei gleichbleibendem Erscheinungsrhythmus das Werk in etwa 40–45 Jahren abgeschlossen sein wird. Wir sollten, ohne stolz darauf zu sein, daß bei uns in Deutschland die großen Unternehmen ganz stilgerecht und der Sache angemessen eine oder auch viele Generationen beschäftigen, doch überlegen, ob wir da nicht technisch von anderen Völkern lernen können.

Es wird für die künftigen Lfgn das besondere Anliegen des Hrsg. sein müssen, die Länge der Artikel etwas aufeinander abzustimmen. In einem solchen Handbuch zeigt auch Quantität den Wichtigkeitsgrad an (»Ahnung« umfaßt z. B. 7 Sp., »Beobachtung« aber nur 1 Sp., obwohl hier doch über ein besonderes Goethesches Vermögen zu handeln gewesen wäre). – Die Literaturangaben sind leider nicht bibliographisch gemeint, sondern weisen nur die vom Verf. benutzte Lit. nach, öfter noch in einer Form, die für den Leser ohne Nutzen ist. Aber viele zentrale Artikel (z. B. Allegorie, Analogie, Barocke Literatur u. a.) schweigen sich über die Lit. ganz aus, so daß hier eine wichtige Möglichkeit, Handbuch-Information zu geben, nicht genutzt wurde.

Der bisher vorliegende Teil enthält schon eine große Anzahl wichtiger, gründlich bearbeiteter Artikel: Altdt. Malerei (Löhneysen), Alterslyrik, Altersstil (Trunz), Analogie (Kurt Hildebrandt), antike Kunst (U. Hausmann), Architektur (I. Wirth), Aufklärung (Emay), Auge (Matthaei), Ballade (Zastrau; 106 Sp.!), Barock(e Kunst) (Löhneysen).

Kommt man von der strengen Auswahl der 'Goethe-Bibliographie' her, so wirkt die Titelfülle (1315 für die Zeit von 1938 bis 1950, ungerechnet die Rezensionen) der '*Hölderlin*-Bibliographie' von Maria Kohler und A. Kelletat [114]) bestürzend; denn die Verf. sind bei ihrem mustergültigen und dem Ideal der Vollständigkeit sicher nahe kommenden Verzeichnis auch an all den holden Nichtigkeiten der Provinzpresse nicht vorübergegangen, die – und nicht nur sie! – damals das hölderlinische Wort von der »vaterländischen Umkehr« in allen Spielarten und Verzerrungen durchprobierte. Aber das war gerade das Anliegen der Bibliographie: der Auswahlbibliographie, die der 8. Bd der Großen Stuttgarter Ausgabe einmal bringen soll, in kleinem Modellrahmen vorzuarbeiten und für einen begrenzten Zeitraum ein Höchstmaß an Dokumentation zu gewinnen. Das ist dieser sauberen Arbeit gelungen; und die chronologische Anordnung (nach Jahren) ermöglicht recht sinnfällig, die interessanten Phasen der Hölderlin-Kritik und -Dithyrambik ablaufen zu sehen. Die Bilanz ist im ganzen wenig erfreulich [115]), und man ist dankbar, daß das wertvolle Referat von H. O. Burger für nahezu den

---

thezeit, den Kulturhistoriker und den Bibliographen des 18. Jh. – ist jetzt geworden Hans Ruppert: Goethes Bibliothek. Katalog. 1958. XVI, 825 S. (Goethes Sammlungen zur Kunst, Literatur und Naturwissenschaft.), der auf Schüddekopfs (1907) Materialien aufbaut. Von Interesse, wenn auch insgesamt nicht sehr ergiebig sind die hsl. Korrekturen Goethes in den Handexx. seiner eigenen Werke. Insgesamt 5424 Titel.

[113]) Vgl. ferner Oscar Fambach: Bibliographie der Goethe-Kritik in den wichtigsten Literaturzeitschriften bis zu Goethes Tode. In: Fambach: Goethe u. seine Kritiker. 1953. S. 425–460; Rez. E. Staiger DLZ 76. 1955. 107 f. – Alexander John Dickson: Goethe in England 1909–1949. A bibliography. [Nebst:] Addenda to Goethe bibliography. Cardiff 1951. 48 Bl., S. 168–175. (Publications of the English Goethe Society. N. S. 19. [Addenda:] 20.)

[114]) Maria Kohler u. Alfred Kelletat: Hölderlin-Bibliographie 1938–1950. Stuttgart: Landesbibliothek 1953. VII, 103 S. (Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs. 1.); M. Kohler setzte das Verzeichnis für 1951–1955 im Hölderlin-Jb. 1955/56. 1957. 262–313 fort; außerdem: A. Kelletat: Bibliographie der Vertonungen von Dichtungen H's. Hölderlin-Jb. 1953. 118–139. – Bespr. H. Henning Euph. 49. 1955. 488–491.

[115]) 3 Zeitungsschreiber feiern 1943 versehentlich Hölderlins 100. Geburtstag!

gleichen Zeitraum die Spreu vom Weizen sondert[116]), zumal A. Beck nicht mehr regelmäßig im Hölderlin-Jb. berichtet.

Für die *Personalbibliographie des 19. Jh.* nach Goethes Tod ist im Berichtszeitraum wenig getan worden. Periodisch berichtet jetzt The Germanic Review in Auswahl über den Zeitraum[117]). Auch das neue Hebbel-Schrifttum wird periodisch angezeigt und damit das alte Verzeichnis von H. Wütschke (1910) fortgesetzt[118]).

W. Hecks Werk über *Stifter*[119]), das seine besondere Aufgabe in der Verzeichnung der frühen Ausgaben sieht, kann strengen Ansprüchen nicht genügen. Es nennt die Erstveröffentlichungen und exzerpiert dann das Deutsche Bücherverzeichnis, ohne mit der Eigenart von dessen Titelaufnahmen fertig zu werden. An Sekundärschrifttum legt Heck ganze 170 Titel vor; das meiste Wichtige ist ihm unbekannt geblieben. Für die Wirkungsgeschichte läßt sich die interessante Tatsache ablesen, daß dem erwachenden Verständnis für Stifter, das weniger die einsame Hochschätzung Nietzsches als vielmehr eine mit W. Koschs Arbeiten 1905 einsetzende Bewegung einleitete, seit den neunziger Jahren des 19. Jh. schon ansteigende Verbreitung der Erzählungen (in Einzelausgaben) durch die vielen damals bestehenden, recht anspruchslosen Buchreihen voraufging. Stifter ist einer der nicht zahlreichen Fälle der neueren Literaturgeschichte, bei deren literarischer Wirkung ein schroffer soziologischer Wandel zwischen zwei Publikumsgenerationen sichtbar wird.

Der späte Erfolg, der dem Werke Stifters zuteil wurde, ist der Epik Wilhelm Raabes bisher nicht beschieden gewesen, wenn er auch dem literarischen Bewußtsein niemals in gleichem Maße entfiel. Das führt die untadelige *Raabe*-Bibliographie von F. Meyen vor[120]), die 1202 Drucke von Raabes Schriften und rd. 2200 Titel zur Sekundärliteratur bibliographisch genau verzeichnet, Auskunft über den Umfang des hsl. Nachlasses gibt (durch K. Hoppe) und die Titelmasse durch ein Verfasser- und Sachregister erschließt. Bei aller stattlichen Fülle stellt die Sekundärliteratur in Themenwahl und -richtung (cum grano salis natürlich) ein Abbild ihres eigenbrötlerischen und das Hinterwäldlerische verbissen genießenden Gegenstandes der; viel missionarischer Eifer einer treuen Gemeinde, die das Weltbild und die Weltanschauung Raabes auf Kosten seines großen Dichtertums in den Vordergrund schiebt, während vermutlich die grüblerische Buntheit seines Gedankengefüges einer eigentlichen Erfassung Raabes bisher eher im Wege gestanden hat. Die zusammenfassende Würdigung des Werkes aus bedeutender literaturwissenschaftlicher Feder ist bisher ausgeblieben. Meyen stellt dazu mustergültig die Materialien bereit.

---

[116]) Heinz Otto Burger: Die Hölderlin-Forschung der Jahre 1940–1955. DVJS 30. 1956. 329–366.

[117]) German Literature of the 19th Century, 1830–1880. GR 28. 1953. 126–143; 29. 1954. 40–67; 30. 1955. 40–63; 31. 1956. 115–147; 32. 1957. 113–137 [knapp annotiert].

[118]) Peter Michelsen: Beitrag zu einer Hebbel-Bibliographie T. 1–3 [nebst] Nachtr. u. Bericht. Hebbel-Jb. 1953. S. 111–133; 1954. S. 93–122; 1955. S. 113–141; 1956. S. 131 bis 143.

[119]) Werner Heck: Das Werk Adalbert Stifters, 1840–1940. Versuch e. Bibliographie. Wien: Kerry 1954. XII, 91 S. – Vgl. auch: Wilhelm Kosch u. Max Stefl: Adalbert-Stifter-Bibliographie. 1952. 29 S. (S. A. aus W. Kosch: Stifter.), schwach in der Darbietung der Ausgaben, im Schrifttum über St. im wesentlichen mit dem Art. in Koschs Literaturlexikon identisch.

[120]) Fritz Meyen: Wilhelm-Raabe-Bibliographie. 1955. (Raabe: Sämtl. Werke. Erg.-Bd. 1.)

Für einen größeren Benutzerkreis sind die beiden Nachschlagewerke von K. A. Kutzbach (vgl. auch oben I, 275) und F. Lennartz gedacht[121]), welche die lebende Dichtergeneration vorstellen, Kutzbach mit Besprechungszitaten und sonstigen Annotationen zu den Werktiteln, den wichtigsten biographischen Daten und summarischen Zusammenstellungen zu bestimmten Schlagworten literarischer Bewegungen, nach Landschaften, Konfessionen und Verlagen (281 Autoren), Lennartz, indem er die bedeutenderen Titel eines literarischen œuvre in einen Kontext einflicht, der teils auf den Inhalt hindeutet, teils das Wesen eines Romans, Gedichtbandes usw. kurz anzuschneiden sucht. Er flicht ihn nicht selten aus Verlagsankündigungen und Waschzetteln geschickt zusammen (250 Autoren). Beide Handbücher sind nicht kritisch – abwertende Urteile gibt es bei ihnen nicht und manchmal ist ihre Objektivität die Neutralität des Nichtssagenden –, leisten aber doch gute Dienste für eine erste Orientierung über zeitgenössische Schriftsteller, bei denen der Literarhistoriker öfter seine Zuflucht zu popularisierend unterrichtenden Werken nehmen muß[122]).

Unter den *Personalbibliographien zum 20. Jh.* verdient vom theoretischen Standpunkt besondere Würdigung die '*Rilke*-Bibliographie' von W. Ritzer[123]). Es ist in ihr ein durchdachtes System zur bibliographischen Darstellung eines umfangreichen lyrischen und Brief-Œuvre, also eines aus einer Vielzahl von kleinen und kleinsten Einheiten bestehenden Gesamtwerkes, entwickelt. Das Verzeichnis unterrichtet nicht nur über die verschiedenen selbständigen und unselbständigen Veröffentlichungen von Gedichten oder Briefen, sondern setzt analytisch beim Einzelgedicht ein, teilt neben dem Ort der Erstveröffentlichung auch die Aufnahme in die verschiedenen Ausgaben mit und vermerkt bei jedem Gedicht, wo es in der Literatur behandelt ist. Die technischen Mittel sind mehrere Sigelgruppen (»Schlüsselbuchstaben« zur Unterscheidung der Sammlungen, Einzelwerke, Briefe [es sind insgesamt fast 20000!], Sekundärliteratur usw., »Werksigel« [worunter etwas verwirrend die von Rilke selbst besorgten Sammlungen, posthum erschienene Ausgaben und niemals geschlossen Veröffentlichtes – wie GBZ – erfaßt werden], »Ortssigel« für die Briefe und »Quellensigel« für den Nachweis von Stücken, bei denen keine Autopsie möglich war), Numerierung der Gedichte und Briefe in den Ausgaben und Konkordanztabellen für die verschiedenen Briefausgaben.

Dies Netz fängt alles ein und ermöglicht genaueste Bezeichnung eines Sachverhalts. Der Preis, den der Verf. für die einseitige Betonung des Dokumentarischen zahlen muß, ist die extreme Entsinnlichung: Für die Sache steht stellvertretend nicht mehr der Titel allein, sondern das Buchstaben- oder Zahlensymbol. Die Bibliographie verliert damit an Aussagefähigkeit: man kann nicht nur das Zusammenstimmen von Sache und Symbol, sondern auch die Entsprechungen der Symbole untereinander auf Richtigkeit prüfen, aber im allgemeinen nicht mehr, wie etwa bei der Goethe-Bibliographie (S. 481–483) oder Hölderlin-Bibliogra-

---

[121]) Karl August Kutzbach: Autorenlexikon des XX. Jh. Schöne Literatur, verf. in dt. Sprache. Kl. Ausg. 1952. VIII, 219 S.; Franz Lennartz: Die Dichter unserer Zeit. Einzeldarstellungen zur dt. Dichtung d. Gegenwart. 5. Aufl. (1952); 6. Aufl. (1954).

[122]) Erschreckend wenig Vorstellung verbindet man mit den Namen, die das Büchlein Schriftsteller der DDR und ihre Werke. Biographisch-bibliographischer Nachweis. (Erarb. v. Zentralinstitut für Bibliothekswesen unter Mitarb. v. Hilde Weise-Standfest.) (1955). 249 S., vorstellt, das bei den Kurzviten die politische Beschäftigung in den Vordergrund schiebt und eine Reihe von sorbischen Schriftstellern ungewöhnlich heraushebt.

[123]) Walter Ritzer: Rainer Maria Rilke-Bibliographie. 1951. XVI, 328 S.

phie (S. 484f.) geistes-, werk- oder biographiegeschichtliche Fragen an das Verzeichnis richten[124]).

Wägt man Gewinn und Verlust des Verfahrens ab, wird man angesichts der Situation der Rilke-Philologie Ritzer recht geben, daß genaue Bestandsaufnahme wichtigstes Anliegen war. Auch die alphabetische Anordnung findet darin ihre Berechtigung. Die Möglichkeit für eine vom Eintagsschrifttum absehende kritische Bibliographie ist erst dann gegeben, wenn die Edition der Werke, lange durch alle möglichen außerwissenschaftlichen Bedenken behindert, abgeschlossen sein wird und wenn das für die Erkenntnis von Werk und Dichter förderliche Gut aus dem Haufen der Memoirenwerke herausgesiebt und in kritischer Synopse erfaßt ist.

Die letzten noch berücksichtigten Sammlungen sind 'Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.' und 'Briefwechsel in Gedichten mit Erika Mitterer' (beide 1950), zu spät kamen 'Aus Taschen-Büchern und Merk-Blättern' und 'Die Briefe an die Gräfin Sizzo' (ebenfalls 1950), ebenso die wichtigen Korrespondenzen mit der Fürstin Thurn und Taxis, mit Katharina Kippenberg und L. Andreas-Salomé; zu spät kam auch der wichtige Band der Gedichte 1906–1926 (1953), die jetzt, um eine größere Anzahl Entwürfe vermehrt, SW II, 9–511 wieder abgedruckt sind. Da das meiste von den 1953 gesammelten Stücken schon vorher irgendwo veröffentlicht war, bot sich hier Gelegenheit, Ritzers Arbeit zu überprüfen, zumal er anscheinend nicht im Rilke-Archiv gearbeitet hat. Aus der Reihe der vom Dichter selbst veröffentlichten oder ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmten Gedichte habe ich keine einzige Lücke finden können[125]), aus der 2. und 3. Reihe fehlt eine Anzahl Gedichte (z. B. Gedichte 06/26 S. 211f., 216, 217, 222, 375, 380 u. a.). Im ganzen aber kann man die Arbeit des Verf. vorzüglich nennen. Ein paarmal stimmen Kleinigkeiten in der Bibliographie zu den älteren Ausgaben und zu fragen bleibt, ob die Ausgabe 06/26 Besserung oder Versehen bietet (z. B. Bibliogr. W 1301 und 'Ausgew. Gedichte 2. Teil' [21.–40. Tsd.] Christofforus, aber 06/26 und SW II, 58: Christofferus). Unerlaubte Korrektur ist offensichtlich W 1504 Mosis (statt: Moses). – Ein ähnlich günstiges Ergebnis zeitigt eine Kontrolle der verstreut gedruckten Gedichte 1891–1905 (SW III, 415–472), deren Auffinden zu den schwersten bibliographischen Aufgaben gehört haben dürfte. Es fehlen: S. 417 Du verblühst schon, 418 Weihnacht, 420 Die Hoffnung, 432 Abendstimmung; Bad, 443 Mein Herr Verleger, 444 Der schwarze Tod, 454 Weißes Glück (wurde dt. erst 1957 gedr.!), 463 Aus einem Marienleben. Titelabweichungen von den SW bei den Nrn. W 14, 1478, 1749.

Demselben Verf. danken wir auch eine tüchtige *Trakl*-Bibliographie[126], die, nach nahezu den gleichen Grundsätzen wie die Rilke-Bibliographie gearbeitet, ebenfalls eine geschickte Verbindung von entwicklungsgeschichtlich-chronologischem und praktisch-lexikalischem Gesichtspunkt herstellt. Wieder bewährt sich bei der Sekundärliteratur die Ordnung nach Schlagwörtern, d. h. Inhaltsgruppen. R. registriert 380 Gedichtabdrucke in Anthologien (gedruckt wurden monoton fast immer wieder die gleichen), aber er kann interessanterweise zwischen 1918 und 1947 keine Gedichte in Zeitschriften beibringen, während gleichzeitig, noch ehe eine brauchbare Ausgabe vorliegt, Trakl zum Gegenstand der Forschung wird. Den Auftakt der Kritik hatten 1914, ein Jahr nach dem Erscheinen der 'Gedichte', zwei spürkräftige Kritiker gegeben: Karl Kraus und W. Hasenclever.

---

[124]) Mit einer wichtigen Ausnahme: Sekundärliteratur mit speziellem Thema ist alphabetisch nach Stichwörtern geordnet zusammengestellt (S. 244–318). Man findet also z. B. alle Elegien-Kommentare beieinander.

[125]) Im Gegenteil, hier hilft die Bibliographie, da der Hrsg. des Werkbds die editorische Pflicht vernachlässigte, die Druckorte der ersten Veröffentlichungen bekanntzugeben.

[126]) Walter Ritzer: Trakl-Bibliographie. 1956. XII, 182 S. (Trakl-Studien. 3.).

Als Wunsch an den Verf. bleibt nur offen, er möchte in einer Neuauflage das bei Trakls Schaffensweise, seinem ungemein kleinen Wort- und Bildvorrat und der damit verbundenen eigentümlichen Verschiebemagie besonders signifikante Verwandtschaftsverhältnis, das zwischen Vorstufen, Varianten, Bearbeitungen usw. besteht, auch bibliographisch sichtbar machen[127]).

Die starke Verwendung von Werksiglen bleibt an eine bestimmte Struktur des dichterischen Werks gebunden. Auf ein œuvre anderer Beschaffenheit angewandt, wirkt Sigelreichtum als unnötiger Aufputz, der die Benutzung erschwert. Dies ist der Fall bei der Barlach-Bibliographie von W. Gielow[128]).

Zu unglücklicher Stunde – kurz vor dem Abschluß des 1. Bandes der Werkausgabe durch J. Nadler – erschien die *Weinheber*-Bibliographie von H. Bergholz[129]), denn dem Verf. stand der hsl. Nachlaß nicht zur Verfügung, der, wie wir nun wissen, den Umfang des von Weinheber in Druck Gegebenen übersteigt. Außerdem konnte der in Amerika lebende Verf. viele Angaben, bes. über die Vorabdrucke der Gedichte in österreichischen Zss. und Zeitungen, nicht selbst verifizieren, wodurch Lücken und Irrtümer entstanden, die an einer österreichischen Bibliothek leicht zu beheben gewesen wären und die auch jetzt durch die Nachweise der Ausgabe zum großen Teil richtiggestellt sind[130]). Man kann der Witwe Weinhebers, die einen guten Teil (bibliographisch oft höchst vagen) Materials beigesteuert hat, den Vorwurf nicht ersparen, daß sie den Verf. auf den Umstand des hsl. Nachlasses und des baldigen Erscheinens der SW mit ihren an Kenntnis überlegenen »Nachweisen« hätte hinweisen müssen. Daß es Bergholz mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln an Sammeleifer nicht fehlen ließ, zeigt der gut brauchbare und nahezu vollständige Abschnitt der Sekundärschriften. Gute Übersicht verrät auch Bergholz' Forschungsbericht in dieser Zs.[131]), der zur Ergänzung heranzuziehen ist.

Nach ähnlichem, wenn auch bei weitem nicht so durchorganisiertem Schema wie Ritzer legte der amerikanische Übersetzer Gottfried Benns, E. Lohner, seine *Benn*-Bibliographie an[132]); nur sind die Werke chronologisch geordnet, was bei Benn und seinen Perioden des Schweigens (z. B. ab 1937) sehr eindrucksvoll ist, und die Gedichte sind zwar bei den Sammlungen einzeln aufgeführt, aber die verschiedenen Wiederabdrucke muß man sich selbst zusammensuchen. Da auch die Sekundärliteratur chronologisch erfaßt ist, wird eine für unser Jahrhundert wohl kennzeichnende Form in der Aufnahme eines dichterischen Werkes sinnfällig: die synthetische Behandlung in Literaturgeschichten und ähnlichen grö-

---

[127]) Nicht zugänglich war mir Piet Tommissen: Voorlopige Traklbibliografie. In: Adriaan de Roover: Notities bij het werk van G. T. Antwerpen [usw.] 1955. S. 53–65. – Ältere und neuere Verzeichnisse für andere Vertreter des Expressionismus findet man bei F. Martini im RL² I, 421 aufgeführt.

[128]) Wolfgang Gielow: Ernst Barlach. Literaturverz. Die Werke von E. B. Die Werke über E. B. Als Ms. hrsg. (1954). 27 S., 1 Bl.

[129]) Harry Bergholz: Josef Weinheber. Bibliographie. Bad Bocklet [usw.]: Krieg 1953. 105 S. (Bibliotheca bibliographica. 14.) – Bespr. Werner Kayser ZfBB 1. 1954. 145f.

[130]) Daher lohnt sich hier ein Einzelnachweis nicht. Ich habe einen Großteil der frühen Lyrik in Zss. geprüft. Als Beisp. für eine Gruppe: Bei der Musketenlyrik fehlt das Gedicht 'Ballterzinen' (SW I, 475f.), in der Ausg. dagegen fehlt das Gedicht 'Im Nebel' (Nr. 64). Diese beseitigt dagegen die Fragezeichen zum Publikationsdatum und stellt mehrere andere Daten richtig. – Von den Prosastücken hat B. u. a. übersehen 'In eigener Sache', in: Gedicht und Gedanke. Hrsg. v. H. O. Burger. 1942. S. 371 (später: SW IV, 79).

[131]) Harry Bergholz: Weinheber-Schrifttum. DVJS 31. 1957. 557–579. – Nicht zugänglich war mir die Bibliographie von Francesco Politi: J. W. Mailand 1953. 160 S.

[132]) Edgar Lohner: Gottfried Benn. Bibliographie 1912–1956. 1958. 118 S.

ßeren Werken geht im allgemeinen dem analysierenden Aufsatz und der Monographie voraus. Andererseits zeigt sich – etwa im Vergleich zu den traurigen Merkmalen der Hölderlin-Wirkung in der gleichen Zeit[133]) –, daß die literarische Diskussion, als sie nach dem Kriege wieder möglich wird, sofort durch einige hervorragende Namen Niveau gewinnt und auch die Würdigungen zum 70. Geburtstag und die Nekrologe ernstes Bemühen um Qualität erkennen lassen.

Leider hat Lohner sein Verzeichnis nachlässig gefertigt. Jahreszahlen, Verlage und Seitenzahlen behandelt er als quantité négligeable (aus vielen z. B. 1.33; 1.34; 1.90; 1.94; 1.99; 2.158; 3.1; 3.9). Die erste Veröffentlichung von 'Wie Miss Cavell erschossen wurde' nachzuweisen, nimmt sich der Verf. nicht die Mühe, gibt nur an, daß das Stück »vor 1929« im 8-Uhr-Abendblatt stand. In der Numerierung kommen Irrtümer vor (z. B. 1.44; 1.45; 2.82 u. a.), und den Angaben über Unveröffentlichtes, Privatdrucke, Benns mündliche Ableugnung der Autorschaft eines Gedichts ['Marie'] stehen wieder, wie zum Wortlaut von 'Untergrundbahn' (1.17) und zum Verbot der 'Ausgewählten Gedichte' (1936) unklare oder unverständliche Mitteilungen gegenüber. – Die Sekundärliteratur scheint dagegen ziemlich vollständig erhoben zu sein.

Das vielseitige dichterische Werk von R. A. *Schröder* verlangte besonders nach einer Übersicht. R. Adolph hat sie genau und gut gegeben[134]). Durch die chronologische Anordnung läßt er erkennen, wie ungemein schnell sich der junge Schröder seine »Welt« eroberte. Freilich deutet sich auch in Adolphs Verzeichnis eine Gefahr an, der Personalbibliographien leicht verfallen und die hier nur um ihrer exemplarischen Bedeutung willen genannt sei: Auch der Bibliograph braucht, wie der Biograph, Abstand zu seinem Gegenstand. Er muß ihn, was bei der Liste des Sekundärschrifttums zum Ausdruck zu kommen hat, zu seiner Umwelt in das rechte Verhältnis setzen[135]).

Ein trauriges Stück Kulturpolitik zeigt die kleine *Hesse*-Bibliographie der DDR[136]). Hesse ist dort, wie man ablesen kann, nach dem Kriege nur mit seiner politischen Schrift 'Brief nach Deutschland' und als Verfasser des 'Glasperlenspiels' im Gespräch gewesen. Das ganze übrige Werk war wie verschüttet. Man ermesse, was es für das Bild und die Wirkung eines Dichters bedeutet (angesichts der Einfuhrschwierigkeiten für Druckschriften), daß die einzigen Neudrucke, die Pfeifer nach dem Kriege verzeichnen kann, 'Peter Camenzind', 'Unterm Rad' und 'In der alten Sonne' sind[137]).

Für Ernst *Jünger* sind gleich zwei Verzeichnisse erschienen[138]). Er ist freilich für den Bibliographen eine reizvolle Erscheinung, da er offensichtlich selbst Sinn für bibliographica besitzt, und sich nicht nur das Für und Wider für das Werk

---

[133]) Eine so angesehene Zeitung wie Times Lit. Supplement genierte sich nicht, ihren Festartikel vom 5. 6. 1943 zu überschreiben »A Non-Nazi German«.

[134]) (Rudolph Adolph:) Schröder-Bibliographie. (Das Schrifttum von und über R. A. Schröder.) (1953). 115 S. [1000 num. Exx.]

[135]) Verletzt scheint mir der Abstand, wenn die nackte Zitierung von Schröders 'Reden und Aufsätzen' als Fußnote in E. R. Curtius Mittelalterwerk als Sekundärtitel für wert erachtet wird.

[136]) Martin Pfeifer: Bibliographie der im Gebiet der DDR seit 1945 erschienenen Schriften von und über H. Hesse. (1952). 15 S.

[137]) 1955 erschien eine erweiterte Neuaufl. (63 S., 2 Abb., 1 Faks.) im Verl. f. Buch- u. Bibliothekswesen in Leipzig, in welcher ein Wandel in der Wertung sichtbar wird: »Der Pazifist im Elfenbeinturm« (Tägl. Rundsch. 1949) hätte man 1953 nicht mehr geschrieben. In den 10 Jahren bis 1955 erschien ein einziges Buch über Hesse mit 48 Seiten.

[138]) Karl O[tto] Paetel: Ernst Jünger. Eine Bibliographie. 1953. 134 S.; Armin Mohler: Ernst-Jünger-Bibliographie. In: Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger. (1955). Von A. Mohler stammt auch: Das Werk F. G. Jüngers. Eine Bibliographie. In: F. G. Jünger zum 60. Geburtstage. (Privatdr.) 1958. S. 29–39. [Hier ist in der Sekundärlit. nachzutragen: L. Forster Neoph. 34. 1950. 92–96.]

dokumentarisch erfassen, sondern auch das in diesem selbst liegende eigentümliche Widerspiel von Kontinuität und Metamorphose beleuchten läßt. Als curiosum: Die Schrift 'Der Friede', von Jünger in der kultivierten, widerstandgesättigten Atmosphäre des Pariser Hauptquartiers entworfen, zirkulierte in den letzten Kriesgmonaten in getippten Exemplaren, wurde 1946 von einer Marburger Geheimdruckerei ehemaliger HJ-Führer auf rotem Papier gedruckt und erschien zum ersten Male regulär 2 Jahre später in Amsterdam. – Paetels Bibliographie hat leider technische Schwächen[139]) und sollte eine sorgfältige Überarbeitung erfahren, der wieder die nahe Vertrautheit des Verf. mit seinem Gegenstand zugute kommen müßte.

Aus wissenschaftlicher Beschäftigung mit René Schickele erwuchs die Bibliographie von P. K. Ackermann (unter Mithilfe der Witwe Schickeles), die das Primärschrifttum vollständig und die Sekundärschriften in kritischer Auswahl enthält[140]). Das Verzeichnis hätte noch gewonnen, wenn der Verf. noch die vielen recht unbestimmten Titel der in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen kleinen Arbeiten Schickeles annotiert und damit die Übersicht über die Art der vom Dichter besonders gepflegten kleinen Formen erleichtert hätte.

Dürftig ist die Karl-Kraus-Bibliographie von O. Kerry[141]). Ihr fehlt sehr viel Sekundärliteratur. Offensichtlich hat der Verf. nicht einmal Dietrichs Zeitschriftenbibliographie zu Rate gezogen.

Dagegen wird man nur unbedeutende Lücken in der mit großem Sammeleifer zusammengebrachten *Kafka*-Bibliographie R. Hemmerles entdecken[142]), in der die Sekundärliteratur mit 1280 Nrn vertreten ist, darunter japanische Titel und Beiträge aus anderen ferner liegenden Sprachen. Aufsätze aus 472 Zeitschriften sind versammelt. Die Schwächen des Verzeichnisses liegen im Bibliographisch-Technischen und auch Typographischen: die Werke sind nicht immer eindeutig und auch etwas unpraktisch mitgeteilt, die Gliederung der Sekundärliteratur ist unglücklich und der Nutzen eines Personenverzeichnisses wie des auf S. 136ff. überhaupt nicht einzusehen. Das Ganze gibt bei allem sorgsamen Fleiß kein rechtes Bild, und es läßt sich kaum eine Wahrnehmung wirkungsgeschichtlicher Art abstrahieren. Aber das wollen wir angesichts der Materialfülle nicht überbetonen; und das Verzeichnis der verschiedenen Drucke von Kafkas Schriften sollte Anlaß geben, an eine kritische, M. Brods Text – der durch Uyttersprot und Beißner schon erschüttert ist – kontrollierende Ausgabe zu denken. Für diesen Zweck wären in der Bibliographie noch Bemerkungen über das Vorhandensein und die Aufbewahrungsorte von Hss. erwünscht gewesen.

X

Kein Nachschlagewerk kann die Situation einer Philologie besser beleuchten als ein *Reallexikon,* obwohl es durch die alphabetische Anordnung davor bewahrt bleibt, die Abstraktion eines Systems bieten zu müssen. Es steckt dennoch in der

---

[139]) »o. J.« heißt es z. B. auch dann (etwa Nr. 20: 'Heliopolis'), wenn die Jahreszahl auf der Rückseite des Titelblattes steht.

[140]) Paul Kurt Ackermann: René Schickele. A bibliography. Boston: Univ. Graduate School (1956). 4 nicht gez. Bl. Unter den Sekundärtiteln vermisse ich ungern – schon wegen der inneren Verwandtschaft beider – Annette Kolb: Um René Sch. NR 61. 1950. 278–282.

[141]) (O. Kerry:) Karl-Kraus-Bibliographie. 1954. 11 S.

[142]) Rudolf Hemmerle: Franz Kafka. Eine Bibliographie. 1958. 138 S.

Auswahl der Stichwörter viel Aussage. Unsere literaturwissenschaftliche Generation ist wohl weniger als andere ihrer Aussage sicher. Sie hegt Mißtrauen gegen Systembildung, nachdem das idealistische wie das positivistische System ihren Händen entglitten sind, und bevorzugt das unsystematische Experiment nicht nur aus Tugend. Je stärker sie das Kompendium braucht, um so empfindlicher wird sie auch dazu neigen, den illusionären Charakter eines die »Realia« eines Wissenschaftszweiges ausbreitenden Sammelwerkes herauszuspüren. Ihres Weges sicherere Generationen werden hierbei mehr Einheitlichkeit an Methode, Gewichtsverteilung und Form der Aussage an den Tag legen können. Geschlossenheit gilt bei solchen Unternehmungen nicht nur im Technischen als Positivum.

So wenig der gegenwärtigen deutschen Literaturwissenschaft damit ein Urteil gesprochen ist, so wenig kann sie ohne Scheu daran gehen, im Bewußtsein prinzipieller Offenheit einer ganzen Generation ihr Wissen und ihre Formen des Verstehens in lexikalischer Form vorzulegen.

Es war bei solcher Lage sinnvoll, bei der Neubearbeitung von Merker-Stammlers 'Reallexikon'[143]) den Umfang der 1. Auflage nicht übermäßig zu steigern. (Das sollte der Vergleich mit dem 'Reallexikon der Kunstgeschichte', den man jetzt häufiger hört, gerechterweise berücksichtigen.) So hält man sich von der Vorstellung des Thesaurus fern und kann nun in der stärkeren Betonung der Diskussion, in Hervorhebung eines Hypothetischen, Vorläufigen und in der unbekümmerten Vielfalt der Standpunkte auch die Vorteile unserer Skepsis zur Geltung bringen. Dieser Raum der Freiheit ist auch dort nicht angetastet worden, wo eine Notiz neben dem Namen des Beiträgers die – übrigens meisterlich – ergänzende, zurechtrückende Mitarbeit der Herausgeber W. Mohr und W. Kohlschmidt anzeigt.

Die noch vor Erscheinen der 1. Lfg zurückgetretene Herausgebergruppe, Erna Merker, Hugo Kuhn und Wieland Schmidt[144], überprüfte die Stichwortauswahl der 1. Auflage gründlich. Dabei ist die Neigung zu Großartikeln offensichtlich, die den Vorteil besitzen, den Ort zu bestimmen, an dem ein Begriff in der größeren Einheit seinen natürlichen Platz hat. Die Grenze der »Aufsaugung« scheint mir freilich erreicht, wenn man 'Gattungen' nicht mehr selbständig, sondern nur s. v. 'Literaturwissenschaft' behandelt findet.

Der Weg, der von starker literarhistorischer Blickrichtung (der Titel des Unternehmens hält sie noch von der 1. Aufl. fest) zur mehr dichtungstheoretischen führt, hätte vielleicht noch konsequenter beschritten werden sollen. Die meisten fruchtbaren Ansätze – abgesehen von den literatursoziologischen –, die heute sichtbar sind, führen mittelbar oder unmittelbar auf die von der Phänomenologie entwickelten Methoden zurück. Auch Heidegger ist wesentlich in seinem phänomenologischen Ansatz einflußreich geworden[145]). Die Askese vor allem, mit der sich die interpretierende Methode von erkenntnistheoretischen oder metaphysischen Vorbehalten mehr oder weniger freizumachen sucht, die Privationen, die, nicht selten überspitzt, die Form-Inhalt-Diskussion bestimmen – all das ist nicht ohne die phänomenologische Ideation denkbar, wenn auch hier mehr die lockere-

---

[143]) Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begr. v. Paul Merker u. Wolfgang Stammler. 2. Aufl., neu bearb. u. . . . hrsg. v. Werner Kohlschmidt u. Wolfgang Mohr. [bisher:] Bd 1. (1955–)1958. XVI, 915 S. – Ich sehe es hier so wenig wie beim VerfLex. als meine Aufgabe an, zu einzelnen Artikeln kritisch Stellung zu nehmen.

[144]) Von ihm auch S. 154–168 der sachkundige Art. »Bibliographie zur dt. Literaturwissenschaft«.

[145]) Hermann Lübbe: Bibliographie der Heidegger-Literatur 1917–1955. 1957. 52 S. (auch in der Zs. f. philos. Forschung 11. 1957. 401–452 [800 Nrn]).

ren Folger als der strenge Husserl in Frage kommen. Ebenso hat uns, bemerkt und unbemerkt, die Bemühung, die Betrachtung beim Sprachfaktum anzusetzen (Sprachkunstwerk, Wortkunstwerk), in die Nähe des New Criticism geführt. Das alles hat eine gewisse terminologische Neuorientierung zur Folge, vor allem zu Begriffen hin, die im kategorialen Gefüge weit unter bzw. hinter der eigentlichen Dichtungstheorie liegen.

In diesem Sinne können Stichwörter wie die folgenden vermißt werden (wobei ich einige andere, deren Fehlen mir eine Lücke darzustellen scheint, gleich mitnenne): Aspekt (vgl. z. B. Wehrli: Allg. Lit. wiss. 1951. S. 93ff. und die theoretischen Arbeiten von Hugo Kuhn), Aufbau, Ausdruck(swert), Bedeutung, Bewußtsein (literarisches), Bild, Dadaismus, Distanz (epische), Einbildungskraft (Kommerell, Bachelard, Staiger), Existentialismus (in der Literatur u. in der Literaturwissenschaft), Fabel (als Terminus der Epentheorie), Französische Literatur, Ganzheit, Gedanke, Gehalt (Inhalt), Genie (-begriff, -literatur), Gestalt, Gleichnis, Handlung, Idee (Petersen), Italienische Lit., Kitsch, Klang (-gestalt) (K. Knauer in dieser Zs. 1937, Lockemann).

Die Leistung des (am 'Goedeke' ausgewiesenen) bibliographischen Redaktors K. Kanzog läßt sich von draußen schlecht abschätzen. Sie wird insgesamt beträchtlich sein; denn was es heißt, bei der Mannigfaltigkeit der Beiträger-Individualitäten so einheitliche, wohlgegliederte, auf kleine Einheiten und nicht auf lange Massengrab-Reihen zielende Titellisten zustande zu bringen, lassen die nach dem Wildwuchsprinzip angelegten bibliographischen Gärten des 'Aufrisses' erkennen. Der Zuwachs an fremdsprachiger Literatur gegenüber der 1. Aufl. wird begrüßt; er könnte vielleicht noch erhöht werden bei den Stichwörtern, die sachlich über die deutsche Literatur hinausgreifen (z. B. kommt der Art. 'Impressionismus' trotz den beiden Werken des J. 1948 von Rewald und Bowra ohne einen außerdeutschen Titel aus).

Insgesamt nimmt das RL in der Neubearbeitung auch unter den bibliographischen Hilfsmitteln der deutschen Philologie einen hervorragenden Platz ein.

Höchst selten die Auskunft verweigert das kleine Sachwörterbuch von G. von Wilpert[146]), das nicht nur auf die deutsche Literatur beschränkt ist, wenn es sie auch bevorzugt behandelt. Es bringt rd. 2600 Stichwörter, die auf dreierlei Weise angegangen werden: Der Begriff wird in seiner Eigenart bezeichnet, wobei sich die große definitorische Begabung des Verf., auf die gute, alte, in größeren Werken oft nur zu leichtsinnig vergessene Vorschrift »per genus proximum et differentiam specificam« gestützt, bestens bewährt; ein historischer Überblick zeigt die wichtigsten Stationen der Entwicklung (die Auswahl mußte hier besonders streng sein und ist fast durchweg zu loben); abschließend ein bibliographischer Abschnitt, der für die gebotene Knappheit überraschend reich ist, wobei allerdings viele Titelangaben durch Autopsie zu verbessern wären. Es finden sich immer wieder Artikel, in denen Wilpert mehr Literatur nachweist als das Reallexikon; und dort, wo er weniger anführt, leitet er nicht selten zu ausländischer Literatur, die dem RL unbekannt ist[147]). Auf einschlägigem Gebiet übertrifft der Verf. an Reichhaltigkeit sehr häufig Eppelsheimer ('Handbuch der Weltliteratur'), Kosch und sogar Körner.

Während bei der 2. Aufl. des RL die auch sonst bei unseren Enzyklopädien zu beobachtende Tendenz sich auf die (von der RE und der Encyclopaedia Britannica seit je gepflegten) Großartikel richtet, in denen die synthetisierende Schweise

[146]) Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart: Kröner (1955). VIII, 662 S. (Kröners Taschenausgabe. 231.) (2. Aufl. 1959)

[147]) z. B. für 'Hörspiel' die Werke von L. Gordon (1926), C. Laronde (1936), H. Thomas (1940) und den Aufsatz von E. Bringol (1944).

des Zeitalters ihren bibliographischen Ausdruck findet, gebietet hier die Notwendigkeit schneller Orientierung Stichwort-Streuung. Zudem umfaßt Wilpert ein weiteres Gebiet als das RL. Außer den Epochen- und Gattungsbezeichnungen nennt er einzeln Begriffe der Stilistik, Metrik, Literatursoziologie und -psychologie und zieht noch das Wichtigste der Theaterwissenschaft und des Schrift- und Buchwesens mit heran. Um ein Bild zu geben: im Buchstaben A sind mit dem RL 40 Artikel (bzw. Verweisungen) gemeinsam, 10 finden sich bei Wilpert nicht, 148 hat er mehr als das RL. Von den fehlenden sind nur 'Armenbibel', 'Ars moriendi' und 'Artusroman' als Lücke zu bezeichnen, da 'Artes' unter 'Enzyklopädie' (freilich sehr knapp) und 'Anstandsliteratur' unter 'Tischzucht', 'Grobianismus' und 'Komplimentierbuch' behandelt werden. Eine vortreffliche Bilanz, und es ist erfreulich, daß das Werkchen sich, soweit ich sehe, seinen festen Platz bei den Studenten bereits erobert hat. Es ist durch Exaktheit, Klarheit, sachgerechte Diktion und durch die einsichtsvolle Art ausgezeichnet, mit der es in den Artikeln auf die Vorläufigkeit der Bestimmung gegenüber der Vielschichtigkeit der Erscheinung aufmerksam macht.

Das Sachwörterbuch von J. T. Shipley[148]), das von einem Stab von ca. 200 bis 300 englischen Wissenschaftlern hergestellt wurde und in der Qualität der Artikel äußerst ungleich ist, empfiehlt sich dem kontinentalen Literaturbetrachter für die (umfänglich behandelten) Stichwörter zur Literaturkritik. Der sog. New Criticism, den seine frühen großen Namen heute mit Distanz betrachten[149]), wird hier vorgeführt (Scientific method in criticism, Philosophy of criticism), und für uns mit den leicht im Gewohnt-Traditionellen eingefahrenen Gedankenbahnen ist lehrreich, die Spiegelung zu betrachten, in der das Problem der literarischen Wertung für nicht anglo-amerikanische Literaturen sichtbar wird (German criticism[150]), French, Russian und sogar ausführlich: mediaeval criticism). Bekanntlich sind Sozialwissenschaften, Sprachwissenschaft, im besonderen Semantik die Wissenschaften, die der neue Kritizismus für die Theorie der Dichtung fruchtbar zu machen versuchte. Wichtig sind daher Großartikel sowie Literature and society, Signs, Expression, Semantics, Meaning (wo sich der Bearb. übrigens keineswegs gleich auf die behavioristische Auslegung festlegt).

Die amerikanische Anschauungsweise hat in Europa nur für die Sprachtheorie (Carnap, Bloomfield, Sapir) größere Wirkung gezeitigt. Ein Artikel wie »Form« zeigt seinerseits den Einfluß der in der Alten Welt zum System entwickelten Gestaltpsychologie.

Das 'Sachwörterbuch zur deutschen Philologie' von R. Newald und B. Ristow[151]), das aus dem Anhang zur 'Einführung in die Wissenschaft der deutschen Sprache und Literatur' (2. Aufl. 1949) herausentwickelt wurde, soll dem jungen Studenten erste Hilfen geben. Das Wb., das in den Notjahren nützlich gewesen sein mochte, ist heute kaum mehr konkurrenzfähig. Der Benutzer findet einesteils Artikel, die er hier nicht sucht (Buddhismus, Lehrbuch, Menschensohn u. v. a.), andererseits neben einer Reihe von unrichtigen Informationen (Büchlein, Rückumlaut, Gehauchte Verschlußlaute, Grammatischer Wech-

---

[148]) Joseph T. Shipley: Dictionary of world literary terms. Criticism, forms, technique. London 1955. XII, 453 S.

[149]) Vgl. T. S. Eliot: Die Grenzen der Literaturkritik. Merkur 11. 1957. 1005–1022.

[150]) Recht grobschlächtig freilich wird hier das Messer geführt: »Forerunners of Nazi critics are Adolf Bartels, Wilhelm Stapel, Will Vesper; its principal critics are Heinz Kindermann, Helmuth Langenbucher and the converts Hans Naumann, Paul Fechter (!), Albert Soergel, Emil Ermatinger (!), Julius Petersen (!), Walther Linden« (S. 197). Kritik heißt ursprünglich Scheidekunst!

[151]) Richard Newald [u.] Brigitte Ristow: Sachwörterbuch zur deutschen Philologie. Lahr: Schauenburg (1954). 144 S. – Bespr. H. Rupp ASNS 192. 1956. 176f.

sel u. v. a.) viele schiefe Begriffsbestimmungen (Roman, Saga, Pseudonym, Funktion, Grammatik u. v. a.). Als Beispiel für die Definitionskunst stehe die Bestimmung von Lyrik: »stellt seelisch-geistiges Sein dar, dessen innere Bewegung weder ein sichtbares noch ein logisches Ziel erstrebt und auch nicht dazu hinführt.« Gerne sähen wir den Namen R. Newalds auf dem Titelblatt des verunglückten Handbuches ausgelöscht.

J. R. Frey setzte seine MLN 54. 1939. 557–567 begonnene 'Bibliographie zur Theorie und Technik des deutschen Romans' für die Jahre 1939–1953 fort[152]). Das Verzeichnis gibt mehr, als der Titel besagt; es behandelt die Formen der Erzählkunst überhaupt. »Der recht hohe Grad von Vollständigkeit« (S. 77), den der Verf. erreicht zu haben glaubt, ist ihm sicher nicht gelungen. Doch muß man das dem Thema zugute halten, das nach allen Seiten offene Grenzen hat, vor allem auch dadurch, daß der Verf. historische Darstellungen nicht berücksichtigt, obwohl in ihnen oft auch Wichtiges zur Theorie steht[153]), und sich nur auf den deutschen Roman beschränkt, obwohl diese literarische Form sich immer deutlicher als ein unserer Kultur eigentümliches Phänomen heraushebt, für das Kultur-, nicht aber Sprachgrenzen relevant sind. Westeuropäische theoretische Werke sind voll auch mit Bemerkungen zum Wesen des deutschen Romans. Man wird also hier die Bibliographien von W. Kayser (im 'Sprachlichen Kunstwerk'), G. v. Wilpert (s. S. 492f.) und von G. Weydt (Dt. Philologie im Aufr. II, 2075f.) zusätzlich heranziehen. Als Ganzes bleibt Freys freilich unzulänglich gegliedertes Verzeichnis, das 210 Titel und die Dissertationen enthält, ein nützliches Hilfsmittel.

Man muß, weil sich solche Fragen nicht auf den Sprachraum begrenzen lassen, auch beim Nachbarn in die Schule gehen. Daher wird auch der Germanist, der in Max Wehrlis 'Allgemeiner Literaturwissenschaft' (1951), einer geglückten Verbindung von Forschungsbericht und Abhandlung, einen zuverlässigen Wegweiser besitzt, H. Hatzfelds für den Romanisten gefertigte Bibliographie[154]) zu Rate ziehen, die 1600 Titel kontextlich miteinander verbindet und nach systematischen Gesichtspunkten ordnet.

Die Auswahlbibliographie zur allgemeinen Literaturwissenschaft von Wellek und Warren[154a]), die in sachgerechter Gliederung rd. 900–950 Titel bietet, sollte von dem deutschen Germanisten häufig herangezogen werden; er findet hier die ihm bekannten deutschsprachigen Schriften in einer internationalen Umgebung, die ihm zur Abschätzung des Standorts und zur Kritik der Maßstäbe verhilft. Wie meist ist die anglo-amerikanische Wissenschaft auch hier besser als die deutsche über die Richtungen in der östlichen Welt unterrichtet: man findet Zusammenstellungen über den russischen Formalismus usw. Das Titelstudium der Bibliographie muß mit dem des noch weiter führenden Titelmaterials in den Anmerkungen verbunden werden.

Wesentlich mehr dem buchhändlerischen als dem wissenschaftlichen Bedarf dienen A. Luther u. H. Friesenhahn: Land und Leute in dt. Erzählung. Ein bibliographisches Literaturlexikon. 3., gänzlich veränd. u. erg. Aufl. ... 1954. 556 Sp., und F. A. Schmitt: Beruf und Arbeit in dt. Erzählung. Ein literarisches Lexikon. 1952. XVI p.,

---

[152]) J. R. Frey: Bibliographie zur Theorie und Technik des deutschen Romans (1939 bis 1953). MLN 69. 1954. 77–88.

[153]) Es fehlen z. B. solche Werke wie A. Bettex: Der dt. Roman von heute. 1939. – Seltsamerweise ist R. Petsch: Wesen und Formen der Erzählkunst. 2. Aufl. 1943, übersehen.

[154]) Helmut A. Hatzfeld: A critical bibliography of the new stylistics applied to the Romance literatures 1900–1952. Chapel Hill 1953. (The Univ. of North Carolina studies in comparative literature. 5.) – Bespr. F. Schalk RomForsch. 57. 1955. 224f.; G. Rohlfs ASNS 190. 1953/54. 250.

[154a]) René Wellek and Austin Warren: Theory of Literature. [4th ed.] London 1955. S. 347–387 (Notes S. 299–346).

668 Sp. Darauf weist hin, daß allein Titel des 19. und 20. Jh. nachgewiesen werden, obwohl der Barockroman reiche Ausbeute ergeben hätte, daß Schmitt in umgekehrter Chronologie die jüngsten Werke voranstehen und auch, wohl aus volksbibliothekarischen Erwägungen, die Darstellungen asozialer Tätigkeit (Schmuggler, Wilderer, Hochstapler usw.) fortläßt, eine Zensur, der z. B. Thomas Manns 'Krull' zum Opfer fällt. Luther und Friesenhahn scheinen übersehen zu haben, daß ihre Arbeit zum größten Teile durch W. Kosch (s. S. 467–469) geleistet war, dessen Materialfülle sie im übrigen auch nicht entfernt erreichen.

Wegen der großen Bedeutung, welche die Don-Juan-Gestalt (und die Don-Juan-Vorstellung) durch Mozarts Oper in der deutschen Literatur erlangte – von Grabbe bis zu Bonsels und Trakl – sei hier noch die motivgeschichtliche Bibliographie von A. E. Singer genannt[155]), die über 4000 Titel zum Thema beibringt und Vollständigkeit erstrebt. Man kann da viele überraschende Funde machen, nicht nur, weil die Ordnung schwer durchschaubar ist und jegliches Register fehlt, sondern weil der Verf. seine Aufgabe erfreulich weit begriffen hat. Er sammelte Titel zu »The Don-Juan-like figure in literature« und bietet auch solche Nester wie z. B. »Check list of continuations and imitations of Byron's Don Juan«. Leider hat er Hayn-Gotendorfs kompendiöse Bibliographie der erotischen Literatur nicht gekannt, mit deren Hilfe mancher Titel hinzugefügt und manche Angabe hätte berichtigt werden können.

XI

Auf die beständige Zunahme der *Übersetzungsbibliographien* hatte ich schon oben I, 279f. hingewiesen. Es ist nicht nur die verbreiterte soziale Schicht, die fremdsprachigem Schrifttum aufmerksam folgt und seine Übertragung in das eigene Idiom wünscht, es ist auch der in unserer Epoche so rege experimentelle Geist, welcher die der Übersetzung eigene Transzension als Lockung empfindet und die Zahl der Übersetzungen anschwellen läßt. Novalis hat den abstraktiven Vorgang in den Blütenstaub-Fragmenten klar bezeichnet: »Der wahre Übersetzer . . . muß der Dichter des Dichters sein und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen« (ed. Wasmuth III, Nr. 74).

Die periodische Verzeichnung des neu erscheinenden übersetzten Schrifttums liegt weiter in den Händen des Index translationum (s. oben I, 280) und seit 1954 für die deutschsprachigen Werke in einer eigenen Bibliographie der Deutschen Bücherei[156]). Es ist zu erkennen, daß der Anteil des im weiteren Sinne wissenschaftlichen Schrifttums, das aus dem deutschen Sprachraum »ausgeführt« wird, im Vergleich zu dem der Schönen Literatur beträchtlich ist. Das mag daher rühren, daß die Aufnahmebereitschaft des Auslandes für den deutschen Roman ungleich geringer ist als etwa für den anglo-amerikanischen oder französischen.

Der Einfluß der *englischen* Literatur auf die deutsche ist in den letzten Jahren gleich dreimal dargestellt worden[157]). Seine Erforschung ist seit einem Menschen-

[155]) Armand Edward Singer: A bibliography of the Don Juan theme. Versions and criticism. (Morgantown 1954.) 174 S.

[156]) Bibliographie der Übersetzung deutschsprachiger Werke. Verz. d. seit 1951 ersch. u. in d. Dt. Bücherei vorh. Schriften. Bearb. u. hrsg. v. d. Dt. Bücherei. Jg. 1ff. Leipzig: Verl. f. Buch- u. Bibliothekswesen 1954ff. [vierteljährlich].

[157]) Horst Oppel: Der Einfluß d. engl. Lit. auf die dt., in: Dt. Phil. im Aufr. III, 47–144; Gerda Mielke-H. Oppel: Engl. Lit. RL² I, 353–372; H. Oppel: Amerikanische Lit. ebda I, 47–60; Harold Jantz: Amerika im dt. Dichten u. Denken, in: Dt. Phil. im Aufr. III, 145–204; Lawrence Marsden Price: English literature in Germany. Berkeley 1953. VIII, 548 S. (Univ. of California publ. in modern philology. 37.).

alter die Domäne von L. M. Price[158]). Sein Werk 'English Literature in Germany', eigentlich die 3. Fassung seiner frühen Schrift 'English-German Literary Influences: Bibliography and Survey' (1919–1920), gibt heute den umfassendsten Überblick, beruhend auf sicherer Kenntnis des einschlägigen wissenschaftlichen Schrifttums, das als Bibliographie mit 1630 Nummern den Schlußteil des opus bildet. Der Verf. hat sich von Auflage zu Auflage stärker bemüht, Verstreutes zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwachsen zu lassen und auch seinen Gegenstand tiefer, als geistesgeschichtlichen Rezeptionsvorgang, zu verstehen. Dabei behält der Stoff für ihn die größte Anziehungskraft, und nicht immer kann er sich dem Diktat der Materialmassen entziehen. Die Bibliographie ist musterhaft, verzeichnet auch die Besprechungen und dürfte nicht viele Lücken besitzen.

Ich habe mir als fehlend notiert: E. Walther: Der Einfluß Shakespeares auf d. Sturm- u.-Drang-Periode. Progr. Chemnitz 1890; A. E. Eastlake: The influence of English lit. on the German novel and drama in the period from 1880–1900. 1937; J. Kroker: A. Pope in d. Beurteilung d. 18. Jh. Diss. Breslau 1933; O. Mamoru: Hardy and the German men of letters. 1939; H. Oppel: Studien zur Auffassung des Nordischen in d. Goethezeit. 1944; R. W. Rogers: Critiques on the Essay on Man in France and Germany. Engl. Lit. Hist. 15. 1948. 176–193; A. Heß: Shelleys Lyrik in dt. Übertragungen. Diss. Zürich 1949; H.-W. Nieschmidt: Byron u. Grabbe. 1951; W. F. Schirmer: Goethe und Byron. In: Forschungsprobleme d. vgl. Literaturgesch. 1951. S. 47–56.

Den interessantesten Zeitraum aus der Geschichte der Beziehungen griff Price mit der Verzeichnung der deutschen Übersetzungen aus dem Englischen während des 18. Jh. heraus[159]). Hier zeigt sich, ähnlich wie beim Import aus Frankreich, das Überwiegen theologisch-philosophischen Schrifttums, bis, etwa um 1770, plötzlich die Schöne Literatur aus ihrem Aschenbrödeldasein erwacht. Die Reisebeschreibungen treten hier wie dort stark hervor, und es war vielleicht nicht günstig, sie in der Übersicht p. XI mit den rein geographischen Werken zu verschmelzen, weil sie eine ganz andersartige literatursoziologische Funktion erfüllen als die nur über fremde Länder unterrichtende Literatur im Stile des ebenso fleißig übersetzten James Cook. Sie befriedigen vielmehr Erlebnishunger und Abenteuerlust, Aufgaben, die später andere Gattungen wahrnehmen. Bei der Auswertung bibliographischen Materials ist darauf zu achten, daß nicht literarhistorische Zusammenhänge verdeckt werden: hier etwa die Verbindung von Reisebeschreibung und Avanturierroman und Robinsonade (Defoe, Smollett) und die Beziehung zwischen Reisebeschreibung und Empfindsamkeit (Sterne, Richardson, in Deutschland Jacobi, Schummel).

Die Titel sind alphabetisch nach Verfassern geordnet und sekundär erhoben. Die Verf. haben sich bemüht, mit zeitgenössischen Besprechungen in der Titelfassung über Heinsius und Kayser hinauszugelangen. Nachforschungen mit Hilfe der deutschen Übersetzer hätten noch weit besseren Erfolg gebracht. Goedeke, die ADB, Hamberger, Meusel, Wolfstieg und die Menge der Spezialbibliographien hätten dann genutzt werden können. Man vergleiche nur die Titel von Eschenburgs Übersetzungen bei Price und Meyen (S. 454f.)! Der GK-Zettelkatalog und der Katalog des BM werden von den Verf. überschätzt: sie sind sehr zuverlässig, kürzen aber öfter die Titel beträchtlich. – Doch da die Verf. jeweils ihre Quelle angeben, ist der Benutzer nach einiger Zeit imstande, selbst den Präzisionsgrad eines Titels ungefähr zu ermessen. Als Ganzes ist die Bibliographie, die in einer längeren Einleitung die Hauptlinien der Entwicklung zieht, ein gelungenes Werk[160]).

---

[158]) Price gibt auch jährlich im JEGPh eine 'Anglo-German literary bibliography'.

[159]) Mary Bell Price and Lawrence M[arsden] Price: The publication of English humaniora in Germany in the 18th century. Berkeley, Los Angeles: Univ. of California Press 1955. XXXIII, 216 S. (Univ. of California publ. in modern philology. 44.)

[160]) Anmerkungsweise sei noch hingewiesen auf das uns hier nicht unmittelbar angehende Buch von Henry A. Pochmann and Arthur R. Schultz: Bibliography of German culture in America to 1940. Madison 1953. XXXII, 483 S. – Bespr. G. Loomis JEGPh.

Eine Liste von Werken, die sich mit deutsch-*französischen* Literaturbeziehungen befassen, ist in einem von K. Wais u. a. herausgegebenen Sammelband zusammengestellt[161]).

Bei den Übersetzungsbibliographien ist der Abschluß meines Unternehmens (s. oben I, 280f.) anzuzeigen, von dem im Berichtszeitraum die beiden letzten Bände erschienen[162]). Der Schlußband enthält u. a. die Übersetzungen von Werken deutscher Verfasser, die französisch schrieben, und die Nachweise für rd. 8300 deutsche Übersetzer. Der geplante Supplementband ist zu meinem Bedauern wegen verschiedener Umstände bisher ausgeblieben. Er hätte in erster Linie Titel des 18. Jh. und durch die Person des Übersetzers wichtigere abgelegene Übersetzungen des ganzen Zeitraums nachzutragen. Auch läßt sich heute eine Reihe von Originaltiteln besser als damals ermitteln.

Die Fortführung über 1948 hinaus, aber ohne die unselbständig erschienenen Schriften, unternimmt eine periodisch herauskommende anonyme Bibliographie, die der Zs. 'Das Buch' beiliegt und sich im Technischen an meine Bibliographie anschließt[163]).

Das Gegenstück zu dieser, ein umfängliches Verzeichnis französischer Übersetzungen aus dem Deutschen, das während des letzten Krieges hergestellt wurde, liegt, wie einem Hinweis von K. Wais zu entnehmen ist[164]), jetzt als Ms. in der Univ.-Bibliothek Tübingen.

Desiderat bleibt ein systematisch geordnetes, ausführlich annotiertes Verzeichnis für die deutschen und französischen Werke des Mittelalters, bei denen das französische stofflich oder motivisch auf das deutsche eingewirkt oder sonst in signifikanter Weise zu seiner Gestaltung beigetragen hat (z. B. chanson de geste und dt. Spielmannsepos, höfisches Epos, Minnesang, geistliche Lit.). Da müßte auch die Frage mndl. Zwischenstufen ihren Platz finden und wäre vielleicht in ihrer Breite auch besser zu übersehen[165]). Eine gründliche Übersicht über die Strophen des frühen deutschen Minnesangs, die ein französisches (provenz.) musikalisches Vorbild haben, hat kürzlich U. Aarburg gegeben[166]).

XII

Wir fügen hier in gedrängter Form die Bibliographie zur *Theaterwissenschaft* an. Die bibliographische Erschließung hat hier noch kaum begonnen; man war in den ersten Generationen der Disziplin mehr mit Absteckung der Grenzen und

---

53. 1954. 677f. – und auf das nicht im Buchhandel ersch. Verzeichnis amerikanischer Bücher in dt. Übersetzung, ersch. seit 1945. Zsgest. v. K. S. Information Agency, Off. of Publ. Affairs HiCOG. 1954. 294 S. [masch.].

[161]) In: Deutschland-Frankreich. Ludwigsburger Beiträge zum Problem der dt.-frz. Beziehungen. (Hrsg. [v.] Ulrich Dertenbach, Fritz Schenk, Harjolf Sperl, Kurt Wais, H. K. Weinert.) 1954. S. 291–378.

[162]) Hans Fromm: Bibliographie deutscher Übersetzungen aus d. Französischen 1700 bis 1948. Bd 5. 6. Baden-Baden: Verl. f. Kunst u. Wissenschaft 1952. 1953. 486 S., 3 Bl.; 547 S. – Bespr. W. Mönch DLZ 73. 1952. 65–68; K. Wais ASNS 189. 1953. 250f.; H. Widmann ZfBB 2. 1955. 132f.; Ch. Dédéyan Erasmus 10. 1957; E. Öhmann NphM 54. 1953. 290–92.

[163]) Systematisches Verzeichnis dt. Übersetzungen aus d. Franz. 1945–1950. Fortgef. u. erg. bis Dez. 1952 [= Nachtr. 2]. [1953]. 24 S. (Das Buch. Beil.); nicht zugänglich war mir: (I. Wenger:) 10 Jahre dt. Übersetzung aus d. Franz. ‹1945–1955›. 1956. getr. Pag. (Schriftenreihe Antares.).

[164]) Fritz Ernst u. Kurt Wais: Forschungsprobleme d. vgl. Literaturgeschichte. 1958. II, p. VI.

[165]) Vgl. P. Tilvis: Prosa-Lancelet-Studien. Helsinki 1957.

[166]) Ursula Aarburg: Melodien zum frühen dt. Minnesang. Eine kritische Bestandsaufnahme. ZfdA 87. 1956/57. 24–45; verb. Wiederabdruck in meinem 'Deutschen Minnesang' [voraussichtlich 1960].

Emanzipation aus philologischer Vorherrschaft beschäftigt. Die heute vorhandenen Verzeichnisse geben erste Hilfen, die einzige gründliche Materialaufarbeitung gewährt, für den Zeitraum von 1815–1830, der 'Goedeke' (S. 459).

Eine tüchtige Fleißarbeit, in der aber auch eine überlegte Systematik für das Gesamtgebiet vorgelegt wird, ist G. Schwanbecks Verzeichnis theaterwissenschaftlicher Hochschulschriften[167]) mit über 3300 Titeln.

Die Liste von K. Braun im 'Aufriß'[168]) will und kann nur der ersten Orientierung dienen; es gibt in ihr eine Reihe schmerzlicher Lücken, die weniger die Theatergeschichte als die Sachgebiete der Theaterwissenschaft betreffen.

Ich nenne: C. Nießen [d. i. Karl Pohlhaus]: Handbuch d. Theaterwiss. [Bisher:] 1, 1–3. 1949 ff.; H. Knudsen: Theaterwiss. Werden u. Wertung einer Universitätsdisziplin. 1950 [mit Bibliographie]; H. Riemann: Opern-Handbuch. 1887–93; C. H. Kaulfuß-Diesch: Die Inszenierung d. dt. Dramas an der Wende des 16. u. 17. Jh. 1905; S. Mauermann: Die Bühnenanweisungen im dt. Drama bis 1700. 1911 (Palaestra. 102.); F. Hadamowsky: Die Wiener Operette. [1948]; W. Bruhn u. M. Tilke: Das Kostümwerk. 1941 (Neuaufl. u. d. T.: Kostümgeschichte in Bildern. 1955); J. Gregor: Das Bühnenkostüm. 1926. – Verschiedentlich sind nur ältere Aufl. berücksichtigt (Sp. 554 Schiedermair, 557 Kosch, 557 Martersteig). – A. Kutschers Grundriß der Theaterwissenschaft (2. Aufl. 1949) ist versehentlich in die Abt. 'Frühstufe und Mittelalter' geraten, die übrigens dürftig ausfiel. –

Für die gegenwärtige Situation der Theaterwissenschaft scheint mir leider das Fehlen einer Abt. 'Sprache' symptomatisch, obwohl G. Schwanbeck dazu 18 Diss. nachweist und die Gesellschaft für Theatergeschichte nicht nur die Erforschung der dramatischen Sprache, sondern auch die des Schauspielers als wichtig erachtete[169]). Braun hat hoffentlich in der kommenden 2. Aufl. seines Verzeichnisses Gelegenheit zur Erweiterung und Gliederungsdifferenzierung.

Das beste bibliographische Hilfsmittel auch für den deutschen Benutzer ist die vorzügliche Enciclopedia dello Spectacolo[170]), die zu 30 000 Stichwörtern (Dramatiker, Opernkomponisten, Regisseure, Choreographen, Kostümbildner, Marionettenspieler, Varietékünstler, auch Theoretiker [großer Aristoteles-Artikel!] usw., Arten, Gattungen, Theatergeschichte von Ländern und einzelnen Städten; alles mit trefflichem Bildmaterial versehen) bibliographische Angaben beigibt, die überwiegend dem neuesten Stande entsprechen (z. B. die bibliographischen Hinweise s. v. Goethe). Die Artikel selbst sind stärker geistesgeschichtlich ausgerichtet als in dem bekannten Bompiani-Lexikon der Weltliteratur.

Dessen biographisches Interesse ist auch die Domäne von W. Koschs Theater-Lexikon[171]), das bei etwa gleicher Qualität und Ausrichtung wie das 'Deutsche Literaturlexikon' (s. S. 467–469) – ein Teil der Artikel ist aus diesem übernommen – doch einen ungleich größeren praktischen Wert besitzt, weil die bibliographierende und biographierende Nachwelt für den Mimen gewöhnlich andernorts schlechter sorgt als für den Literaten.

Für die Gegenwart wird Kosch ergänzt durch Kürschners biographisches

---

[167]) Gisela Schwanbeck: Bibliographie der deutschsprachigen Hochschulschriften zur Theaterwissenschaft von 1885–1952. 1956. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. 58.) XIV, 563 S.

[168]) K[orbinian] Braun: Bibliographie zur dt. Theatergeschichte. In: Dt. Phil. im Aufriß 3. 1957. 554–558.

[169]) Vgl. Ursula Rohr: Der Theaterjargon [als sondersprachliche Erscheinung behandelt]. 1952. (Schriften der Ges. f. Theatergesch. 56.).

[170]) Enciclopedia dello Spectacolo. Fondata da Silvio d'Amico. [Bisher] Bd 1–5 (A-Guard). Roma 1954 ff.

[171]) Wilhelm Kosch: Deutsches Theaterlexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch. [Bisher] Lfg 1–17 (A-Neumann). 1953 ff. Vgl. auch oben I, 270, Anm. 2.

Theater-Handbuch[172]), das auch Film und Rundfunk mit einbezieht. Wegen schwacher Fragebogenmoral mußten die Herausgeber über die Mehrzahl aller Artikel selbst schreiben, bei der Vielfalt der zu verzeichnenden Tätigkeiten eine ungemein schwierige Arbeit, zumal das Werk ohne Vorgänger ist. Sie ist im ganzen gelungen, wenn das Handbuch natürlich auch – schon aus den psychologischen Voraussetzungen der Schauspieler-»Autobiographie« heraus – den kritischen Benutzer verlangt, und der hektische Rhythmus unseres heutigen schauspielerischen Lebens mit seinen schnell zusammengerafften und wieder entlassenen Ensembles und der Konfektionalisierung der Filmkunst dazu beiträgt, daß bald Lücken und Unvollständigkeiten entstehen[173]).

Die Liste von über 1000 Titeln zur Theaterwissenschaft, die Phyllis Hartnoll im Oxford Companion to the Theatre[174]) bietet, hat dem englischen Benutzer mehr zu sagen als dem deutschen. Die Auswahl fürs deutsche Theater ist recht zufällig und bevorzugt ältere Werke. Angenehm überrascht dagegen der umfängliche Abriß der deutschen Theatergeschichte von Wilhelmina E. Delp (Sp. 303–318), der kenntnisreich und klar ist, auch über das Fastnachtsspiel und Barocktheater orientiert und erst vor der Moderne kapituliert (B. Brecht »stands a little apart, with his sharply pointed dialogue interspersed with songs«).

Ohne bibliographische Nachweise sind leider die verschiedenen Schauspielführer geblieben[175]), die alle mehr oder minder in ihrer historischen Anlage der perspektivischen Verkürzung anheimfallen und dem Theater des 20. Jh. das Schwergewicht geben. Für das Drama der Gegenwart, für das wissenschaftliche Literatur noch kaum zur Verfügung steht, bieten denn auch J. Gregor und besonders Reclams Schauspielführer (durch seine literatur-, geistes- und theatergeschichtlichen Ausführungen zu den einzelnen Dichtern und Stücken) wertvolle Hilfe.

XIII

Es ist wissenschaftsgeschichtlich nicht ohne Interesse, daß nach H. Kindermann[176]) nun auch H. Pongs ein *Weltliteraturlexikon* vorlegt[177]). Es arbeitet »an der gemeinsamen europäischen Wertmitte«, die »grundsätzlich alles Eng-Nationale überwindet« (Vorw.). Als Literaturlexikon ist es ein extremer, wenn auch symptomatischer Fall. Es verbindet lexikalische Anlage mit offener Subjektivität. H. Pongs hat die Signatur der Generation verstanden: er gibt dem spätzivilisatorischen Snobismus, der sich einsame Denkleistungen einer Hochkultur im Taschenbuch demokratisiert, in der äußeren enzyklopädischen Form nicht Information,

[172]) Herbert A. Frenzel u. Hans Joachim Moser: Kürschners biographisches Theater-Handbuch. Schauspiel, Oper, Film, Rundfunk. Deutschland-Österreich-Schweiz. Berlin: de Gruyter 1956. XII, 840 S.

[173]) Ich habe eine Reihe von Theaterzetteln des J. 1959 unserer bekanntesten Bühnen verglichen und konnte kaum eine Besetzung – von Nebenrollen ganz abgesehen – mit leidlicher Vollständigkeit aufschlagen.

[174]) Phyllis Hartnoll: The Oxford Companion to the Theatre. Oxford 1951. 887 S. (Bibliographie S. 856–887).

[175]) Otto C. A. zur Nedden [u.] Karl H. Ruppel: Reclams Schauspielführer. 1953. (Univ.-Bibl. 7817–28) 1122 S. – Joseph Gregor: Der Schauspielführer. Bd 1–6. 1953–55 [Inhaltsangaben mit kurzen Vorbemerkungen; fürs deutsche Theater nur Bd 1 und ein Teil von Bd 2; Auswahl öfter eigenwillig]. – Otto Schumann u. Franz Schneider-Facius: Schumanns Schauspielbuch. 2. Aufl. 1951. 923 S. [ca 500 Kurzbesprechungen, ohne Wert für den Literarhistoriker, wendet sich an den »unbefangenen Theaterfreund«].

[176]) Heinz Kindermann u. Margarete Dietrich: Lexikon der Weltliteratur. 3. Aufl. (1953). VI, 1066 S. Vgl. meine Bespr. I, 275–277.

[177]) Hermann Pongs: Das kleine Lexikon der Weltliteratur. Stuttgart: Union Dt. Verl.-Ges. (1954). 1456 Sp.

sondern »eine Fibel der Grundwerte, auf die sich das vielverschlungene Leben im Spiegel der Weltdichtung zurückführt« (Vorw.), mit anderen Worten: subjektive Weltschau. Und dies mit der verblüffend harmlosen Begründung: »Denn das menschliche Herz ist immer dasselbe.«

Man darf also damit rechnen, ein Schema vorzufinden. Es ist denn auch gekennzeichnet durch die Begriffspolarität »Naivität« und »Bewußtsein« und den häufigen Aufweis einer »Ambivalenz«. Der Kenner von Pongs' Schriften sieht sich auf bekanntem Gefilde. Es sind im wesentlichen psychologische Kategorien (Freud, Gebser), die auch zur ontologischen Bestimmung des jeweiligen Kunstwerks eingesetzt werden.

Die Definition, die dem Lemma an sich zu folgen hätte, ist ersetzt durch »Formulierungen, die signalisieren, worauf es ankommt«. Das bedeutet: das Lexikon setzt einen bestimmten Leser (weniger Benutzer) voraus und zieht ihn rücksichtslos mit. So heißt das »Signal« s. v. Motiv (Sp. 971): »Das Bewegende, was sowohl vom Stoff wie von der Idee her im Dichter Dichtung hervortreibt ('Beweggrund')«, s. v. Hälfte des Lebens »Berühmtes Spätgedicht Hölderlins, 1805: 'Nachtgesänge'. Reiner Ausdruck des Dichters, der sich gottverhängten Polaritäten preisgegeben findet; im krisenhaften Gefühl, auf der Hälfte des Lebens zu stehen«. Als Stichwörter treten Dichternamen, Werktitel, Gattungs- und Epochenbezeichnungen auf, so daß mehrfache Behandlung nicht ganz selten ist, z. B. 'Romeo und Julia auf dem Dorfe' s. v. Keller, 'Züricher Novellen' und 'Romeo und Julia'.

Wer sich von dieser unsanften Leidenschaftlichkeit mitreißen läßt, findet anschließend in Nonpareille-Druck (Augenpulver!) Inhaltsangaben, geschickt gerafffte Beispielsituationen, Wertungen und Charakteristiken nicht ohne Freude am Aperçu und mancherlei Belehrung. Pongs, dem eine besessene Feder geschwind läuft, streut anregende und zum eigenen Weiterdenken und Widerspruch auffordernde Gedankensplitter um sich. Die Offenheit der Welt des Kunstwerks wird freilich durch die immer mit Antinomien, Ambivalenzen und Polaritäten arbeitenden Deutungen nur suggeriert, denn gerade in dieser fast monomanen Sichtweise liegt das simplifizierende Schema. Sprachlich kündigt sich der Kurzschluß in journalistischer Epigrammatik an: Reinmar von Hagenau (Sp. 1129): »Der dt. Meister eines ersten l'art pour l'art im Minnesang«[178]), Schnaderhüpfl (Sp. 1216): »Zum Tanz beim Erntedankfest geschaffene Vierzeiler, Ausdruck der schöpferischen Gruppenseele des bajuwarischen Stammes«, Hesse (Sp. 644): »Bedeutender schwäbischer Dichter, der im eignen Zwiespalt den Zwiespalt des Zeitalters mit austrägt. Nobelpreis 1947.«

Die Auswahl der Namen ist nicht übel, viel beherrschter als bei Kindermann; trotz der schlimmen Begriffsbestimmung: »Weltliteratur sind die Werke, die die Seele weiten um innere und äußere 'Welt'«.

Um einen Begriff von der Auswahl zu geben: Fortgelassen wurden unter L folgende Namen, von denen man den einen oder anderen vermissen könnte: E. Langgässer, W. Langland, V. Larbaud, Joh. Larsen, Antoine de La Sale, E. Lasker-Schüler, B. Latini, H. Laube, E. Leino, F. Lienhard, G. Lillo, O. zur Linde, Lin Yutang, D. C. v. Lohenstein, Longus, O. Loerke, P. Loti, Raimundus Lullus, J. Lydgate, J. Lyly.

Auf den bibliographischen Teil hat Pongs weniger Wert gelegt als andere Lexika. Er bringt in erster Linie Ausgaben und deutsche Übersetzungen. Die Daten sind nach eigener Angabe im allgem. aus Eppelsheimers 'Handbuch der

[178]) Derselbe Artikel übersetzt *des er kûme wirt gewert* mit 'dem kaum etwas gewährt wird', schreibt Carl von Krauß (pro: Kraus) und läßt sein MF 1939 (pro: 1940) erscheinen. Solche Ungenauigkeiten häufig.

Weltliteratur' erhoben, gewöhnlich wohl ohne Verifikation, denn auch Druckfehler wurden mit übernommen.

Die Energie, mit der hier Werke der Dichtung beschrieben und gedeutet werden, bleibt bemerkenswert. Daß aber die Idee eines aus wenigen »weltaufschließenden« Formeln lebenden Enzyklopädismus der Dichtung die Freiheit nimmt, aus der sie geboren ist und wirkt, und im Zeitalter des Wertrelativismus nicht mehr verwirklicht werden kann, war dem vielbelesenen Verf. dieses Mammutwerks unmöglich zu erkennen. So besitzt das opus neben seiner Spürkraft für Aktualitäten auch eine stark anachronistische Note.

Eine Verbindung von Weltliteraturlexikon und Reallexikon bildet das 'Kleine literarische Lexikon' von W. Kayser[179]). Der Verlag ersetzt mit ihm die früher in der Sammlung Dalp erschienenen, in ihrem Werte höchst unterschiedlichen kleinen Literaturlexika (s. oben I, 270f.). Der Autorenteil ist das Arbeitsergebnis einer Reihe von Fachleuten, das Sachwörterbuch ist aus Artikeln von Herbert Seidler und W. Kayser (Metrik) zusammengesetzt, die altdeutsche Literatur bearbeitete J. v. Dam, die der Neuzeit F. Martini. Im ganzen ist in der Darstellung und in den (sehr knappen) Literaturangaben Zuverlässigkeit erreicht, doch geht allzu große Kürze manchmal auf Kosten der Richtigkeit (als Beisp.: katalektisch), was im Sachwörterbuch besonders hervortritt. Auch ist das Stichwortnetz zu weit; man vermißt etwa unter K und L: Kadenz (!), Karikatur, Kenning, Kinderlied, Kitsch, Klang (-malerei, -symbolik usw.), Klausel, Klimax, Kontrafraktur Kreuzzugsdichtung, Kritik, Lai, Leitmotiv, Liederbuch. (Was sucht das Eckenlied im Sachwb.?)

Die größte Umsicht und Sachkenntnis haben in ein Nachschlagewerk der Weltliteratur zweifellos die drei Wiener Gelehrten E. Frauwallner, H. Giebisch und E. Heinzel investiert[180]). Mit einem Stab von Spezialisten haben sie sich bemüht, dem Begriff »Weltliteratur« gerecht zu werden und nicht nur ein Lexikon zu schaffen, in welchem die Reihe der der antiken, abendländischen oder Neuen Welt zugehörenden Autoren mit den bekanntesten Namen fremdländischer Kulturen leicht durchsetzt wird. Sie sind als einzige, soweit ich sehe, der perspektivischen Verzerrung entgangen, vor der Oswald Spengler schon vor 30 Jahren so eindringlich gewarnt hat. Allein die Zahl der Artikel, die in Überblicken eine Literatur behandeln, beträgt rd. 130. Entsprechend ist die Auswahl der deutschsprachigen Autoren strenger als etwa bei Kindermann (oben I, 276)[181]). Der Aufbau der Artikel ist einheitlich; jeder bietet Biographisches, literarhistorische Würdigung, Hinweis zu einzelnen Werken, die wichtigeren Titel in der Originalsprache, evtl. Gesamtausgaben oder Teilsammlungen, deutsche Übersetzungen und Sekundärliteratur, bei dieser mit Bevorzugung der Nachkriegszeit. Der Ton der Würdigung hält eine gute Mitte zwischen objektiver Distanz und eigenem Einsatz, so daß bei Wahrung strenger Diktion Farblosigkeit doch nicht aufkommt. Die Darstellung läßt meist erkennen, daß nicht bloß, ohne die Möglichkeit eigenen Urteils, Information aus anderen Quellen weitergegeben wurde; die Würdigungen stellen Einbau in Entwicklungszusammenhänge, Vergleiche und Bezüge dar, wie sie für entferntere Literaturen der ängstliche Kompilator nicht geben kann (es sei denn, daß er, wie Pongs, für alles seinen Einheitsschlüssel zur Hand hat). Die

---

[179]) Kleines literarisches Lexikon. 2., v. A. Buck, J. v. Dam, J. v. Farkas [u. a.] neubearb. Aufl. Hrsg. v. W. Kayser. 1953. 608 S. (Sammlung Dalp. 15–17.)

[180]) E. Frauwallner, H. Giebisch u. E. Heinzel: Die Weltliteratur. Biographisches, literarhistorisches und bibliographisches Lexikon in Übersichten und Stichwörtern. Bd 1–3. 1951–1954.

[181]) Lücken scheinen mir nur bei der Gegenwartsliteratur zu bestehen. Ich vermisse z. B. unter den Buchstaben R und T, auf die ich die Stichproben konzentrierte: M. K. Rawlings, Paule Regnier, Conrad Richter, Barbara Ring, Elizabeth Madox Roberts, Mazo de la Roche, Dylan Thomas, James Thurber, Henri Troyat.

Bibliographica sind von hervorragender Genauigkeit. Ich habe viele finnische, ungarische und skandinavische Artikel geprüft und kaum Versehen gefunden.

300 gut ausgewählte 'ausländische Dichter und Schriftsteller unserer Zeit' stellt F. Lennartz in umfangreichen und im ganzen sorgfältig geschriebenen Artikeln vor[182]). An der Art, wie häufig das Urteil aus Kritiken und Aufsätzen (aus denen zitiert wird) – meist mit allzu viel Ehrfurcht vor gut formulierter Kritikerweisheit – gewonnen wird, wird man sich bei einer derartigen Kompilation nicht stoßen, sondern dankbar für die Information in gerundeten Lebensbildern sein, deren Anlage und Umfang über die üblichen Artikel in Literaturlexika hinausgeht.

Wir stehen am Ende unseres Überblicks. Wieder mußte, wie schon 1952, der Bericht von einer der hervorragendsten Tugenden des Bibliographen, dem entsagungsvollen Sammelfleiß, absehen. Der Bibliograph kann nicht mit einem intuitiven Wurf ganze Landstrecken überbrücken und Neuland im Umriß abstecken. Er muß Scholle um Scholle umgraben, denn auch die Anzahl der Spatenstiche ist seine Leistung – wobei ihm manchmal noch der Glaube abhanden kommen mag, daß der wissenschaftlichen Hervorbringung, wie er sie dokumentarisch festhält, in ihrer Entwicklung ein entelechisches Prinzip innewohne.

Wie der Rezensent den Sammelfleiß in jedem nötigen Falle, ganz unabhängig von Urteil oder Tadelwort, ohne besondere Erwähnung zu würdigen weiß, so ist auch der Leser aufgerufen, ihn jeweils mit hinzu zu verstehen. Wenn aber ein solcher Forschungsbericht produktiv sein soll, so muß er Lücken und Schwächen ohne Umschweif angeben, die Situation kennzeichnen und kommender Betätigung die Richtung weisen.

Wir wissen wohl, daß es den Fleiß dessen gibt, der sich bibliographischer Arbeit zuwendet, um die schimpfliche Wunde weniger sichtbar werden zu lassen, die er von sachbezogenem Ideenreichtum *a tergo* empfangen hat. Von diesem Vorwurf nicht getroffen wird der Sammler, der den Reiz spürt, welcher dem Titelwort als dem Namen innewohnt, der die Individualität wie den Typus, die Species wie das System bezeichnet. Der einzelne Name setzt ins Leere, im Miteinander bilden sie Figur.

---

[182]) Franz Lennartz: Ausländische Dichter und Schriftsteller unserer Zeit. Stuttgart: Kröner (1955). VI, 749 S. (Kröners Taschenausg. 217.)

Eingesandte Bücher

Bertholet, Alfred: Wörterbuch der Religionen. In Verbindung mit Hans Frhr. von Campenhausen. (Kröners Taschenausgabe. Bd 125.) Stuttgart: Alfred Kröner 1952. (VII, 532 S. kl. 8°) Leinen DM 15.–

Dictionary of Mysticism. Ed. by Frank Gaynor. New York: Philosophical Library 1953. (210 S. gr. 8°) Halbleinen $ 5.–

Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. 29. Aufl. (mit Nachtrag). / Nachträge zum Mittelhochdeutschen Taschenwörterbuch. Unter Mithilfe von Wolfgang Bachofer u. Rena Leppin bearb. v. Ulrich Pretzel. Stuttgart: S. Hirzel 1958/59. (VIII, 343; IV, 670 S. 8°) Leinen DM 14.80; Nachtrag allein: DM 4.50

*

Deutsche Philologie im Aufriß. 2., überarbeit. Aufl. Hrsg. unter Mitwirkung zahlreicher namhafter Fachgelehrter v. Wolfgang Stammler. Lfrg 19 u. 20. Bielefeld: Erich Schmidt Verlag 1959. (Sp. 1537-1920, 4°) je DM 7.50

Verzeichnis der im Entstehen begriffenen Dissertationen aus dem Gebiete der deutschen Sprache und Literatur. Liste III: Meldungen v. 1. 9. 1958 bis 30. 4. 1959. Hrsg. v. d. Zentralen Kartei germanistischer Dissertationen. Berlin-Dahlem, Boltzmannstr. 3: Germanisches Seminar der FU. (18 S. 2°) DM –.80

*

Altheim, Franz: Römische Religionsgeschichte. 2 Bde. [Neudruck.] Baden-Baden: Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1951/53. (325, 347 S. gr. 8°) DM 67.50

Dornseiff, Franz: Antike und alter Orient. Interpretationen. 2., erweit. u. verbess. Aufl. Leipzig: Koehler & Amelang 1959. (VIII, 451 S. 8°) Halbleinen DM 14.50

Euripides: Die Troerinnen. Elektra. Iphigenie im Taurerland. Drei Tragödien, übertragen u. erläutert v. Ernst Buschor. München: C. H. Beck 1957. (279 S. 8°) DM 11.–, Leinen DM 14.50

Grönbech, Vilhelm: Der Hellenismus. Lebensstimmung, Weltmacht. [Hellenismen. Livsstemning-Verdensmagt. 1953.] Aus d. Dän. v. Christiane Boehncke-Sjöberg. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1956. (327 S. 8°) Leinen DM 12.80

Kerényi, Karl.: Der göttliche Arzt. Studien über Asklepios u. seine Kultstätten. Darmstadt: Herm. Gentner 1956. (XXIII, 113 S. mit 57 Abb. gr. 8°) Leinen DM 16.80

*

Hartmann von Aue: Der arme Heinrich. Mit einer Nacherzählung der Brüder Grimm. Hrsg. v. Friedrich Neumann. (Univ.-Bibl. Nr 456.) Stuttgart: Reclam 1959. (80 S. kl. 8°) DM –.60

Hannesson, Johann S.: Bibliography of the Eddas. (Islandica. Vol. XXXVII.) Ithaca/NY/USA: Cornell University Press 1955. (XIII, 110 S. gr. 8°) $ 3.50

Ders.: The Sagas of Icelanders (Islendinga Sögut). (Islandica. Vol. XXXVIII.) Ithaca/NY/USA: Cornell University Press 1957. (XI, 123 S. gr. 8°) $ 3.–

Kuhn, Hugo: Dichtung und Welt im Mittelalter. Ges. Aufsätze. Stuttgart: J. B. Metzler 1959. (VIII, 304 S. gr. 8°) DM 19.80, Leinen DM 25.–

Philippson, Ernst Alfred: Die Genealogie der Götter in Germanischer Religion, Mythologie und Theologie. (Illinois Studies in Language and Literature. Vol. 37, No 3.) Urbana/USA: The University of Illinois Press 1953. (IX, 94 S. gr. 8°) $ 2.50, geb. $ 3.50

*

Bithell, Jethro: Modern German Literature. 1880-1950. 3. ed. revised and reset. London: Methuen & Co 1959. (XII, 584 S., 8 Taf. 8°) Leinen sh 50/–

Blackall, Eric A.: The Emergence of German as a Literary Language 1700–1775. Cambridge: The University Press 1959. (XI, 539 S. 8°) Leinen sh. 52/6

de Brugger, Ilse M.: Breve Historia del Teatro Inglés. (Compendios Nova de Iniciacion Cultural. 26.) Buenos Aires: Editorial Nova 1958. (173 S. 8°)

Demetz, Peter: Marx, Engels und die Dichter. Zur Grundlagenforschung des Marxismus. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1959. (351 S., 5 Taf. 8°) Leinen DM 15.80

Deutsche Literatur in unserer Zeit. Mit Beiträgen von W. Kayser, B. von Wiese, W. Emrich, Fr. Martini, M. Wehrli, Fr. Heer. (Kleine Vandenhoeck-Reihe. 73/74.) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1959. (162 S. 8°) Karton. DM 3.60

Fambach, Oscar: Der Aufsteig zur Klassik in der Kritik der Zeit. Die wesentlichen u. die umstrittenen Rezensionen aus der periodischen Literatur von 1750 bis 1795, begleitet von den Stimmen der Umwelt. (Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik, 1750–1850. Bd III.) Berlin: Akademie-Verlag 1949. (XXII, 685 S. gr. 8°) Leinen DM 56.–

Frenzel, Herbert A.: Brandenburgisch-Preußische Schloßtheater. Spielorte u. Spielformen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte Bd 59.) Berlin: Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte 1959. (268 S. mit 54 Abb. 4°)

Leonhardt, Rudolf Walter: Der Sündenfall der deutschen Germanistik. (Schriften zur Zeit. H. 21.) Zürich: Artemis-Verlag 1959. (55 S. kl. 8°) Karton. DM 3.80

Müller, Richard M.: Die deutsche Klassik. Wesen u. Geschichte im Spiegel des Strommotivs. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft. Bd 6.) Bonn: H. Bouvier & Co. 1959. (193 S. 8°) Karton. DM 18.50

Robertson, J. G.: A History of German Literature. 3. Ed., revised and enlarged by Edna Purdie with the assistance of W. J. Lucas and M. O'C. Walshe. London: W. Blackwood & Sons Ltd. 1959. (XVI, 700 S. 8°) Leinen sh. 30/–

Schmidt-Hidding, Wolfgang: Sieben Meister des literarischen Humors in England und Amerika. Heidelberg: Quelle & Meyer 1959. (168 S. gr. 8°) Leinen DM 17.–

Schwanbeck, Gisela: Sozialprobleme der Schauspielerin im Ablauf dreier Jahrhunderte. (Theater u. Drama. Bd 18.) Berlin-Dahlem: Colloquium-Verlag 1957. (142 S. 8°) Karton. DM 9.–

Seidler, H.: The Study of German Literature. Inaugural Lecture. Johannesburg/Südafrika: Witwatersrand University Press 1959. (18 S. 8°)

Sokel, Walter H.: The Writer in Extremis. Expressionism in twentieth-century German Literature. Stanford/Cal./USA: Stanford University Press 1959. (VII, 251 S. gr. 8°) Leinen $ 5.–

Die Sprache. 5. Folge des Jahrbuches 'Gestalt und Gedanke'. Hrsg. v. d. Bayer. Akademie der schönen Künste. München: R. Oldenbourg 1959. (186 S. 8°) Leinen DM 12.80

de Vries, Jan: Untersuchung über das Hüpfspiel. Kinderspiel – Kulttanz. (FF Communications. No 173.) Helsinki: Academia Scientiarum Fennica 1957. (84 S. gr. 8°) f.mk 400.–

Waidson, H. M.: The Modern German Novel. A Mid-Twentieth Century Survey. London: Oxford University Press 1958. (VII, 130 S. 8°) Leinen sh. 15/–

*

Barlach. – Schweizer, Hans: Ernst Barlachs Roman »Der Gestohlene Mond«. (Basler Studien. H. 22.) Bern: A. Francke 1959. (154 S. gr. 8°) Karton. DM 14.–

Brecht. – Chiarini, Paolo: Bertolt Brecht. Bari: Editori Laterza 1959. (VIII, 311 S. 8°) Lire 2000.–

— Faßmann, Kurt: Brecht. Eine Bildbiographie. (In d. Reihe: Kindlers klassische Bildbiographien.) München: Kindlers Verlag 1958. (144 S. mit Abb. kl. 4°) Leinen DM 15.80

— Hinck, Walter: Die Dramaturgie des späten Brecht. (Palestra. Bd 229.) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1959. (172 S. gr. 8°) DM 18.–

Büchner. – Krapp, Helmut: Der Dialog bei Georg Büchner. (In d. Reihe: Literatur als Kunst.) Darmstadt [jetzt: Bad Homburg]: Herm. Gentner 1958. (187 S. 8°) Karton. DM 12.–

— Strudthoff, Ingeborg: Die Rezeption Georg Büchners durch das deutsche Theater. (Theater u. Drama. Bd 19). Berlin-Dahlem: Colloquium-Verlag 1957. (151 S. 8°) Karton. DM 9.–

Ludwig Derleth Gedenkbuch. (Sonderdruck des Heftes XXXVI XXXVII.) Amsterdam: Castrum Peregrini Presse 1958. (230 S., 8 S. Abb. 8°) DM 17.60

Goethe. – Beitrage zur Goetheforschung. Hrsg. v. Ernst Grumach. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache u. Literatur. 16.) Berlin: Akademie-Verlag 1959. (VIII, 289 S. mit 2 Tab., 12 S. Abb., gr. 8°) DM 32.–

— Goethe-Handbuch. Goethe, seine Welt u. Zeit in Werk u. Wirkung. 2., vollkommen neugest. Aufl. Hrsg. v. Alfred Zastrau. Lfg: 9: Blessing-Brion. Stuttgart: J. B. Metzler 1959. (Sp. 1281-1440, Lex.=8°) DM 9.–

— Goldschmit-Jentner, Rudolf K.: Goethe. Eine Bildbiographie. (In d. Reihe: Kindlers klassische Bildbiographien.) Munchen: Kindler Verlag 1957. (151 S. mit Abb. kl. 4°) Leinen DM 15.80

Grillparzer. – Stiefel, Rudolf: Grillparzers »Goldenes Vließ«. Ein dichterisches Bekenntnis. (Basler Studien. H. 21.) Bern: A. Francke 1959. (175 S. gr. 8°) Karton. DM 16.50

Grimmelshausen. – Gutzwiller, Paul: Der Narr bei Grimmelshausen. (Basler Studien. H. 20.) Bern: A. Francke 1959. (117 S. gr. 8°) Karton. DM 11.–

Günther. – Deloono, Francesco: Umanità e Poesia di Christian Günther. (Pubblicationi dell'Istituto di Lingue e Letterature Straniere dell'Universita di Genova. I.) Genova: Società Editrice Internazionale 1959. (III, 207 S. gr. 8°) Lire 1000.–

Hölderlin. – Haussermann, Ulrich: Friedensfeier. Eine Einfuhrung in Hölderlins Christushymnen. Munchen: C. H. Beck 1959. (XI, 308 S. gr. 8°) DM 20.–, Leinen DM 24.–

James. – Holder-Barell, Alexander: The Development of Imagery and its Functional Significance in Henry James' Novels. (The Cooper Monographs. 3.) Bern: A. Francke 1959. (215 S. gr. 8°) Karton. DM 15.–

Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Abt. III: Briefe. Bd 3: Briefe 1797–1800. Mit 10 Tafelbeilagen. Hrsg. v. Eduard Berend. Berlin: Akademie-Verlag 1959. (VI, 580 S., 10 Taf. gr. 8°) DM 67.–

Keller. – Merkel-Nipperdey, Margarete: Gottfried Kellers »Martin Salander«. Untersuchungen zur Struktur des Zeitromans. (Palaestra. Bd 228.) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1959. (152 S. gr. 8°) DM 14.80

Müller von Königswinter. – Luchtenberg, Paul: Wolfgang Müller von Königswinter. 2 Bde. (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins. Bd 21 I u. 2.) Köln: Verlag Der Löwe 1959. (XX, 498 S. mit 7 Abb.; XII, 507 S. mit 6 Abb.; gr. 8°) DM 60.–, geb. DM 66.80

Schiller, Friedrich: Samtliche Werke. Hrsg. v. Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert in Verbindung mit Herbert Stubenrauch. Bd 2: Dramen II. Munchen: C. Hanser 1959. (1303 S. 8°) Leinen DM 26.–, Leder DM 36.–, Subskript.-Preis: Leinen DM 24.–, Leder DM 34.–

— Buchwald, Reinhold: Schiller. Leben u. Werk. 4., neu bearbeit. Aufl. Ungekürzte Ausgabe in e. Band. Wiesbaden: Insel-Verlag 1959. (838 S., 1 Taf. 8°, Leinen DM 15.80

— Dilthey, Wilhelm: Schiller. Mit einem Vorwort v. Herman Nohl. (Kleine Vandenhoeck-Reihe. 75.) Gottingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1959. (83 S. 8°) Karton. DM 2.40

— Zeller, Bernhard: Schiller. Eine Bildbiographie. (In d. Reihe: Kindlers klassische Bildbiographien.) Munchen: Kindler Verlag 1958. (144 S. mit Abb. kl. 4°) Leinen DM 15.80

Shakespeare. – Wolffheim, Hans: Die Entdeckung Shakespeares. Deutsche Zeugnisse des 18. Jhdts. Hamburg: Hoffmann & Campe 1959. (275 S. 8.°) Karton. DM 26.–

Wezel. – Solle-Nipperdey, Dorothee: Untersuchungen zur Struktur der Nachtwachen von Bonaventura. (Palaestra. Bd 230.) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1959. (110 S. gr. 8°) DM 11.80

×

Cragg, Kenneth: The Call of the Minaret. New York: Oxford University Press 1956. (XV, 376 S. 8°) Leinen $ 6.25

von Glasenapp, Helmuth: Das Spiel des Unendlichen. Gott, Welt u. Mensch in der Dichtung der Hindus. In deutscher Nachbildung. (In der Sammlung Klosterberg. NF.) Basel: B. Schwabe & Co. 1953. (140 S. 8°) Geb. sfr. 6.25

Härtel, Herbert: Karmavācanā. Formulare für den Gebrauch im buddhistischen Gemeindeleben aus ostturkistanischen Sanskrit-Handschriften. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Institut für Orientforschung. Veröffentlichung Nr 30: San-

skrittexte aus den Turfanfunden. III.) Berlin: Akademie Verlag 1958. (172 S. 4°) DM 39. –

Jaspers. – Caracciolo, Alberto: Studi Jasperiani. (Pubblicazioni dell'Istituto di Filosofia dell'Università di Genova. XII.) Milano: Marzorati Editore 1958. (191 S. 8°) Lire 1700.–

von Loewenich, Walther: Der moderne Katholizismus. Erscheinung u. Probleme. 3 Aufl. Witten: Luther-Verlag 1956. (461 S. 8°) Leinen DM 14.60

Mercier, André: Thought and Being. An Inquiry into the Nature of Knowledge. (Studia Philosophica. Suppl. 9.) Basel: Verlag für Recht u. Gesellschaft 1959. (IX, 156 S. 8°) Karton. DM 18.50

Otto, Walter F.: Die Manen oder Von den Urformen des Totemglaubens. Eine Untersuchung zur Religion der Griechen, Römer u. Semiten u. zum Volksglauben überhaupt. Darmstadt [jetzt: Bad Homburg]: Herm. Gentner 1958. (115 S. gr. 8°) Halbleinen DM 14.–

So spricht Paracelsus. Bearb. v. P. J. Betschart OSB. (In der Reihe: Lebendige Quellen zum Wissen um die Ganzheit des Menschen.) München: O. W. Barth 1956. (126 S. 16°) Leinen DM 2.50

— Goldammer, Kurt: Paracelsus. Natur u. Offenbarung. (Heilkunde u. Geisteswelt. Bd 5.) Hannover: Theod. Oppermann Verlag 1953. (115 S. 8°) Karton. DM 8.50

Die großen Religionen der Welt. [The World's great Religions. 1957.] Aus d. Amerik. übers. u. bearb. v. Hans-Joachim Schoeps. München: Droemersche Verlagsanstalt 1958. (VIII, 310 S. mit rund 400 Abb., darunter 262 farbig; 26×35 cm) Leinen DM 54.–

Rosenkranz, Gerhard: Evangelische Religionskunde. Einführung in eine theologische Schau der Religionen. Tübingen: J. C. B. Mohr 1951. (XII, 258 S. 8°) DM 12.40, Halbleinen DM 14.80

Zehren, Erich: Das Testament der Sterne. Mit 90 Abb. Berlin: F. A. Herbig 1957. (416 S. gr. 8°) Leinen DM 19.80

*

Cuspinian. – Ankwicz-Kleehoven, Hans: Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian. Gelehrter u. Diplomat zur Zeit Kaiser Maximilians I. Köln: Herm. Böhlaus Nf. 1959. (XI, 334 S. mit Abb., gr. 9°) Leinen DM 24.80

Ortega y Gasset. – Ceplecha, Christian: The Historical Thought of Jose Ortega y Gasset. A Dissertation. Washington/D. C./USA: The Catholic University of America Press 1958. (XVI, 182 S. gr. 8°) $ 2.–

Portner, Ernst: Die Einigung Italiens im Urteil liberaler deutscher Zeitgenossen. Studie zur inneren Geschichte des kleindeutschen Liberalismus. (Bonner histor. Forschungen. Bd 13.) Bonn: L. Röhrscheid 1959. (194 S. 8°) Karton. DM 16.80

*

Himmelheber, Hans: Eskimokünstler. Ergebnisse einer Reise in Alaska. Mit 19 Zeichn. im Text, 44 Abb. u. 1 Kte. 2. Aufl. Kassel: Erich Röth Verlag 1953. (136 S. mit Abb., 25 S. Abb., 3 S. gr. 8°) Halbleinen DM 11.80

Moortgat, Anton: Tammuz. Der Unsterblichkeitsglaube in der altorientalischen Bildkunst. Mit 64 Taf. u. 60 Abb. im Text. Berlin: de Gruyter & Co. 1949. (VIII, 155 S., 62 S. Abb. 8°) Halbleinen DM 24.–

Perls, Hugo: Das Geheimnis der Kunst. (In der Erasmus-Bibliothek.) Zürich: Artemis-Verlag 1959. (240 S. kl. 8°) Leinen DM 17.50

FRIEDRICH AUGUST WOLF

Ein Leben in Briefen

In 3 Bänden, besorgt und erläutert von Siegfried Reiter

Bd I: Frühzeit, Hallische Meisterjahre (1779–1807); Bd II: Berliner Leidens- und Alterstage (1807–1824), Entwurf einer Selbstbiographie; Bd III: Erläuterungen.

XXXVI, 436 Seiten; 345 Seiten; III, 342 Seiten gr. 8°/Leinen DM 65.–

Die Ausgabe enthält insgesamt 760 Briefe von Fr. A. Wolf u. a. an: Chr. G. Heyne, F. J. Bertuch, König Friedrich Wilhelm II. und III., J. A. Ebert, J. H. Voß, J. H. M. Ernesti, J. Chr. v. Wöllner, J. S. Semler, Chr. G. Schütz, Chr. Fr. Nicolai, D. Ruhnken, Chr. Garve, J. G. Herder, H. Chr. Adelung, K. F. Conradi, K. A. Böttiger, W. v. Humboldt, Chr. M. Wieland, G. Hufeland, Goethe, Fr. Schlegel, E. v. Massow, G. J. Göschen, H. K. Abr. Eichstädt, Fr. W. Riemer, J. v. Müller, H. E. G. Paulus, J. G. Gurlitt, Ch. de Villers, Frau v. Berg, A. H. Niemeyer, Gräfin v. Voß, B. G. Niebuhr, Varnhagen von Ense, A. Böckh, G. A. Reimer, K. A. v. Hardenberg, L. A. v. Arnim, F. v. Schuckmann, J. F. Cotta, F. G. Welcker, W. Körte, K. F. Zelter, K. L. v. Knebel, G. W. Fr. Hegel, G. H. L. Nicolovius u. v. a.

Vgl. auch DVjs 1959, Heft 2, S. 187–236.

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
STUTTGART

UNIVERSITAS

Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur

Herausgeber: Dr. H. W. Bähr
Schriftleitung: H. W. Bähr und H. Rotta

„... Die vier ersten Hefte des 14. Jahrganges der UNIVERSITAS bringen Beiträge von Theodor Heuss, Carl Gustav Jung, Adolf Portmann, Emil Preetorius, Carl J. Burckhardt, Werner Heisenberg, Helmuth Thielicke, Hans Freyer, Erich Rothacker, Josef Pieper, Karl Jaspers, Wolfgang Kayser und vielen anderen, die mit den Genannten zur geistigen Elite Europas oder der Welt gehören, wie es seit je ein Kennzeichen dieser Zeitschrift war, daß sie jedes Thema aus erster Hand von ersten Sachkennern ihres Faches behandelt wünschte... Die UNIVERSITAS repräsentiert einen Zeitschriftentyp, bei dem Gelehrsamkeit, Kunst und Literatur ineinandergreifen und damit den Zusammenhang einer wahren Universitas darstellen..."
Südwestfunk, Baden-Baden

Aus dem Inhalt von Heft 7/59:

Prof. Dr. Arnold J. Toynbee, London
Die Wandlungen der Rolle Amerikas, von einem Engländer gesehen

Prof. Dr. Bernhard Sticker, Bonn
Alexander von Humboldts Kosmos – die wirkliche und die ideale Welt

Klaus von Bismarck, Villigst
Organisation der Arbeit – Schicksal der Gesellschaft

Prof. Dr. Georg Schmidt, Basel
Marc Chagall und sein Lebenswerk

Prof. Dr. Dr. h. c. Manfred Schröter, München
Jugend- und Altersphilosophie

Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, Saarbrücken
Händel und sein Ruhm

Prof. Dr. Otto Schäfer, Aachen
Biologie und Kybernetik

Dr. Ritchie Calder, London
Die radioaktiven Abfälle und ihre Gefahren

Monatlich 1 Heft mit 112 Seiten. Bezugspreis: vierteljährlich DM 7.20, Studenten 20% Nachlaß, Einzelheft DM 2.50

Probeheft kostenlos!

WISSENSCHAFTLICHE VERLAGSGESELLSCHAFT MBH.,
STUTTGART 1, POSTFACH 40

Das Christentum und die Religionen der Welt

Von A. J. Toynbee. Übersetzt von F. Meister-Weidner. 128 S. Ln. 8,80 DM. Mit diesem Buch ruft Toynbee die Angehörigen der Weltreligionen zu größerer Toleranz und zu gemeinsamem Handeln gegen die Ersatzreligionen des Kommunismus und Nationalismus auf.

Neugier und Glaube

Von H. J. Baden. 183 S. Ln. 12,50 DM. In seinem neuen Werk untersucht der bekannte Essayist die verschiedenen Spielarten der Neugier und analysiert damit einen bisher kaum erfaßten Bereich menschlichen Daseins.

Bildatlas zur Bibel

Von L. H. Grollenberg. Übersetzt von H. Eising. Vorwort von J. Hempel. 164 S. 36 achtfarbige Karten u. 400 Fotos. Ln. 38,– DM. Bild, Karte und Text stellen uns Land und Menschen der Bibel so vor Augen, daß man sehen lernt, was die Heilige Schrift für uns enthält und auch heute noch bedeutet.

Bildatlas der frühchristlichen Welt

Von van der Meer/Mohrmann. Übersetzt von H. Kraft. 216 S. 42 sechsfarbige Karten und 614 Fotos. Ln. 48,– DM. Das Werk gibt einen umfassenden Überblick über die ersten sechs Jahrhunderte der Christenheit, indem es die typischen, historisch interessanten und bedeutsamen Dokumente in chronologischer, geographischer und sachlicher Anordnung vielseitig und anschaulich zusammenstellt.

ZUM FRIEDRICH-SCHILLER-GEDÄCHTNISJAHR

MELITTA GERHARD

SCHILLER

455 Seiten, mit 1 Bildnis. Leinen DM 19.50

„Das Buch hat alle Eigenschaften, zum Standardwerk über Schiller für unsere Zeit zu werden." *Die Furche, Wien*

„Ein Musterbeispiel interpretierender Kritik. Die ganze geistige Spannweite des deutschen 18. Jahrhunderts wird spürbar."
Nordwestdeutscher Rundfunk

FRANCKE VERLAG BERN UND MÜNCHEN

Veröffentlichungen des Slavisch-Baltischen Seminars der Universität Münster/Westf. Band II

HANS BÖHM

Das Wertheimer glagolitische Meßbuch-Fragment

96 Seiten. Broschiert DM 9.80

Ausgabe, Fund- und Textgeschichte eines kroatisch-kirchenslavischen Missal-Fragments in Wertheim am Main, das mit palaeographischen, sprachlichen und textlichen Gründen auf die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert wird.

ROBERT KAR

So lernt man Sprachen

186 Seiten. Broschiert DM 15.40

Der »immediale« Sprechakt wird psychologisch untersucht und hieraus eine neue Methode abgeleitet. Diese Sprachlehrmethodik erreicht das Denken in der Fremdsprache und grammatische Korrektheit ohne Grammatik.

VERLAG ANTON HAIN K.-G.
Meisenheim am Glan

Im Juli 1959 ist erschienen:

HUGO KUHN

DICHTUNG UND WELT IM MITTELALTER

VIII, 304 Seiten gr. 8°. Leinen DM 25.–,
broschiert unbeschnitten DM 19.80

Inhaltsverzeichnis

Zur Deutung der künstlerischen Form des Mittelalters / Struktur und Formensprache in Dichtung und Kunst / Soziale Realität und dichterische Fiktion am Beispiel der höfischen Ritterdichtung Deutschlands / Gattungsprobleme der mittelhochdeutschen Literatur / Stil als Epochen-, Gattungs- und Wertproblem in der deutschen Literatur des Mittelalters / Germanistik als Wissenschaft / Hrotsviths von Gandersheim dichterisches Programm / Minne oder reht / Gestalten und Lebenskräfte der frühmittelhochdeutschen Dichtung. Ezzos Lied, Genesis, Annolied, Memento mori / Erec / Parzival. Ein Versuch über Mythos, Glaube und Dichtung im Mittelalter / Zugang zur deutschen Heldensage / Über nordische und deutsche Szenenregie in der Nibelungendichtung / Virginal / Anmerkungen / Register

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
STUTTGART

VORSCHAU AUF DIE FOLGENDEN HEFTE

Kurt von Fritz, Ziele, Aufgaben und Methoden der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft. – Constantin Floros, Das Kontaktion. – Klaus Heitmann, Kunst und Moral. Zur Problematik des Prozesses gegen die 'Fleurs du Mal'. – Johannes Hoffmeister †, Beitrag zur sogenannten Kantkrise Heinrichs von Kleist. – Karl Musiol, Carl Hauptmann und Josepha Kodis. – Heinz Ritter, Ein unbekanntes Novalisfragment. – Wolfgang Schadewaldt, Faustens Grablegung und die 'Achilleis'. – Fritz Schalk, Das Problem der Spaniendeutung. – Joachim Seyppel, Adel des Geistes: Thomas Mann und August von Platen. – Rudolf Stamm, Das Spätwerk O'Neills. – Klaus Wagenbach, Jahreszeiten bei Kafka? – Kurt Wais, Die Errettung aus dem Schiffbruch. Melville, Mallarmé und einige deutsche Voraussetzungen.

In Aussicht stehen ferner Beiträge von Richard Alewyn, Willy Andreas, Leonhard Bertger, Wolfgang Binder, Paul Böckmann, O. Friedrich Bollnow, August Buck, Herbert Cysarz, Alois Dempf, Melitta Gerhard, Romano Guardini, Willibald Gurlitt, Hermann Kunisch, Victor Lange, August Langen, Friedrich Maurer, Kurt Oppert, Walter Pabst, Rudolf Pfeiffer, Karl Roos, H.-M. Rotermund, Richard Samuel, Georg Scheja, Walter Schirmer, Wieland Schmidt, Levin Ludwig Schücking, Emil Staiger, Paul Stöcklein, Werner Vordtriede, Mary Wilkinson, L. A. Willoughby u. a.

FORSCHUNGSREFERATE von Ronald Peacock (allgemeine Literaturwissenschaft), Wolfgang Kayser (Lyrik und Vers), Walter Pabst (Epische Formen), Eckehard Catholy (Drama und Theater), Kurt May † (Interpretationen), Gerhard Kaiser (Literatursoziologie), Paul Böckmann (Gesamtdarstellungen der deutschen Literaturgeschichte), Werner Betz, (Germanisches Altertum), Heinz Rupp (Althochdeutsche Literatur), Hendricus Spaarnay (Höfisches Epos), Bruno Boesch (Minnesang I), Günther Jungbluth (Minnesang II), Anneliese Hofmann (Mittelalterliche Mystik), Karl Heinz Weimann (Paracelsus), Erich Trunz (Barockliteratur), Arthur Henkel (Hamann), Hans-Egon Hass (Goethezeit), Benno von Wiese (Schiller), Walter Müller-Seidel (Romantik), Manfred Windfuhr (Heine), Fritz Martini (Deutsche Literatur im Zeitalter des Realismus), Claude David (Gerhart Hauptmann), Wolfdietrich Rasch (Deutsche Literatur um 1900), Klaus Wagenbach (Kafka), Else Buddeberg (Benn), Hans Schwerte (Stilkonservative moderne Dichter), Ludwig Erich Schmitt (Sprachwissenschaft), Carl Becker (Römische Literatur der augusteischen Zeit), Michael Freund (Zur englischen Geistesgeschichte), Erwin Wolff (Englische Literatur des 18. Jahrhunderts), Fritz Schalk (Dante), August Buck (Romanische Renaissance), Hans Flasche (Hispanistik), F. W. Müller (Französische Literatur von der Revolution bis zur Gegenwart), Alfred Rammelmeyer (Realistische Literatur der Russen), Erich Angermann (Universalgeschichte und historische Bibliographie), Gerhard Kaiser (Nationalismus), Helmut Beumann (Mittelalterliche Geschichte I), Otto Herding (Mittelalterliche Geschichte II), Stephan Skalweit (Das Zeitalter des Absolutismus), Kurt Goldammer (Religionswissenschaft), Willibald Gurlitt und zahlreiche Mitarbeiter (Musikwissenschaft), Hans Tintelnot (Barock in der bildenden Kunst), Erich Rothacker (Anthropologie, Kultur- und Geschichtsphilosophie), Karlfried Gründer (Neuere Philosophiegeschichte), Odo Marquard (Schelling), Odo Marquard (Nietzsche) u. a.